FRITZ VATER

Herr Heinrich

Fritz Vater / Herr Heinrich

Fritz Vater

HERR HEINRICH

Die Saga vom Ersten Deutschen Reich

Verlag Franz Eher Nachf., GmbH., München

Einband und Umschlagentwurf von Friedrich Kremer, München
Alle Rechte vorbehalten. — Copyright 1941 by Verlag Franz Eher Nachf., GmbH., München. — Printed in Germany.
Druck: Knorr & Hirth K. G., München

Dann kommt jener Fürſt
zum Gericht gefahren,
der höchſte von oben,
der alles beherrſcht.
Urteil beſchließt er,
ſchlichtet Zwiſte
und ſichert Ordnung
mit ewiger Satzung.

(Edda, Völu-Spa)

Erster Teil: Um des Reiches König

(907—909)

1. Kapitel: Im Maien

Es war im siebenten Jahre jener Zeit, als das Kind Ludwig in den deutschen Landen Kaiser Karls Krone trug und statt seiner die Bischöfe von Mainz und Konstanz die Regentschaft führten, indessen Herr Konrad von Franken zu Ansehen und Macht kam.

Es war im Lenz dieses Jahres 907. Unter seinem beglückenden Atem war das Leben an den Südhängen des Harzgebirges und im Tal der Unstrut zu wunderbarer Schöne aufgebrochen.

„Der Maien, der Maien
Gibt uns viel Lust und Freuen,
Gibt Sonn' und Blüten dieser Zeit
Und endet alle Traurigkeit."

So sangen die kleinen Mädchen, Gesindekinder, auf dem Anger vor Herrn Heinrichs Hofgut in Miminleun und tanzten dazu einen fröhlichen Ringelreihen, daß ihre Röckchen und die offenen Haare nur so flogen.

„Der Maien, der Maien
Gibt uns viel Lust und Freuen ..."

so summte Frau Hathburg, Herrn Heinrichs wackere Hausfrau, die Weise der Kinder mit. Sie saß inmitten des Blüten-

gartens vor dem Herrenhause; ihre Hand führte fleißig und geschickt die Nadel; ihre Augen überwachten zwischendurch den etwa dreijährigen Buben, ihren und Herrn Heinrichs Sohn, der sich mit Steinen, Sand und Blumen seine eigene Welt schuf, und flogen je und dann auch zum Hof und den Wirtschaftsgebäuden hinüber, wo das Gesinde seinem Tagewerk nachging. Denn wenn der Hausherr fern ist, muß die Frau ihre Augen überall haben, soll es um seinen Besitz wohlstehen. Diesmal war Herr Heinrich nur für ein paar Stunden verritten, er würde gewiß noch vor Abend zurückkommen; es war aber auch schon geschehen, daß er wochenlang unterwegs war, wenn er irgendwo gegen die ewig unruhigen slawischen Stämme zu Felde ziehen mußte, weil sie immer wieder gegen die Grenze Sachsens vorstießen, oder auch bei manch anderer Gelegenheit. Dann konnte er getrost Hof und Gut der Obhut seines Weibes anvertrauen; Frau Hathburg war eine tüchtige Schaffnerin. Sie stand fest auf Gottes fruchtbarem Boden und wußte, daß Verstand und Hände brauchen muß, wer mit dem Leben fertig werden will. Sie war vielleicht nicht das, was man eine schöne Frau nennt, und manch einer hatte sich schon gefragt, was Herr Heinrich wohl an ihr habe finden mögen, daß er sich ihretwegen so viel Unannehmlichkeiten und Verdruß aufhud: eine große Frau mit Ecken und Kanten und mit einem stolzen Gesicht, das von braunem Haar umrahmt war; viele nannten sie hochmütig. Wer freilich sie einmal hatte wirtschaften sehen oder hatte beobachten können, wenn sie mit ihrem Herrn und Gemahl Zwiesprache hielt, oder auch nur jetzt einen Blick hinein in den Garten tat, wo sie saß und nähte und ihres Kindes wartete, der mußte doch wohl zugeben, daß Herr Heinrich mit dieser Frau einen gar köstlichen Schatz bewahrte, um den er in Wahrheit zu beneiden war. Gewiß, Frau Hathburg war stolz

und hochgemut, vielleicht wirklich darum, weil sie Herrn Heinrichs Eheweib sein durfte und die Mutter seines Sohnes Thankmar, gewiß auch darum, weil sie sein Haus verwaltete und sein Gut mehrte durch Besonnenheit und fleißige Hand; im Tiefsten aber — vielleicht ihr selbst gar nicht einmal klar bewußt — war ihr Stolz eine Abwehr gegen die Menschen, hinter denen sie je länger je mehr Feinde witterte, die ihr das Glück ihres Lebens nicht gönnen und zerstören wollten, was Liebe und Freude aus ihrem Dasein geschaffen hatten. Im Innersten ihrer Seele bangte sie zuweilen um dieses Glück und ihren Frieden, seit sie erlebt hatte, daß sowohl Herrn Heinrichs Sippe als auch die Heilige Kirche ihre Ehe weder gutheißen noch auch nur anerkennen wollten. War es denn wirklich ein Makel, so fragte sich Frau Hathburg dann, daß Herr Heinrich sie damals aus dem Kloster entführte, um sie zu ehelichen, jenem Kloster, dem man sie zubestimmt hatte, ohne sie nach ihrem Willen und Wähnen zu fragen, in dem dieses gesunde, nach Leben und Schaffen dürstende junge Weib niemals hätte Genüge finden können. Wie hatte sie gelitten, die Nonne Hathburg, in jenen Jahren, als die hohen Klostermauern sie abschlossen von Leben und Tat. Leib und Seele hatten sich empört gegen solche „Brautschaft Christi", die Unnatur und Lüge war. Oh, sie hätte manches Stücklein erzählen können von diesen Heilandsbräuten, von himmlischer und irdischer Liebe, und wie freudig man jene eintauschte, wenn diese zu gewinnen war. Und wie glücklich war sie gewesen, als Herr Heinrich um sie warb. Ihr Herz hatte gebebt, als seine Worte sie trafen, ihr Leib gezittert unter der Seligkeit, mit der das Blut in ihren Adern rauschte; ihrer Seele aber wuchsen Flügel. Keinen Augenblick hatte sie sich besonnen, dem Manne zu folgen, nachdem sie wußte, daß es ihm ernst war und sie getrost ihr

Leben und ihre Zukunft seinem starken Arm anvertrauen dürfe. Jener nächtliche Ritt, der sie dem Kloster entführte, schenkte ihr das Leben zum zweiten Male, und sie dankte es dem Manne, indem sie ihm dieses Leben zu eigen gab, ganz und gar zu eigen.

War da ein Makel? — Warum hatte der Bischof von Halberstadt die Ehe nicht eingesegnet? — Es war doch nichts Ungewöhnliches und Seltenes, daß Nonnen ihre Zellen verließen, wenn sie innegeworden waren, daß sie ihr Gelübde nicht halten konnten. Wie viele schon waren gleich ihr weggeholt worden, hatten geheiratet und schließlich auch den Segen des Priesters gefunden, wenn nur der Mann stark genug war, sich gegenüber der Kirche zu behaupten und durchzusetzen; einer größeren Schenkung oder Stiftung gegenüber blieb auch bischöflicher Zorn in der Regel nicht unbezähmbar. Warum war das bei ihnen so anders? Und warum hatte Herrn Heinrichs Sippe sich gegen sie gestellt, Otto der Erlauchte, den sie Herzog nannten über die Sachsengaue, und die alte Frau Oda, die nun wohl schon an die hundert Jahre alt war? Hathburg wußte, daß es schwere Auseinandersetzungen gegeben hatte auf der Herzogspfalz jenseits des Gebirges, daß Herr Heinrich in Unfrieden von den Seinen geschieden war und der Bischof von Halberstadt sie beide sogar mit dem Kirchenbann belegt hatte. Aber Herr Heinrich war seinen Weg unbeirrt weitergegangen, als sei ihm der Bruch mit den Seinen gleichgültig und der Segen der Kirche entbehrlich. Hier in Miminleou, auf dem Gut, das vormals seinem Oheim Bruno gehörte, der im Kampf gegen die Normannen gefallen war, hier hatten sie beide seither gelebt, hier war ihnen Thankmar geboren worden. Miminleou war Frau Hathburgs Paradies, zu dem die Bitterkeit der Welt keinen Eingang fand. Hier war alles zu ertragen, alles, auch der Zorn ihres eigenen Vaters, des Grafen von der

Merseburg, der sein Kind nicht wiedersehen wollte, seit es dem Kloster entflohen, noch den Enkel, der ihm geschenkt worden war. Kam je und dann doch einmal aus den Tiefen ihrer Seele eine Sorge hoch, wie sich wohl die Zukunft gestalten möchte, dann pflegte Herr Heinrich, wenn sie davon zu ihm sprechen wollte, ihr heiter lachend diese Sorge zu verscheuchen oder verschloß ihr gar mit einem innigen Kuß den Mund. Und sein fester und treuer Sinn hatte sie immer wieder hinweggetragen über solche abgründigen Gedanken, nicht zuletzt aber die Arbeit des Tages, die Fürsorge für Haus und Hof, für Mann und Kind. Sie hatte ihrem Leben Inhalt und Sinn gegeben und damit alle übrige Sorge immer wieder gebannt, die aus Unwirklichkeiten heraufzubrechen schien.

„Der Maien, der Maien
Gibt uns viel Lust und Freuen . . ."

Als Frau Hathburg jetzt diese Weise vor sich hinsummte, die vom Anger zu ihr herübergeflogen kam, da war bestimmt ihr Herz nicht von diesen Nöten beschwert. Der Lenz hielt auch sie in ihrem Bann, die Knospen der Freude waren am Aufspringen, und während ihre Finger auf dem Schmucktuch, an dem sie arbeitete, ein neues Blumenmuster versuchten, ihre Augen liebkosend das Kind erfaßten, das zu ihren Füßen spielte, badete ihre Seele für eine kleine Weile in dem Meer von Licht und Wärme, Duft und Sonne, das sie umflutete, bis sie selbst ganz davon erfüllt war. Und über dem Glanz und Glück dieser wogenden Fluten vergaß sie schier, was um sie her geschah.

So mochte es gekommen sein, daß sie des Mannes nicht gewahr wurde, der zum Hoftor hereinkam, stehen blieb und lange ernst sinnend zu ihr und dem Kinde hinüberblickte. Er mußte wirklich eine ganze Weile stehen, ehe er bemerkt wurde, und dann war es noch der Knabe, der ihn sah, und nicht die

Frau. Hathburg kam erst zu sich, als eine kleine Patschhand sich plötzlich auf ihr Knie legte und sie die Stimme des Kindes neben sich sagen hörte:

„Mußt nicht Angst haben vorm bösen Wod. Erminfried jagt bösen Wod weg."

Erminfried? dachte Frau Hathburg. Was will er mit Erminfried? Erminfried war der Schafhirte auf Herrn Heinrichs Hof, den man den „Alten" nannte, obwohl er kaum mehr als fünfzig Jahre sein mochte; man sagte ihm allerlei Merkwürdiges nach, daß er noch an Wodan glaubte und nicht an den Herrn Christus und vielerlei Zauber und Hexensprüche kenne.

„Was ist mit dem bösen Wode?" fragte Frau Hathburg erstaunt den Knaben.

„Da steht böser Wod", antwortete das Kind und deutete auf die Gestalt beim Hoftor.

Nun erblickte auch Frau Hathburg den Mann. Der Herzschlag wollte ihr stocken. Es riß sie vom Sitz hoch. Nadel und Tuch entfielen ihrer Hand. Sie war blaß geworden. Der dort stand — seit Jahren hatte sie ihn nicht mehr gesehen — war ihr Vater.

Es mag sein, daß er in diesem Augenblick wirklich so aussah, wie der Schäfer Erminfried sich Herrn Wodan vorstellte: der wallende Bart, der breitkrempige Hut, der lange Reisemantel, der die hohe Gestalt umhüllte; das alles mochte zu dem Bilde passen, das der Schafhalter irgendwann einmal dem kleinen Sohn seines Herrn ausgemalt hatte. Und als Thankmar jetzt erschrocken die Mutter aufspringen sah, da ward auch ihm beklommen zumute, und er suchte sich hinter den Falten ihres Kleides zu verbergen.

Indessen kam der Mann ruhig heran. Böse sieht er eigent-

lich nicht aus, mußte Thankmar denken und lugte hinter der Mutter neugierig hervor; aber ganz geheuer war ihm nicht dabei.

„Vater", stammelte Frau Hathburg, „du — hier — hier bei — uns?"

Des Mannes Augen leuchteten glückhaft auf, als er Tochter und Enkelkind so vor sich stehen sah. Die jahrelange Bitterkeit fiel von ihm ab und gab dem natürlichen Gefühl der stolzen Freude Raum; wenn auch deutlich zu spüren war, daß dahinter noch etwas anderes auf der Lauer lag, eine gewisse Angst.

„Ja, Hathburg", sagte er, „ich mußte doch wohl einmal hierher kommen und nach euch sehen."

„Und —" fragte Hathburg, noch immer geängstigt, „und du zürnst uns nicht mehr, Vater, mir und Herrn Heinrich?"

Er schüttelte stumm mit dem Kopf und reichte der Tochter bewegt und erschüttert die Hand. Hathburg griff sie, beugte sich darüber und küßte sie in überströmender Dankbarkeit.

„Wie mich das froh macht", sagte sie, „oh, so froh." Und dann, rasch hinter sich greifend, holte sie den Knaben aus seinem Versteck, nahm ihn auf den Arm, damit er sich den Großvater auch recht in der Nähe besehen könne.

„Bub", sagte sie, „das ist dein guter Ahnvater; den mußt du recht lieb haben."

„Ist guter Ahnvater", plapperte er nach, „will Thankmar recht lieb haben." Und über dem Plaudern und Kosen mit dem Kinde legte sich der Sturm, der so jäh über Frau Hathburgs Herz gekommen war und sie beide, Vater und Tochter, aufwühlen wollte.

Sie gingen dann ins Haus; denn kaum daß Frau Hathburg sich beruhigt hatte, dachte sie daran, daß ihr Vater wohl

wegmüde und hungrig sein müsse. Bald war ihm ein kräftiges Mahl bereitet. Während Graf Erwin aß und trank, plauderte Hathburg und erzählte von der Wirtschaft, von dem Kinde, von Herrn Heinrich, daß er verritten sei, aber bald zurückkommen und sich ihres großen Glückes mitfreuen werde.

Da sagte Graf Erwin und wurde wieder ernst dabei, für Herrn Heinrich habe er auch einen Auftrag, aber es sei ihm sehr lieb, daß er zunächst mit Hathburg eine Weile allein sei.

„Ich habe gesehen, daß es dir gut geht und du froh und zufrieden bist", sagte er, „und ich zürne dir nicht mehr, daß du deiner verstorbenen Mutter frommes Gelöbnis so gering geachtet hast und dem Kloster entwichen bist. Vielleicht hatte deine Mutter wirklich kein Recht, dich vom Leben wegzugeloben und dich zu binden, ehe du selbst dich binden konntest. — Aber ich habe große Sorge um dich und dein Kind."

Er seufzte.

Hathburg blickte zu ihm hinüber.

„Warum sorgst du dich, Vater?" fragte sie.

„Dein Bund mit Herrn Heinrich ist nicht gesegnet", sagte er ehrlich bekümmert.

„Nicht gesegnet?" antwortete Hathburg. „Wieso nicht gesegnet?" Ihre Hand deutete auf den Knaben. „Wo Gott seinen Segen gab, bedarf es der Worte des Bischofs nicht", sagte sie, und ihr Gesicht nahm jenen Zug an, den manche Hochmut nannten.

„Du kannst Herrn Heinrichs Weib nicht bleiben", fuhr der Graf zu sprechen fort. „Herr Heinrich hat dich gewählt ohne seiner Sippe Einverständis. Herzog Otto steht dagegen und seine Mutter Oda. Es kann nicht gut enden, sich ihnen widersetzen zu wollen."

Frau Hathburg erschrak nicht, als sie ihren Vater so reden

hörte; zu oft schon waren ähnliche Gedanken bei ihr selbst aufgetaucht. Aber einen Zusammenhang ahnte wohl ihre empfindsame Seele; denn sie fragte:

„Haben sie dir das gesagt, Herrn Heinrichs Gesippen, daß du es mir verkündigen sollst?"

Graf Erwin hob den Kopf und maß die aufrechte Gestalt der Frau; ihn verwunderte wie ihre Klugheit so ihre Ruhe und Sicherheit, und — er konnte sich dessen nicht erwehren — er war stolz auf sie in diesem Augenblick.

Dann aber kam sofort die heimliche Angst wieder in ihm auf.

„Mein Auftrag geht an Herrn Heinrich", sagte er, „wieweit er damit zu tun hat, weiß ich nicht. Ich komme von dem erlauchten Herrn Otto; und was ich Herrn Heinrich zu sagen habe, davon will ich sprechen, wenn er hier in der Halle weilt. Sieh, Kind: ich bin nur ein Dienstmann meines Herrn und ihm in Treue verschworen; aber ich bin auch der Vater meines Kindes und dir in Liebe zugetan. Schlimm wäre es, wenn ich je wählen müßte zwischen Herrentreue und Kindesliebe. Als du Herrn Heinrich zum Gemahl nahmst, da hast du nach deinem Vater nicht gefragt, noch Herr Heinrich nach seinen Sippen. Was geschehen ist, können wir nicht mehr ändern. Aber Gesetz und Sippe sind nicht ausgelöscht über euch; und Gesetz und Sippe sprechen gegen euch und heischen ihr Recht."

„Was rät der Vater mir, daß ich tun soll?" fragte Frau Hathburg, der die Bekümmernis des alten Mannes naheging.

„Scheide dich in Güte von Herrn Heinrich, laß ihn und gib ihn seiner Sippe frei. Das ist, was ich allein dir raten kann", antwortete der Graf.

„Niemals!" entgegnete Frau Hathburg ruhig und fest. „Niemals werde ich das tun. Und niemals wird Herr Heinrich dazu seinen Willen bieten."

Graf Erwin hob die Hand.

„Nichts verschwören, Kind", sagte er. „Du kannst heute nicht wissen, was morgen geschieht oder übermorgen möglich ist. Heinrichs Gesippen sind stark und mächtig genug, zu erzwingen, was sie durchsetzen wollen." Und niemand müsse das besser wissen als Herr Heinrich, fügte er hinzu.

Die Frau aber trat für ihren Gatten ein.

Da kenne er Herrn Heinrich schlecht, entgegnete sie; sein Herz sei ohne Furcht und sein Kopf eisern hart und gebe dem seiner Gesippen nichts nach; er habe sich bisher nicht gebeugt, er werde auch ferner fest bleiben. „Warum neiden sie uns das Glück?" fragte sie. „Wem habe ich etwas genommen, als ich Herrn Heinrichs ehelich Weib ward? Ich habe niemanden verdrängt von meines Herrn Seite. Warum will man mich verdrängen von seinem Tisch und Lager?" fragte sie.

Er wisse auf ihre Fragen keine Antwort zu geben, entgegnete Graf Erwin; er wisse nur, daß man auf des erlauchten Herrn Ottos Pfalz auch vor der Gewalt nicht zurückschrecken werde, wenn Güte und Geduld nicht zum Erfolg führen sollten. Er sei noch ein Bote der Güte, sagte der Graf, wer könne wissen, wann der nach ihm komme, der eine andere Sprache reden werde.

„Aber die Antwort wird die gleiche sein", sagte Frau Hathburg mit hochgemutem Herzen.

Hufschlag klang vom Hofe herein und gleich danach die volle, tönende Stimme des Hausherrn, der dem Knecht Weisung gab, die Pferde nach dem schnellen Ritt, den sie hinter sich hatten, sorgsam abzureiben. Dann war ein ruhiger, fester Mannesschritt auf den Fliesen der Laube zu hören, und jetzt wurde eine wuchtige Gestalt im Rahmen der Tür sichtbar; sie hob sich stark umrissen gegen den dämmernden Abend-

himmel ab, wie ein Schneegebirge, das zum Firmament aufragt.

„Hallo! Ein Gast im Hause?“ rief Herr Heinrich mit fröhlicher Stimme; und, den Grafen erkennend, setzte er hinzu: „Herzlich willkommen, wenn du aus eigenem Antrieb kamst.“

Er reichte dem Grafen die Hand und schüttelte sie kräftig.

Aus eigenem Antrieb komme er schon, meinte Graf Erwin, wenngleich er auch eine Botschaft des Herzogs zu übermitteln habe. Sie zu bringen, habe er sich selbst erboten, um einen schicklichen Grund zu finden, sein Kind und seinen Enkel endlich zu begrüßen, gestand der Alte offen ein.

Herr Heinrich sagte dazu, halb scherzend, halb im Ernst: lange genug habe es ja gedauert, und ob es wirklich dazu erst eines schicklichen Grundes bedurft hätte, wenn er Kind und Enkel und den dabei freilich unvermeidlichen Tochtermann aufsuchen wollte. Auf seines Herrn Vaters Botschaft sei er im übrigen nicht versessen; sie werde wohl Zeit haben, bis er sich gestärkt und gegessen habe. Und sich zu Frau Hathburg wendend, fuhr er in herzlichem Ton fort: ob sie ihn wolle verschmachten lassen, und ein Trunk kühles Bier müßte ein Labsal sein nach dem strammen Ritt, den er hinter sich habe. Er sah ihr dabei in die Augen, und dieser Blick voll dankbarer Liebe war zugleich der stumme und innige Gruß, mit dem er sich in der Gegenwart des andern beschied, und Hathburgs frohes Lachen darauf ihre verstehende Antwort.

Indem sie noch einmal, den Gatten zu sättigen, saftigen Rauchschinken, kräftiges Brot und reinliches Fett zutrug, dazu ein säuerliches Mus, das sie aus verschiedenen Gartenkräutern zu bereiten verstand, einen irdenen Krug kühlen Bieres, den Durst zu befriedigen, plauderten sie von diesem und

jenem, was der Tag gebracht hatte, von der Arbeit auf dem Hof, von dem Schaden, den das Wild auf den Äckern verursachte, von Herrn Erwins Gesundheit, die Gott sei Dank nichts zu wünschen übrig ließ, und von den Aussichten, die das junge Jahr für die Ernte zu bieten schien. Herr Heinrich fragte nach seines Sohnes Befinden, erfuhr, daß die Kindsmagd ihn schon zu Bett gebracht hatte, aber der Knabe noch darauf warte, daß sein Vater ihm gute Nacht sage; und so wanderten sie denn nach dem Nachtmahl selbdritt hinüber, dem Jungen zu seiner Ruhe zu verhelfen.

Indem war es Nacht geworden. Der Tisch war abgeräumt bis auf den Bierkrug, der nebst den Bechern zu der Männer Labung stehen blieb. Öllichter erhellten den Raum und beleuchteten die Gesichter der Männer, die am Tisch einander gegenübersaßen, das bärtige und zerfurchte des Grafen Erwin und Herrn Heinrichs frisches und junges. Frau Hathburg hatte sich entfernen wollen, um die Männer unter sich zu lassen — denn sie wußte, daß Männerberatung nicht immer für der Frauen Wissen bestimmt ist — aber ihr Gemahl hatte ihr bedeutet, ruhig zu bleiben, da Graf Erwins Botschaft vom Herzogshofe kaum etwas bringen könne, was nicht auch die Frau des Hauses angehe. Nun, mit Schinken, Kraut und Bier im Leibe, sagte er, sei er bereit, seines Vaters Kunde zu hören; denn der Ludolfinger Nachrichten bekämen ihm seit geraumer Zeit auf den leeren Magen häufig ungut, und selbst nach kräftigem Essen machten sie ihm nicht selten Beschwerden. Aber — er werde sie schon aushalten.

Und erwartungsvoll sah er zu dem Grafen hinüber.

Dieser sagte nun: Er habe nicht mehr und nicht weniger auszurichten, als daß der erlauchte Herzog Otto seinen Sohn bald bei sich zu sehen wünsche und mit ihm wichtige Dinge zu

bereden habe. Er betonte dabei die besondere Dringlichkeit, die der Herzog dieser Einladung gegeben habe.

„Hm", nickte Herr Heinrich, nachdem der Graf geendet hatte, „und was bedeutet das? Vor Jahren hat man mir gesagt, daß man mich in der Pfalz nicht mehr zu sehen wünsche. Danach habe ich mich gerichtet seitdem und zudem meinem Herrn Vater erklärt, daß ich sowieso erst dann wiederkommen werde, wenn auch mein Weib bei ihm willkommen ist. — Wenn also der Herzog mich jetzt sehen will", sagte er zu Frau Hathburg gewendet, „so werden wir beide reisen müssen." Und wieder zu Erwin: Ob denn der Herzog und die alte Frau Oda ihren Widerstand gegen seine Ehe aufgegeben hätten?

Graf Erwin verneinte: Er glaube das nicht, nein, er wisse sogar, daß Herzog Otto nach wie vor die Gültigkeit des Bundes mit Hathburg bestreite und nicht gesonnen sei, ihn anzuerkennen.

„Dann soll er mich hier in Frieden lassen!" brauste Herr Heinrich da auf. Er werde nicht übers Gebirge fahren, sagte er. Sein Blick wurde finster und entschlossen.

Der Graf von der Merseburg suchte ihn zu beschwichtigen. Er könne seinem Herzog den Gehorsam nicht versagen, mahnte er Heinrich; und der Herzog sei es, der ihn befohlen habe, nicht der Vater.

„Will er es jetzt so versuchen?" fragte Heinrich. „Glaubt der Herzog, daß ich ihm gewähren werde, was ich dem Vater versagt habe? Versagen mußte, weil ich nicht untreu werden will dem Weibe meiner Wahl."

Dem Herzog gehöre schließlich Haus und Hof, auf dem sie hier säßen, wandte Graf Erwin ein; des Herzogs sei endlich das Gericht und alle Gewalt im Lande der Sachsen; das dürfe Herr Heinrich nicht vergessen.

„Mein aber ist Hathburg!“ entgegnete Heinrich. „Und mein ist das Kind. Mir gehört die Kraft dieses Armes, mein sind Herz und Kopf und Hirn. Nimmt er mir meines Oheims Besitz — gut, so werde ich Arm und Hirn gebrauchen, den Meinen Obdach zu schaffen und das Brot, das wir zum Leben brauchen. Und wenn Sachsen nicht Raum hat für uns — was Gott verhüten wolle — so werden wir Umschau halten in Franken oder in Bayern. Überall willkommen ist in diesen Zeiten ein tüchtiger Mann“, sagte Herr Heinrich.

Ob er also um eines Weibes willen seinem Herrn untreu werden wollte, fragte der Graf.

„Die Treue zum Herrn endet bei der Treue zu sich selbst“, antwortete Heinrich.

Graf Erwin schüttelte den Kopf und hob die Hand.

„Du irrst“, sagte er. „Die Treue zu sich selbst vollendet sich in der Treue zum Herrn. So ward es uns früher gelehrt in unsern jungen Jahren. Hör zu!“ sagte er, als Herr Heinrich widersprechen wollte. „Hör nur einen Augenblick noch zu. Kannst du wähnen, daß ich gekommen bin, anderes als Frieden und Ruhe über dich und mein Kind zu bringen? — Meinst du, es sei mir leicht geworden, diesen Weg zu euch zu gehen? — Ich habe euch gezürnt, ja; aber einmal hat auch der Zorn ein Ende; und gewiß dann, wenn sich der Liebe die Sorge paart und die Not dräut, die furchtbarer werden muß, als aller Zorn. Glaubt mir, Herr Heinrich, und du, Hathburg, glaubt mir: als ich heute nachmittag am Tor eures Hofes stand und Hathburg sah und den Knaben, da habe ich keinen innigeren Wunsch gehabt, als daß dieses Glück euch bleiben möchte durch euer ganzes Leben.“ Er holte tief Atem, bevor er zu sprechen fortfuhr: „Kein Glück dauert ewig in dieser Welt. Immer einmal steht es auf gegen die Menschen; und was

sie ihr Glück nannten, das wird zum Verhängnis in ihrem Leben."

„Wären die Menschen nicht töricht", entgegnete da Herr Heinrich, „so könnte ihr Glück schon dauern und brauchte nicht verhängnisvoll zu werden."

„Möglich", sagte der andere wieder, „möglich! Aber kannst du die Menschen anders machen, als sie sind, töricht im Glück wie im Unglück?"

„Das ist Priesterweisheit", warf Heinrich ein. „Ich kenne das: die List, die uns untüchtig machen will, den Arm lähmt, der zum Schlag ausholt, und die Kraft zerbricht, ehe sie noch werken kann. Den Mutigen kann diese Weisheit nicht beirren."

Wieder schüttelte Herr Erwin den grauen Kopf.

„Es ist die Weisheit eines langen Lebens, Herr Heinrich", antwortete er. „Deine Jugend mag sich dagegen anstemmen; ändern wirst du daran nichts. Heute nennst du Hathburg dein Glück, deine Sonne, den Glanz deines Lebens. Heute willst du kämpfen um dieses Glück. Und was wirst du sagen, einmal, wenn du siehst, daß sie dich arm gemacht hat ..."

„Wir werden auch in der Armut Gefährten bleiben!"

„... daß du Haus und Hof und Heimat verlorst über sie ..."

„Gottes Welt ist weit. Wer die Heimat verlor, muß eine neue suchen!"

„... daß du dein Leben vertan hast mit geringen Dingen und darüber die großen vergaßest?"

„Kann es Größeres geben, als den Acker zu pflügen, Saat zu streuen und die Ernte einzufahren, die er trug, damit das Leben nicht erstirbt!"

„Das tun viele und müssen es tun", entgegnete Graf Erwin. „Sollte Herzog Ottos Sohn nichts anderes zu wirken haben

auf dieser Welt? Nicht etwas, was nur er kann, er allein und niemand sonst?"

„Und was sollte das sein?" fragte Herr Heinrich dagegen.

„Ich bin ein Gefolgsmann des Herzogs", antwortete der Graf von der Merseburg, „und gehorche seinem Befehl. Was aber soll werden, wenn er einmal nicht mehr befiehlt? Können wir Dienstmannen einem gehorchen, der selber seines Herrn Befehle mißachtet hat? Wie willst du uns einstens befehlen, wenn du uns das Beispiel gabst des Ungehorsams gegen den Herzog und gegen deinen Vater!"

Heinrich wußte, daß der alte Mann recht hatte, aber er wehrte sich gegen die Einsicht, denn sie drohte sein Leben von Grund auf umzustürzen.

„Ich geize nicht danach, euer Herzog zu werden", sagte er, „wahrhaftig nicht, am wenigsten aber, wenn ich dafür diese" — er deutete auf Hathburg — „aufgeben soll. Das wäre zu teuer erkauft, viel zu teuer!"

Er war aufgestanden und durchmaß mit langen, ruhigen Schritten die Halle, hin und her, und her und hin. Die andern schwiegen; sie spürten, daß Herr Heinrich um einen Entschluß rang. Schließlich trat er wieder zum Tisch und stand.

„Gut!" sagte er. „Ich folge dem Befehl des Herzogs, der mich zur Pfalz ruft. Ich will Frieden mit ihm und den Meinen dort haben. Aber er darf nicht verlangen, was unmöglich ist. Ich will es noch einmal versuchen, sie umzustimmen. Auch ich habe einen Willen, und daran sollen die Wogen ihres Wahnes zerbrechen, daß sie mein Leben nach ihrem Kopf formen könnten. Morgen in der Frühe breche ich auf nach Herzog Ottos Pfalz", verkündete er, „und nun ist wohl Schlafenszeit; Hathburg wird dir das Gastlager zeigen."

Frau Hathburg hatte in all der Zeit kein Wort gesprochen;

stumm hatte sie den Reden der Männer gelauscht. Wonne und Weh rangen in ihrem Herzen einen unsichtbaren, verzweifelten Kampf. Als sie sich jetzt erhob, den Leuchter griff, um dem Vater den Weg zur Gastkammer zu weisen, da war dies der Entschluß ihrer Seele: Nein, ich kann Herrn Heinrich nicht verlassen, nichts wird mich von ihm trennen — ich weiß es — nichts als der Tod, auch nicht die Gewalt seiner Sippe.

Im Gastbett fand Herr Erwin von der Merseburg lange, lange keinen Schlaf. Er lag und sann und konnte nicht loskommen von seinen Gedanken: Gab es noch eine Hoffnung für diese drei Menschen, die ihm lieb waren wie sonst keine mehr auf der Erde, diese prächtigen, starken und stolzen Menschen, die so fest und sicher zu stehn glaubten und nicht spüren wollten, daß der Boden wankte, der sie trug; gab es noch eine Hoffnung für sie? — Ruhelos warf sich der Mann herum. Wo, so grübelte er, wo ist Hilfe und Rettung für sie? — Aber keine Macht des Himmels und der Erde konnte ihm Antwort geben auf seine bange Frage.

*

Frau Hathburg war, nachdem sie ihren Vater zur Gastkammer geleitet hatte, wieder in die Halle zurückgekehrt. Sie fand den Raum leer und die Haustür offen. Gewiß war Herr Heinrich noch einmal hinüber nach den Ställen gegangen, wie er oft vor dem Schlafengehen zu tun pflegte. Sie löschte die Lampen und trat dann ebenfalls hinaus vor die Laube. Da saß Herr Heinrich auf der Bank vor dem Hause. Er saß vornübergebeugt und hielt den Kopf zwischen den Händen vergraben. Die Gedankenschwere schien ihn zur Erde hinunter zu ziehen.

Die Frau blieb eine Weile ruhig bei der Tür stehen; sie

mochte den Mann nicht stören. Ihr Blick ging von ihm hinweg über das schlafende Land in die milde, gütige Vorsommernacht hinaus. Hathburg trank das Leuchten der Gestirne, den Glanz des Mondes, den Duft, der von den Tannenwäldern herüberschwang; sie atmete die Stille der Welt und nahm sie auf in ihre Seele. Und wurde selbst still dabei, ganz still und ruhig. Was kann mir geschehen, dachte sie, und was kann uns geschehen! Es ist Gottes Welt, in der wir leben, und Gottes Welt will wachsen und werden.

Leise trat sie zu dem Mann an die Bank. Er hörte ihr Kommen nicht und spürte nicht ihre Nähe. Sanft glitten ihre Finger durch seine Haarwellen, und ihre Hand blieb auf seinem Kopf liegen.

Da fuhr er aus seinem Brüten hoch und stand vor ihr, sah im Mondlicht ihre gelösten, fast frohen Gesichtszüge, das befreite Lächeln auf ihrem Mund.

„Es ist schwer", kam es gequält von seinen Lippen, „sehr schwer."

Hörte sie es nicht? — Ihre Hand deutete über das Land vor ihnen.

„Sieh!" sagte sie nur, sonst nichts.

Herr Heinrich wandte den Blick hinüber nach den Berghängen.

„Wollen wir — gehen?" fragte er zaghaft noch und beklommen.

Hathburg nickte.

Da legte er den Arm um sie.

„Komm!" sagte er, und Seite an Seite, eng verschlungen, schritten sie hinaus in den Frieden dieser Nacht. Sie spürten wohl beide, daß drinnen im Hause etwas Fremdes Einzug gehalten hatte. Hofften sie, vor ihm fliehen zu können? —

Sie wanderten selbander längst bekannte, liebgewordene Wege. Zwischen den Äckern hindurch, wo die Saat im Wachsen stand, an Wiesenhängen vorüber, die nach jungem Gras dufteten. Von der nahen Viehkoppel herüber klangen vereinzelte Laute der Tiere, die schon im Freien übernachten konnten. Vor ihnen schreckte ein Reh hoch, das geäst hatte und nun in langen Fluchten dem bergenden Wald zujagte. Sie glaubten zu spüren, wie sich der Segen herabsenkte auf die Erde und auf alles, was sie trug, und sie sahen den Boden sich willig öffnen, aufbrechen unter dem Hauch des Schöpfers, der über sie hinging in dieser stillen Nacht.

Sie schritten, Mann und Weib, über die braune Erde, über junges Gras und weiches Moos talauf, den Weg am Bach entlang. Silberne Wellen hüpften ihnen entgegen und glitten, als dürften sie den Feierfrieden dieser beiden nicht stören, leise, schämig vorüber, und erst, wenn sie ein ganzes Stück weiter waren, schienen sie mutwillig zu kichern und verstohlen aufzulachen, wie vorwitzige Kinder zuweilen tun, die noch nicht begreifen können, was das Leben an Wundern, an Schönem und an Leid birgt.

Weiter schritten die beiden, eng aneinander geschmiegt, den leichten Hang hinan bis zum Waldrand. Dort hatte Herr Heinrich vor Jahren eine Bank aufschlagen lassen, denn von da glitt der Blick weithin über das Land. Und Herr Heinrich liebte solche Plätze, wo man, von der Arbeit ausruhend, die Augen weiden konnte an der Welt Wunder und Schöne.

Dort saßen sie nun nieder, Hathburg und Heinrich, der Mann und die Frau. Sie legte den Kopf an seine Schulter, und er hielt den Arm um sie geschlungen. Und lange war um sie nur das heilige Schweigen.

Irgendwo klang ein Vogelstimmchen auf, ein kleines, zag-

haft und ängstlich wie aus furchterfülltem Traum. Dann einmal brach hinter ihnen im Wald dürres Geäst; ein Tier suchte seinen Weg, ein Hirsch vielleicht oder ein Keiler. Herr Heinrich tastete an die Seite, wo die Sasse hing, und war beruhigt, als er ihren Griff fühlte. Hathburg regte sich nicht; sie wußte sich in guter Hut. Ihre Augen glitten über das lichtdurchflutete Land, das so seltsam unwirklich aussah unter dem kühlen Schein des Mondes. Langsam fielen ihr die Augen zu. Es war kein Schlafen und nicht die Müdigkeit, die ihr die Lider schloß; es war nur die Stille, die sie einkehren ließ bei sich selbst.

Drüben im Gebüsch schlug eine Nachtigall. Sehnsuchtsbang und ahnungsschwer schwang ihre Weise durch den Maien. Und jetzt, jubilierend und aufjauchzend in Freude und Lust, antwortete eine andere. Und die sehnsüchtige und die jubelnde Stimme wechselten miteinander, klangen immer voller, immer heller und weckten neue Stimmen auf, bis der Hang erfüllt war von ihren Melodien.

Da seufzte Frau Hathburg, und ein leises Zittern floß über die Gestalt in Herrn Heinrichs Arm.

„Ist dir kalt?“ fragte er flüsternd, selbst gefangen von der Nacht und ihrem Zauber.

Die Frau schüttelte den Kopf; aber sie wich seinem Blick aus. Schier ängstlich barg sie das Gesicht an seiner Brust.

„Es ist spät“, sagte nun Herr Heinrich, „wir müssen zurück.“

Wieder spürte er das Nein aus ihren Bewegungen, und ihre Frauenhand legte sich beschwichtigend auf seinen Arm.

Er beugte sich tiefer zu ihr hinab. Der Duft ihres Haares fing ihn ein. Sanft küßte er die Stirne der Frau, und leise lachend fragte er sie:

„Du — willst nicht zurück?“

Da hob sie den Kopf zu ihm auf. Tiefe, klare Augen schauten ihn an, groß und schweigend; dann sagte sie — und es lag ein seltsamer Klang in ihrer Stimme:

„Noch — nicht!"

Da begriff Herr Heinrich das Weib an seiner Seite und die Sehnsucht dieser Maiennacht.

„Du — Frau", sagte er. Sein Mund preßte sich auf ihre Lippen und, ihre Küsse trinkend, wurde er erst des Durstes inne, unter dem seine Seele litt gleich der ihren.

„Wollen wir — weiter?" fragte er nach einer Weile, und sein Blick wies den Waldweg hinauf. Dort auf der Höhe stand das stille Jagdhaus, das Herr Heinrich sich vor vielen Jahren gebaut hatte, als er noch unbeweibt war und im Jagen seine schönste Freude fand. Schon einmal hatte dies einsame Haus ihr beider höchstes Glück gesehen; damals, als sie den Lebensbund geschlossen und Herr Heinrich sein junges Weib mitten aus dem rauschenden, lärmenden Trubel der festlichen Gäste fort gleich zum zweiten Male entführt hatte.

„Da — hinauf?" fragte er jetzt.

Und Hathburg nickte und legte die Arme um seinen Hals. —

Sie haben es wohl beide nicht gewußt, daß sie nicht ungesehen in diese Maiennacht gegangen waren. Erminfried, der Alte, der Schäfer, der bei seiner Schafkoppel stand, sah sie dahinwandern und hatte darum den alten Segen vor sich hingemurmelt, den Ostersegen, den man sprechen muß in dieser Frühlingszeit, damit die Erdmutter Frucht schenkt und ein gutes und reiches Jahr. Und auch das geheimnisvolle Zeichen hat er hinter ihnen hergemacht, das die bösen Geister und Nachtkobolde bannt, aber die guten befiehlt zu sicherem Schutz und glückhaftem Tun. —

Und so schritten die beiden bergwärts, der Mann und sein

Weib, des Glückes voll und ihrer Liebe gewiß, hinein in den dunklen Tann und der Höhe entgegen. Sie gingen im Schutz und Segen dieser Nacht, und wer mag wissen, ob die Tränen, die in Frau Hathburgs Augen aufglänzten, als einmal der Schimmer des Mondes ihr Antlitz traf, Tränen sehnsuchtsfroher Erfüllung waren oder Tränen bangen Wehs und zukunftsschweren Ahnens.

2. Kapitel: Wetterwolken

Auf Herzog Ottos bäuerlicher Pfalz herrschte einige Tage später ungewohnt reges Leben. Gäste waren angekommen: Konrad, der sich Herzog von Franken nannte, nebst seinem Bruder Eberhard; ferner Herr Burchard von Thüringen, der ebenfalls den Herzogstitel führte, obwohl sich sein Land weder mit dem des Sachsen noch dem des Franken messen konnte. Sie waren mit ihrer gewaffneten Begleitung gekommen und hatten Wohnung genommen in Herzog Ottos geräumiger Pfalz; ihre Gäule standen in seinen Ställen, und ihre Gewappneten saßen in Ottos Gesindehallen, tranken sein Bier, aßen sein Brot und Fleisch und schäkerten mit den Mägden, daß des Hauses Schaffnerin ihre liebe Not mit dem Frauenvolk hatte, um es an die Arbeit zu bringen; und mancher von Herrn Ottos dienenden Knechten wußte bald nicht, worüber er sich mehr ärgern sollte, über die Unverschämtheit der Gewappneten oder über die Leichtfertigkeit seiner Liebsten, die dem fremden Mannsvolk um den Bart ging, als habe nie ehrliche und aufrichtige Liebe um sie geworben.

In der Halle des Hauses saßen inzwischen die Herren beim Gastmahl, das der Sachsenherzog ihnen bereitet hatte. Es war

Vorsorge getroffen, daß Macht und Reichtum der Ludolfinger dabei klar zum Ausdruck kam, ohne aufdringlich zu erscheinen. Auserlesenes Geschirr zierte die Tafel, an der köstliche Speisen und gute Getränke gereicht wurden; reichlich war alles, gediegen und vornehm. Otto machte seinem Beinamen „der Erlauchte" jedenfalls an diesem Tage alle Ehre. Der Siebzigjährige saß an dem einen Ende der Tafel, neben sich zur Rechten den Frankenherzog Konrad, zur Linken den Thüringer Burchard. Neben Burchard saß Konrads Bruder Eberhard. Der Platz neben Konrad war freigelassen, obwohl auch dort Tafelgeschirr stand, bestimmt für Herzog Ottos Sohn Heinrich, den man erwartet hatte, der aber noch immer nicht kommen wollte. Dem Sachsenherzog gegenüber an der anderen Schmalseite der Tafel, neben Herrn Eberhard, saß Herzog Ottos Mutter, die uralte Frau Oda, die seit dem Tode Haduwichs, Herzog Ottos gewesener Gemahlin, wieder das Amt der Hausfrau verwaltete, die hundertjährige Greisin neben dem siebzigjährigen Sohn. Keines der übrigen Kinder Ottos war zu dieser Tafel der Herrschenden zugezogen worden; es waren vielmehr die Auserlesenen von Franken, Thüringen und Sachsen unter sich, und das entsprach voll und ganz den Absichten, die zu dieser Zusammenkunft geführt hatten. Einstweilen allerdings boten die Gespräche bei Tisch nichts Besonderes oder Wesentliches. Dennoch war zu spüren, daß die Männer allesamt irgendwelche Gedanken im Hintergrund hatten, die sie innerlich viel stärker beschäftigten, als das leichte, oberflächliche Geplauder vermuten ließ. Konrad von Franken zupfte zuweilen vor Erregung an seinem rötlichblonden Vollbart, und sein Blick suchte unruhevoll den des schräg gegenübersitzenden Bruders. Der beleibte Thüringer Herzog verbarg seine Unsicherheit hinter einer fast geschwätzig zu nennen-

den Redseligkeit und lachte immer wieder dröhnend über seine eigenen Bemerkungen und Späße. Am ruhigsten von allen schien noch Otto zu sein; aber es schien nur so. Er richtete das Wort an den immer schweigsamer werdenden Konrad, sein bartloses Gesicht lächelte verbindlich zu des Thüringers vergnügten Erzählungen; mit der ihm eigenen Würde und Überlegenheit saß er an seinem Platz, ohne sich die Sorge anmerken zu lassen, die ihn quälte, nun schon seit zwei Tagen quälte: Würde sein Sohn Heinrich kommen oder nicht? — Er hatte ihn so rechtzeitig laden lassen — und der Graf von der Merseburg hatte ihm versprochen, alles nur Mögliche aufzubieten — daß Heinrich früh genug in der Pfalz hätte eintreffen können, um dem Familienzwist ein Ende zu bereiten; hing doch jetzt sozusagen alles davon ab, ob Otto künftighin mit seinem Sohn rechnen konnte oder nicht. Peinlich, mehr als peinlich war es schon, daß Heinrich auch jetzt noch immer nicht da war. Mit überlegener Ruhe hatte Otto es bis dahin erreichen können, daß man den eigentlichen Zweck der Zusammenkunft noch immer hinausschob; aber er wußte nur zu gut, daß es nach Beendigung dieses Mahles kein Ausweichen mehr geben könnte, daß dann Dinge gesprochen werden mußten und Entschließungen zu fassen waren, die unaufschiebbar, aber auch unwiderruflich sein würden. Diese Mahlzeit war die letzte Frist, die er seinem Sohn und sich noch geben konnte; danach mußte das Schicksal seinen Lauf nehmen; es gab kein Ausweichen mehr. Würde es möglich sein, auch dann noch den Riß in der eigenen Sippe zu verbergen? — Was mochten die andern schon wissen? — Rechneten sie gar mit dem Zwist zwischen Vater und Sohn, und war der Ludolfinger Herrschaft bereits erschüttert? — Wie kam dieser schmächtige Franke dazu, sich den Herzogstitel bei-

zulegen! Er sah gar nicht danach aus; aber der jüngere Bruder schien die ehrgeizige, treibende Kraft zu sein. Und wenn schon, mit welchem Recht gesellte sich der dicke Thüringer ihnen zu! Und nun sollte er sie anerkennen, sich womöglich von ihnen Bedingungen stellen lassen, mit ihnen Abkommen treffen. Der dicke Thüringer konnte leicht lachen, wenn sich der Franke zu seinem Beschützer und Förderer seiner Wünsche machte. Und welchen Stand würde Sachsen dabei haben? — Wenn er jetzt einen Sohn hätte, einen wirklichen, tatkräftigen und entschlossenen Sohn, der sich hinter den Vater und sein Werk stellte, so wie es Heinrich vormals zu werden versprach, und nicht einen pflichtvergessenen und ehrlosen Buben, der um einer entflohenen Nonne willen im Sinnenrausch und in Weibesbanden alles aufs Spiel setzte, die Herrschaft der Ludolfinger in Sachsen, ihre Vormacht vor den andern, die sich Herzöge nannten, die Zukunft von Sippe und Stamm, alles!

Otto ließ sich diese Sorgen nicht anmerken, mochten sie auch von Minute zu Minute brennender werden, denn Minute um Minute rückte die Entscheidung heran. Während sein Herz bangte und sein Mund verbindlich zu den Gästen sprach, lauschte sein Ohr, ob noch immer nicht der Hornruf ertönte, der das Nahen des Sohnes künden sollte, und sein Auge suchte je und dann die alte Frau Oda am andern Ende der Tafel, sah sie dort ruhig und unbekümmert sitzen, diese Frau, die schon längst nicht mehr hineingehörte in die Zeit, in der die Männer lebten, und die dennoch da war, lebendige und tatsächliche Gegenwart. Nur zu gut wußte Otto um der Mutter Dasein; sein eigenes Gestirn blieb blaß neben dem leuchtenden dieser Frau, die als Kind noch Kaiser Karl gekannt hatte, im Schatten seines Weltreiches groß geworden war und, indem dieses Römische Reich Karls zerfiel, zwölf

Kindern das Leben gab und so mit ihrem Gatten Liudolf das Geschlecht der Ludolfinger begründete. Als ihr Gatte starb, vor nunmehr vierzig Jahren, waren noch drei Söhne und fünf Töchter am Leben. Ihr Ältester, Brun, war im Kampf gegen die Dänen gefallen, Luitgart heiratete den König Ludwig vom westlichen Frankenreich. An Bruns Statt wurde der jüngere Otto später seines Vaters Nachfolger als Sachsenherzog. Sie, die Billungertochter, bestimmte dem Sohn die Gemahlin Hadwich, und Otto fügte sich dem Willen der Mutter. Wenn nun von ihren Kindern außer dem Sohn nur noch eine Tochter am Leben war, die jüngste, die dem Kloster in Gandersheim vorstand, so achtete sie desto eifriger auf das Treiben der Enkel. O nein, sie war noch nicht müde und dachte auch nicht ans Sterben; irgend etwas hielt sie zäh und unbeugsam aufrecht, irgend etwas, was niemand kannte, was aber jeder zu spüren bekam, der mit ihr Berührung hatte. Es war etwas Rätselhaftes an dieser Frau; kein Mensch wußte, was sie dachte; aber jeden zwang sie zu tun, was sie getan haben wollte. Es ist daher auch gar kein Geheimnis, daß der Frankenherzog ebenso wie sein Bruder nichts so sehr für das Gelingen ihrer Pläne fürchteten, wie die Meinung und den Willen dieser Frau, die wie ein unerschütterliches Gesetz aufragte und sich nicht beugen und brechen ließ. Es kann auch darüber kein Zweifel sein, daß sie es war, die am nachdrücklichsten Herrn Heinrichs Ehe mit Frau Hathburg mißbilligte und durch den Herzog strengste Weisung an die Bischöfe in Sachsen ergehen ließ, unter keinen Umständen diese Ehe einzusegnen und damit für rechtsgültig zu erklären. Und wenn sie auch ihres Enkels Dickschädel kannte — denn es war ja ihr eigener, der da wieder auftauchte, ein echter Billunger Sachsenschädel — so gab sie keineswegs die Hoffnung auf, diesen Starrsinn in andere, wie

sie meinte, nützlichere Bahnen zu lenken, denn sie glaubte, daß der Enkel nicht nur den Schädel, sondern auch Herz und Verstand und den Sinn für Großes und Edles von ihr, der Billungertochter, geerbt habe. In diesem Glauben war sie vollkommen beruhigt, auch jetzt, wo alles auf des Messers Schneide zu stehen schien.

Und nun war es so weit. Das Essen war beendet. Die dienenden Knaben trugen die letzten Schüsseln hinaus; Mägde brachten Wasser, Seife und Tücher zum Waschen der Hände und verschwanden dann, nachdem Gäste und Hausassen sich bedient hatten, wieder lautlos. Die Türen schlossen sich. Die Stunde war da.

Eine kleine Weile lag das Schweigen der Erwartung in dem Raum. Langsam, widerwillig löste Otto den Blick vom Fenster und wandte ihn den Harrenden zu.

„Herren", sagte er, „ihr seid gekommen, um mit mir von unsern Völkern und unsern Ländern zu sprechen." Sein Auge glitt über die Runde. Konrad nickte zustimmend mit dem Kopf, Eberhard beugte sich vor und sah Herzog Otto erwartungsvoll mit aufeinandergepreßten Lippen an, der Thüringer faltete mit einem Lächeln im Gesicht die Hände über dem Bauch. Otto fuhr fort:

„Ich hätte gewünscht, meinen Sohn und Nachfolger bei dieser Unterredung zugegen zu haben. Er ist bis zur Stunde noch nicht gekommen. Länger warten können wir freilich nicht. Beginnen wir einstweilen ohne ihn!"

Er wandte sich mit diesen letzten Worten an den Frankenherzog und erwartete nun eine Erklärung für diese von Konrad erbetene Zusammenkunft. Ehe jedoch der Herzog sich dazu gesammelt hatte, glaubte sein Bruder die günstige Gelegenheit benutzen und dem Ludolfinger einen Hieb versetzen zu sollen.

„Scheint, der junge Herr schätzt andere Dinge höher als unsere Sorgen und Beratungen", sagte er.

Und wie auf Verabredung ergänzte Herr Burchard verbindlich lächelnd:

„Seien wir nicht zu hart Herrn Heinrich gegenüber. In schönen Frauenarmen liegen ist ein Vorrecht der Jugend, das man ihr nicht vergrämen soll."

„Wie du meinst", entgegnete Eberhard. „Schließlich mußt du es ja mit Miminleou bezahlen." Er spielte damit auf den Streit an, der zwischen den Ludolfingern und den Thüringern um den Besitz Miminleous lange Zeit im Gange und einstweilen zugunsten der Sachsen entschieden war.

„Miminleou soll kein Grund sein, mit Herzog Otto zu streiten", antwortete denn auch Burchard, „noch viel weniger, das junge Glück der Ludolfinger zu stören."

Herzog Otto spürte die Herausforderung, die in diesen Reden lag; aber er dachte nicht daran, sich aus der Ruhe bringen zu lassen.

„Herren", sagte er, „wenn das der Zweck eures Kommens war, so tat mein Sohn klug daran, sich den Weg über das Gebirge zu sparen. Wozu soll er von Miminleou reden, wenn er Miminleou hat."

Wieder antwortete Eberhard spitz und giftig:

„Es wäre nicht unwichtig, den Ludolfinger Erben kennen zu lernen. Man sagt, daß das Erbe auf schwachen Füßen steht. Wir müssen weiter schauen als auf heute und morgen."

Sie wissen also gut Bescheid, dachte Otto; sie wissen alles. Das hatte er befürchtet. Nun gab es kein Ausweichen mehr. Ehe er jedoch noch etwas dazu sagen konnte, klang vom anderen Ende des Tisches Frau Odas ruhige, tiefklare Stimme herüber:

„Wozu das? — Der Ludolfinger Erbe wird da sein, wenn man ihn braucht."

Und dieses Wort hatte eine Überzeugungskraft, vor der augenblicklich das leichte Geplänkel der Reden verstummte.

Sofort wandte sich Otto nun wieder dem Frankenherzog zu, der bisher vergebens versucht hatte, zu Worte zu kommen.

„Herr Konrad, was hast du mir zu sagen?" fragte Herzog Otto.

Der blasse, kränklich aussehende Mann holte noch einmal tief Atem, ehe er sich zum Reden anschickte. Dann sagte er:

„Wir hielten es an der Zeit, wir Herzöge" — er betonte dieses Wort nicht ohne Mühe, als wollte er jeden Widerspruch dagegen im Keim ersticken — „wir hielten es an der Zeit, mit dir, unserm Nachbarn, die Frage der Königsfolge zu besprechen. Das Kind Ludwig wird nicht lange mehr leben."

„Ludwig ist jung", antwortete Otto. „Wer will wissen, wie lange der König lebt?"

„Die in seinem Namen regieren, die Bischöfe von Mainz und Konstanz, wissen, daß Herr Ludwig nicht alt wird. Es ist kein Geheimnis mehr."

„So?" antwortete Otto. „Wissen die Ehrwürdigen vielleicht auch schon, wann ‚das Kind' sterben wird? Herr Hatto von Mainz wird Tag und Stunde wohl aus des Herrgotts eigenem Munde erfahren haben."

„Unwürdiger Verdacht!" brauste Eberhard auf. „Die besten Heilkundigen sind um den jungen König bemüht. Aber ihm ist nicht mehr zu helfen. Sein Blut ist vergiftet; er kann nicht lange mehr leben."

„Er tut mir leid, der junge Herr", antwortete Otto. „Mit ihm endet Kaiser Karls Geschlecht bei uns; ein stolzes Geschlecht endet mit einem kindischen, unmündigen Jüngling! —

Was aber sollen wir dabei tun?" fragte er. „Einen König bestimmen, jetzt schon, obwohl das Kind noch lebt?"

„Auf der Hut sein!" antwortete wieder Eberhard. „Auf der Hut sein, daß nicht ein anderer seine Hand ausstreckt nach der Krone, die uns gehört: Karl, den sie den Einfalt nennen."

Und Konrad ergänzte die Worte seines Bruders:

„Wenn bei uns auch Kaiser Karls Sippe erlischt, drüben im westlichen Frankenreich treibt der Stamm noch hoffnungsvolle Blüten. Leicht könnte es ‚den Einfältigen' reizen, nach Ludwigs Erbe zu greifen und auch Rechte dafür zu finden, wenn ihm nicht gewehrt wird. Es liegt an uns, das zu entscheiden."

Herzog Otto wiegte nachdenklich den Kopf.

„Die Gründe sind einleuchtend", sagte er schließlich. „Aber wie kommen wir dazu, darüber zu befinden. Wo ist der Lothringer? Wo der Bayer? Wo der Schwabe? Sollen sie nicht mitreden dürfen, wenn es um ihren König geht?"

„Der Lothringer Reginar steht auf König Karls Seite", fing Konrad an einzuwenden. Schon fiel ihm Eberhard ins Wort:

„Und über den König bestimmen nicht die Grafen, sondern nur die Herzöge", sagte er.

„Jawohl, nur wir Herzöge", echote getreulich der Thüringer.

Gott sei Dank, nun war es heraus!

Herr Otto lächelte über den Eifer der beiden ebenso wie über Konrads betretene Miene. Innerlich freilich war sich der Sachsenherzog der Schwere dieser Stunde bewußt. Nun mußte er sich entscheiden, ob er diese Ansprüche des Franken und des Thüringers anerkennen wollte oder nicht. Einstweilen sagte er lachend:

„Nur die Herzöge? — Dann bliebe wohl ich allein übrig,

den neuen König zu bestimmen. Denn es gibt in unsern Ländern meines Wissens nur einen einzigen, der von seinem Volk zum Herzog gekürt ist, den Herzog der Sachsen."

Konrad wurde noch blasser als er ohnehin schon war, Burchard rutschte auf seinem Stuhl herum, als säße ihm ein Bienenschwarm am Hintern. Nur Eberhard blieb gelassen. Seine Mundwinkel verzogen sich spöttisch, als er zur Antwort gab:

„Der Herzog von Sachsen wird sich daran gewöhnen müssen, nicht mehr der einzige Herzog zu sein, nachdem des Königs Gnade meinem Bruder und Herrn Burchard die Herzogswürde verliehen hat. Es wird auch Herrn Otto nicht unbekannt geblieben sein, daß seit den Tagen des großen Karl Herzöge nicht mehr vom Volk gewählt, sondern vom König ernannt werden."

Ottos Lächeln blieb unbeirrbar stehen.

„Ich habe davon sagen hören", antwortete er und wollte damit ausdrücken, daß man sich in Sachsen noch keineswegs von dem alten Brauch entfernt hatte. „So, so, der König hat euch zu Herzögen gemacht", fuhr er dann fort und dann ganz plötzlich: „Welcher König? — Doch nicht am Ende das unmündige Kind?"

„Der König!" beharrte Eberhard und klopfte zur Bekräftigung mit der flachen Hand auf den Tisch. „Jawohl, der König", sagte er noch einmal, „und in seinem Namen die beiden Verweser."

„Also Herr Hatto von Mainz", entgegnete nun Otto. Das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht. „Von Bischofs Gnaden also."

„Willst du abstreiten, daß die Erzbischöfe von Mainz und von Konstanz nach König Arnulfs Testament rechtmäßig

ihres Amtes walten?" fragte mit bebender Stimme Konrad.

„Ich bestreite Arnulf das Recht, Bischöfen solche Gewalt zu geben", antwortete Otto.

„Er wird seine Gründe gehabt haben, sie dem Herzog von Sachsen nicht zu geben", fiel Eberhard ein, während Herr Burchard hörbar nach Luft schnappte.

Nun lachte Otto laut auf.

„Wozu ereifert ihr euch so?" fragte er beinahe fröhlich. Er war sich klar geworden, daß er den Aufstieg des Franken nicht würde hindern können. Mochte sich Konrad in Gottes Namen Herzog nennen, von Königs oder von Bischofs Gnaden, wie es ihm beliebte; es war schließlich ja der Franken Sache. Und was den Thüringer anginge, nun, da würde man sehen. Da er aber merkte, wie unsicher die beiden Herzöge sich im Grunde fühlten, konnte er es sich nicht versagen, noch einmal eine Karte auszuspielen.

„Ob Herr Hatto wohl auch den Babenberger zum Herzog gemacht hätte, wenn es diesem damals gelungen wäre, über die Söhne Konrads zu obsiegen?" fragte er.

Der Hieb saß. Das merkte Otto sofort.

Die Babenberger nämlich waren ein Grafengeschlecht gewesen, das vordem in Franken Ansehen und Macht besaß, bis des jetzigen Herzogs Vater, der ebenfalls Konrad hieß, die Babenberger Sippe verdrängte. Nach jahrelangen Fehden fiel damals der alte Konrad. Entschieden aber wurde der Streit durch das Eingreifen Hattos von Mainz, der zugunsten Konrads schließlich die Reichsgewalt gegen den letzten Babenberger Adalbert aufbot. Die Konradiner ließen sich nicht gern an diese Zeit erinnern.

So antwortete denn auch Eberhard ärgerlich, aber hart und bestimmt:

„Der Babenberger Streit ist entschieden, Herzog Otto."

„Wenn schon!" erwiderte dieser. „Aber durch Wortbruch und Verrat!"

„Schändliche Lüge!" entgegnete Eberhard. „Bischof Hatto hat keinen Wortbruch begangen."

„Meinetwegen nennt es Falschheit und Betrug", sagte der andere wieder. „Zu offenkundig ist, wie er den Grafen Adalbert in seine Gewalt brachte."

„Adalbert unterlag", begehrte Eberhard auf, „ein Rebell gegen des Königs Willen und Macht. Er wurde gefangen und verurteilt. Wer wagt das zu schelten!"

„Wie man ihn fing, das ist es, was wir schandbar nennen", entgegnete Otto. „Adalbert war geschlagen. Er saß auf seiner Burg, und Hatto stand mit dem Heer des Königs davor. Da machte nun der Bischof in des Königs Namen dem Grafen das Erbieten, er möge seinen Fall den königlichen Richtern unterbreiten, und sicherte ihm ausdrücklich zu, ihn wieder unversehrt auf seine Burg zurückzubringen."

„Wir kennen dieses Märchen", fiel Eberhard, ärgerlich mit der Hand abwehrend, dem Herzog ins Wort.

Aber Otto ließ sich nicht beirren.

„Unterwegs nun", erzählte er weiter, „als sie schon ein Stück geritten waren, kehrte man wieder um; Herrn Hatto hungerte plötzlich so sehr. Man speiste also im Haus des Babenbergers. Und dann, beim zweiten Ausritt, nimmt der Bischof Adalbert gefangen. Jetzt darf er ihn gefangen nehmen; denn er hat ihn vorher unversehrt auf seine Burg zurückgebracht. Wenn das nicht Wortbruch sein soll, Herren, so weiß ich nicht, was Wortbruch ist. List, nennt es Hatto, List, nur List! Unehrlich ist das, Herren; unwürdig eines Mannes, der Christi Kirche dienen und eines Königs Schwert verwalten

will. Und dazu stimmt dann das Ende. Das Haupt des Grafen Adalbert fällt unterm Beil des Henkers, und Konrad, des gefallenen Grafen Konrad Sohn, wird Herzog. Und alles das geschieht im Namen eines Kindes, das König heißt und — dessen Blut vergiftet ist. Wen wundert noch, wenn Kaiser Karls Geblüt dabei vergiftet wird!"

Sie schwiegen alle dazu, die im Raum saßen. Selbst Eberhard hatte den Mut verloren, darauf noch etwas zu entgegnen. Otto aber fuhr fort zu reden:

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, so heißt es doch. — Der Babenberger Streit ist aus — jawohl. Und was sinnt er nun wieder, der Herr in Mainz? — Vielleicht gelüstet's ihn danach, wenn erst das Kind gestorben ist, sich selbst die Krone auf das Haupt zu setzen? Warum auch nicht! Er ist ja heute schon unser Herr; er glaubt es wenigstens zu sein. Weshalb soll er sich nicht auch König nennen!"

„Du tust dem Bischof unrecht", sagte Konrad nun. „Sein Amt ist schwer, sein königliches und sein bischöfliches. Er soll zusammenhalten, was auseinander fallen will. Wie kann er das, wenn jeder Graf dem Allgemeinen widerstrebt, wenn jeder glaubt, daß er das Rechte weiß und tut, und es verschmäht, sich einem einzigen Königswillen einzuordnen ..."

„Wo ist denn eines Königs Wille?" warf Otto ein. „Zeigt mir doch, wo er ist! Karl hatte eines Königs Willen, jawohl. Ihm zu gehorchen hatte Sinn und Verstand. Aber schon Ludwig war kein Kaiser mehr, der fromme Diener seines römischen Herrn. Und dessen Sohn schlägt sich zuerst mit seinen Brüdern herum und später mit den eigenen Kindern, weil jedes selber Herr sein will in seinem Lehen. Und dann die Letzten bis zu Arnulf hin und seinem Kind? Wer will da noch von Königswillen reden? Wer aber kümmert sich dabei um

unsere Völker? Wer fragt nach ihnen? Wie ein Spielball werden sie von Hand zu Hand geworfen, im Namen eines Königs verhandelt, heute dem und morgen jenem zugesprochen, verschachert wie beim Juden alt Gerät. Damit ist's nun genug, ihr Herren, wirklich genug! Zeigt mir einen König, der wirklich König ist! Ich will der erste sein, der ihm Gehorsam leistet und seiner Weisung folgt. Mit Kindern aber und mit Pfaffen verschont mich."

Sie seien im Grunde genommen einig, sagte nun Eberhard; man habe nur aneinander vorbeigeredet; es sei gar kein Unterschied zwischen Herrn Ottos Meinung, ihrer eigenen und der des Erzbischofs. Man könne dem Kinde die Krone jetzt nicht wegnehmen, obwohl gar keine Hoffnung bestehe, daß Ludwig jemals sein königliches Amt werde versehen können; wollte man jetzt handeln, so gäbe es nur Streit zwischen den Ländern und den einzelnen Herren. Aber da man nun doch wisse, daß das Kind nicht alt werden könne und der Stamm der Karolinger vor dem Verlöschen stehe, so wolle man eben schon jetzt bestimmen, wer dann das Königsamt antreten sollte, und es sei nun an ihnen, dafür zu sorgen, daß eben der rechte Mann einmal die Krone trage und kein Schwächling.

„Und wer meint ihr, wer dieser Mann sein soll?" fragte Otto, begierig, hinter ihre Absichten zu kommen.

Gerade in diesem Augenblick klang ein Hornruf von draußen herein. Otto sprang auf.

„Mein Sohn Heinrich!" rief er freudig aus.

Er merkte nicht, daß die andern starr geworden waren, weil sie diesen Namensruf des Herzogs mit seiner Frage in Verbindung brachten. Vielleicht glaubte auch der eine oder andere in diesem zufälligen Zusammentreffen etwas Schicksalhaftes zu erkennen und — erschrak davor.

Otto war zum Fenster getreten. Er bezwang sich, seine Freude nicht allzu deutlich zu zeigen. Heinrich war gekommen; gut, sagte er sich, aber noch war keineswegs sicher, daß er nun auch mit ihm eines Sinnes sein würde. Nein, entgegengehen wollte er ihm lieber nicht; er durfte jetzt nach keiner Seite hin Verdacht erwecken. Er schritt zu seinem Platz zurück und bat nur um eine kurze Unterbrechung der Beratung, bis Heinrich herein sei.

Und dann trat Herr Heinrich ein. Strahlend wie der junge Morgen stand er in der Tür und überblickte die Versammelten. Mit festen Schritten ging er auf seinen Vater zu, begrüßte ihn und bat, seine Versäumnis zu entschuldigen, aber er habe davon nichts gewußt, daß man ihn zu einer Beratung erwartete; er wäre sonst einen Tag früher gekommen. Der Ritt durch das Gebirge, sagte er, sei zu herrlich gewesen, als daß er ihn ohne zwingenden Grund habe beschleunigen wollen.

Alsdann wandte sich Herr Heinrich zu Altmutter Oda, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor ihr und grüßte sie mit ausgesucht liebenswürdigen Worten, denn er spürte die Augen der andern auf jeder seiner Bewegungen ruhen und wußte plötzlich, daß hier etwas lauerte, was abzuwehren war.

Frau Oda faßte des Enkels Hand mit ihren beiden und sagte nicht ohne Bedeutung auf das Vorangegangene:

„Ich wußte, daß du kommen würdest, und zur rechten Zeit kommen würdest."

So habe er also noch nichts versäumt, meinte Heinrich lachend und begrüßte nun unbekümmert die übrigen Herren.

Dann nahm auch er Platz, und Otto sagte, man wolle nun die Beratung fortsetzen. Er erklärte kurz seinem Sohn, worum es sich handele, daß man erwäge, wer später einmal an

Ludwigs Statt König werden solle, und wiederholte dann seine letzte Frage an Konrad von Franken.

Irgendwie mußte das Eintreten des jungen Herrn Heinrich die Franken unsicher gemacht haben. Hatten sie an seinem Kommen gezweifelt? War ihnen sein Dabeisein gerade jetzt peinlich, wo sie Dinge bereden mußten, die den jungen Ludolfinger unmittelbar angingen? — Herzog Konrad wich der Frage Ottos aus. Mit einer Bewegung der Hand sagte er: Wer König werden solle? — ja, man könne das nicht so bestimmt sagen; man wolle ja gerade darüber miteinander reden.

Eberhard, der sich fester in der Gewalt hatte als sein Bruder, aber meinte, es kämen dafür ja nur zwei in Frage, der Herzog von Sachsen oder der von Franken, also Otto oder Konrad; denn sie beide seien die mächtigsten Landwalter, und nur sie besäßen die Kraft, die Länder zusammenzuführen und zusammenzuhalten. Wären sie beide einig, meinte Eberhard weiter, dann gäbe es niemanden, der ihrer vereinten Macht widerstehen könne.

So sprach Eberhard von Franken; und der Thüringer nickte dazu.

Wieder lag für eine Weile das lauernde, gefährliche Schweigen über den Versammelten, bis es Otto mit kühnem Griff zerfetzte, indem er zu Konrad sagte:

„Wir beide also. Gut. Aber wer von uns? — Wahrscheinlich hast du dir Hoffnungen gemacht auf dieses Amt und bist auch schon einig mit Hatto von Mainz."

Er leugne es nicht, antwortete Konrad, den diese Frage zum Bekennen zwang; er halte sich dieses Amtes für fähig, freilich nur, wenn er Ottos Zustimmung und Unterstützung habe. Gegen Ottos Willen wolle er nicht König werden. Falls Otto aber selbst das Königsamt annehmen wolle, so stelle er sich an

seine Seite, vorausgesetzt, daß Otto ihn als Herzog von Franken bestätige. Über sein Verhältnis zum Bischof von Mainz schwieg Konrad sich aus.

Otto neigte verstehend den Kopf. Freilich, man kam nur nicht recht weiter so. Ehe er aber noch etwas erwidern konnte, sagte von dem andern Tafelende Frau Oda:

„Herr Konrad von Franken kann nicht König sein. Herr Konrad ist ein kranker Mann. Das Reich braucht einen gesunden König, einen starken König."

Seine Gesundheit ließe jetzt, Gott sei Dank, nichts zu wünschen übrig, entgegnete Konrad; die Kämpfe mit den Babenbergern hätten ihm zugesetzt, das sei richtig; nun aber sei er wieder völlig bei Kräften.

„Der König hat nicht Muße, seine Gesundheit zu pflegen. Wer König sein will, muß mit dem Kampf rechnen. Wen der Kampf schwächt, der ist ungeeignet zum König", sagte Frau Oda weiter. „Zudem", fuhr sie fort, „Herr Konrad hat keinen Sohn, der das Königserbe einst antreten könnte."

„Aber er hat einen Bruder", fiel Eberhard rasch ein, „und dessen Söhne könnten Erben werden."

Ob man sich für Herrn Eberhard werde entschließen wollen wie für Herrn Konrad, wisse sie nicht, antwortete Frau Oda ruhig; einstweilen sei nur von Konrad und Otto die Rede.

Diese Antwort verwundete Eberhards Stolz und Ehrgeiz. Darum sagte er bissig:

„Wenn man sich für Herzog Otto entschließen will, dann möge man bedenken, daß auch Ottos Sohn niemals die Nachfolge antreten kann; denn er ist im Kirchenbann."

Wieder antwortete Frau Oda: wer den Bann verhänge, der könne ihn auch lösen; und ihres Enkelsohnes Bann werde gelöst.

„Dann wollt ihr also später einmal den Gatten einer Nonne zum König machen, und eine Christgelobte zur Königsfrau!“ sagte Eberhard.

Da wollte Herr Heinrich auffahren und sich diese ungehörige Rede Eberhards verbitten. Im gleichen Augenblick jedoch fühlte er Frau Odas kühle Hand sich auf seine Faust legen und hörte die Frau sagen:

„Heinrichs Weib wird Mathildis von Engern, Thiadrichs und der Reinhilde Tochter.“

Das Wort stand wie ein Blitz über stahlgrauem Gewitterhimmel.

Wer etwas gegen sie vorbringen wolle, fragte Frau Oda, und ob Mathildis etwa nicht würdig sei, eines Königs Gemahlin zu werden.

Das traf wie ein Schlag die Versammlung. Einzig Herzog Otto schien um solche Pläne gewußt zu haben. Er hielt den Blick gesenkt und seine Finger malten ruhig unsichtbare Zeichen auf die Platte des Tisches.

Heinrich aber bebte. Aufspringen, dachte er, dazu nein sagen. Aber da spürte er, wie Frau Odas Hand sich mit eisernem Griff um seine Faust schloß. Bezwingend, unerbittlich war dieser Griff, grausam hart, aber ernüchternd und — befreiend. Er sah plötzlich die Gesichter auf sich gerichtet, das des Thüringers ungläubig staunend, mit offenem Munde, das Eberhards überrascht und erschüttert, das dessen Bruders fassungslos erschrocken; er sah Larven vor sich, Fratzen, Masken und durch die Masken hindurch bis auf den Grund ihrer Seele. Und da stand es: das hatten sie nicht erwartet; und da stand auch dies: wird er widersprechen oder nicht? Angstlich, besorgt um die eigenen Pläne und Hoffnungen, stand es da, und Herr Heinrich sah es. Und immer noch umschlossen diese

unbarmherzigen Frauenfinger hart und brutal seine Faust. Du bist nichts, Menschenkind, nichts, gar nichts, sagten diese Finger; wenn du dich stemmst gegen mich, gegen das Schicksal, dann stoße ich dich weg, stoße dich hinaus in die Nacht, in die Finsternis, sagten diese Finger; du mußt den Weg gehen, den ich will; du weißt, daß du ihn gehen wirst, diesen Weg, weil du ihn gehen mußt, so redeten diese Finger. Einen Augenblick lang drohte der Schwindel Herrn Heinrich zu fassen. Die Larven vor ihm — der Griff um seine Faust — das Gefühl, nichts zu sein — der jähe Ausblick in Fernen, die aufsprangen, greifbar nahe — — — es dünkte ihm eine Ewigkeit und war doch nur eines Augenblicks Spanne.

Schon hatte sich Herr Heinrich der alten Frau zugewandt. Er lächelte, lächelte — und lächelnd neigte er vor ihr das Haupt.

Ihre Augen leuchteten auf; wie ein erlösendes Licht in undurchdringliches Dunkel trafen sie seine Seele. Langsam löste sich der Griff auf seiner Hand; ganz sanft und zärtlich strichen jetzt die alten, knochigen Frauenfinger darüber hin.

Aus! dachte Herr Heinrich; irgend etwas ist nun aus.

Er hörte nur noch wie in weiter Ferne den Vater sagen, er halte es für geraten, nicht sofort einen Entschluß zu fassen; er jedenfalls wolle sich erst reiflich bedenken und müsse sich auch mit den Seinen besprechen. Er schlage daher vor, die Herren möchten ihren Aufenthalt um einen Tag verlängern, Haus, Hof und Jagd stünden zu ihrer Verfügung; am Abend oder am nächsten Morgen wolle man dann wieder zusammenkommen und dabei werde er ihnen seinen Entschluß mitteilen.

Konrad und Eberhard hatten keinen Einwand dagegen. Im Gegenteil, sie waren froh; denn auch sie hatten das Bedürfnis nach einer vertraulichen Aussprache untereinander. Hier war eben etwas geschehen, womit niemand gerechnet hatte, ein

Gegner, den man schwach glaubte, war urplötzlich mit großer Macht auf dem Plan erschienen. Heinrich hatte seiner Großmutter nicht widersprochen; und die Worte der alten Frau waren so fest und bestimmt gewesen, daß niemand an ihrem Ernst zweifeln konnte. Konrads Aussichten waren im Schwinden begriffen. Wie sollte man sie festigen? — Zeit gewinnen, Überlegung gewinnen, darauf kam es nun an. So willigten sie in Herzog Ottos Vorschlag ein.

Seiner selbst unbewußt erhob sich Herr Heinrich, als alle aufstanden. Das ruhige Lächeln lag noch immer auf seinem Gesicht, als man sich verabschiedete. Und erst, nachdem die Türen sich hinter den Gästen geschlossen hatten, wurde sein Blick starr und gegenstandslos; Angst ergriff seine Züge, und fassungslos quälten sich die Worte von seinem Mund:

„Was — habt ihr — getan!"

*

Von zwei Gesprächen ist noch zu berichten, die an diesem Tage stattfanden. Das eine zwischen den Franken und dem Thüringer am Nachmittag. Sie waren selbander hinausgegangen ins Freie, wo sie ungestört unter sich und unbelauscht von andern erwägen konnten, was sie tun wollten. Hier ließen sie ihre Masken fallen und redeten frei und offen. Sie gestanden sich ein, daß es schwer halten werde, nun noch Herrn Konrads Kronanwartschaft durchzufechten. Der wichtigste Grund dafür, daß Herzog Otto alt und sein Sohn der Nachfolge unwürdig sei, war hinfällig geworden; selbst Hatto von Mainz, sagten sie sich, der auf keinen Fall den Ludolfingern das Kronamt zugestehen wollte, würde nun kaum mehr hiebfeste Einwände vorbringen können.

Man erwog, ob es geraten sei, unter irgendeinem Vorwand

die Verhandlungen abzubrechen und die Lösung der Frage offen zu lassen. Burchard von Thüringen schlug vor, nun doch mit den Herren von Bayern, Schwaben und Lothringen in Verbindung zu treten. Gelänge es, sie für Konrad zu gewinnen, meinte er, so müsse sich Otto und seine Sippe fügen. Aber Konrad wies diesen Gedanken von sich. Er sagte, daß man damit bei dem Markgrafen Luitpold von Bayern, der doch mit dem letzten Karolinger noch verwandt sei, nur zu leicht eigene begehrliche Wünsche wecken werde; der Schwabe Burkart lebe in Unfrieden mit dem Bischof Salomon von Konstanz; ihn jetzt mitreden lassen, möchte den Widerspruch der Bischöfe heraufbeschwören; und der Lothringer blicke nach dem Westen hinüber und würde keine andere als Karls des Einfältigen Oberherrschaft dulden.

Was Konrad nicht aussprach, aber vornehmlich ihn dazu bewog, nicht mit den andern Landesherren in Verbindung zu treten, das war seine feste Absicht, wenn er erst König geworden sei, alle ihre Machtansprüche zu zerschlagen. Es durfte nur einen Herrn geben im Reiche, und das sollte der König sein, König Konrad. So wollte er es, so wollten es auch Hatto von Mainz und Salomon von Konstanz, die ihm den Weg zu diesem Ziel geebnet hatten. Darum mußten die Babenberger verschwinden, daran sollte Burkart von Schwaben zerbrechen, der Bayer scheitern und der Lothringer; mit jedem war fertig zu werden, nur — der Sachse war eine harte Nuß, gestand Herr Konrad sich ein. Sie waren stark, diese Sachsen, zum Fürchten stark, weil der Ludolfinger Herrschaft im Volk wurzelte; sie hielten am alten Brauch fest, sich immer wieder vom Thing ihre Herrschaft bestätigen zu lassen. Und klug waren sie, diese Ludolfinger. Wie hatten sie es seit je verstanden, durch Heiraten ihre Macht zu vergrößern und zu

festigen: Ludolf, der die Billungerin Oda zum Weibe nahm, Otto, der Hadwich freite, und nun Heinrich, der Mathildis von Engern heimführen sollte; ausgerechnet Mathildis von Engern, die Nachkommin des alten Sachsenherzogs, der dreizehn Jahre lang gegen Karl von Franken stritt. Wie mußte diese Heirat, wenn sie wirklich zustande kam, der Ludolfinger Ansehen stärken! Ja, sie haben noch immer ihren alten Trotz bewahrt, diese Sachsen, dachte Herr Konrad; die Macht der Karolinger und das große Reich sind zerbrochen, aber der Sachsentrotz hält aus, hält noch immer aus, obwohl sie Christen geworden sind; sie kümmern sich weder um Könige und Kaiser, noch um den Willen der Bischöfe oder den des Heiligen Vaters in Rom. Sie sind eben stark — und klug, dachte Herr Konrad. Und mühte sich vergebens um einen brauchbaren Gedanken, wie dem beizukommen sei.

Da sagte schließlich Eberhard:

„Niemand wirft das Schwert weg, wenn er den Bären kommen sieht. Um Hilfe schreien und davonlaufen nützt dann nichts. Ein Mann, der sich auf das Schwert verläßt, ist niemals ohne Hilfe und Trost. Warten wir Herrn Ottos Entscheidung ab. Nein sagen können wir immer noch dazu, wenn wir den Mut haben, dann für unser Nein einzustehen. Geht es nicht mit Otto, so muß es ohne ihn gehen. Aber Konrad wird König!"

Der Herzog von Franken nickte.

„Wenn es Gottes Wille ist", setzte er hinzu; denn er war wirklich ein frommer Mann.

*

Das andere Gespräch fand ebenfalls unter Dreien statt. Otto, Frau Oda und Heinrich führten es am Abend dieses

Tages in Frau Odas Kemenate. Sie saß im Lehnstuhl am Feuer, das eine behagliche Wärme verbreitete. Im Sessel ihr gegenüber saß ihr Sohn, der Herzog. Heinrich war ruhelos und unstet wie sein Blut seit diesem Nachmittag. Er kam sich vor wie jemand, den die Wellen im Strom erfaßt haben und fortreißen wollen, der weiß, daß er nur mit dem Strome schwimmend sich vor dem Untergehen bewahren kann, aber doch immer noch versuchen möchte, gegen die Wellen anzukämpfen, weil er hofft, sie dennoch zwingen zu können. Seinen gequälten Aufschrei: „Was habt ihr getan?" hatte man ihm nicht sofort beantwortet; sondern unter dem Vorwand, daß Frau Oda der Ruhe bedürfe, weitere Auseinandersetzungen auf den Abend verschoben; man wollte ihm Zeit lassen, mit sich selbst zurechtzukommen, und hoffte, er werde sich so am besten mit einer unabänderlichen Tatsache abfinden. Nun aber war Herzog Otto willens, endgültig reinen Tisch zu machen.

So entwickelte er in diesem Gespräch in abendlicher Stunde zunächst Herrn Heinrich die Absichten seines Handelns.

„Sachsen", sagte er, „Sachsen soll groß und stark bleiben. Die sächsischen Bauern und Krieger haben uns zu Herzögen gekürt. Wir sind nicht von eines Bischofs Gnaden geworden, was wir heute sind; unsere Gaue haben uns erhoben. Darum ruht unsere Herrschaft nicht auf der Schneide des Schwertes oder dem Willen der Kirche, wie bei dem Konradiner, und kein Kaiser und König hat je wagen dürfen, uns die Herrschaft streitig zu machen oder gar zu nehmen. Sachsen muß groß und stark bleiben", sagte der Herzog noch einmal, „dafür sind wir Ludolfs Erben."

„Und das Reich?" fragte Herr Heinrich wider Willen gepackt von seines Vaters Darlegung. „Ist das Reich nicht mehr als Sachsen?"

„Ohne Sachsen gibt es kein Reich", antwortete Otto. „Nicht einmal einen König mehr gibt es ohne Sachsen. Du hast gesehen, sie kommen zu uns, weil sie zu uns kommen müssen; sie kommen nicht mehr vorbei an unserer Macht und an unserm Willen. Meinst du, ich wüßte nicht, was dieser Konrad denkt und plant? Daß er König werden will und herrschen über uns alle! Und wenn nicht er, so sein Bruder Eberhard. Meinst du wirklich, sie kämen zu mir, mich zu fragen, wenn sie nicht fragen müßten? Der Weg hierher wird ihnen sauer genug geworden sein. Ich sah sie vorhin über den Hof gehen; sie gaben sich nicht einmal mehr Mühe, die Angst und Sorge in ihren Gesichtern zu verbergen; sie fürchten, daß ich Ja sagen und damit alle ihre Pläne zunichte machen könnte."

„Und was wirst du tun, Vater?" fragte Heinrich gespannt. „Wirst du Ja sagen zu ihrem Vorschlag?"

„Wie kann ich das?" entgegnete Otto und seine Augen blitzten hart und kalt. „Wie kann ich das tun, wenn die Sippe unbotmäßig ist gegen den Sippenherrn! Sollen sie lachen über einen König, dem der eigene Sohn den Gehorsam versagt!"

„Vater!" entgegnete Herr Heinrich gequält. „Ich habe dir den Gehorsam nie verweigert, wo du ihn billigerweise zu fordern hattest."

„Und — Hathburg?" fragte Otto drohend.

„Dabei geht es um mich, um mein Weib, um mein Glück und meinen Frieden", antwortete Heinrich ruhig.

„Und Sachsen?" fragte Otto dagegen. „Und das Reich? — Und die Ludolfinger? — Haben sie nichts zu fordern von dir?"

Heinrich zuckte verzweifelnd mit den Schultern und machte eine abwehrende Handbewegung. Es stürzte zuviel und zu hart auf ihn ein.

Otto redete weiter:

„Du sprichst von deinem Glück und deinem Frieden, immer nur von dir. Hat der Herrgott deinetwegen die Welt geschaffen? Haben Bruno und Liudolf und Oda, haben die hundert Geschlechter vor uns nur gelebt, daß du Glück und Frieden finden kannst — bei einem Weibe? — Seit wann nehmt ihr euch so wichtig, ihr Jungen! Wohl seit die Pfaffen von eurer unsterblichen Seele reden, die in den Himmel hinauf will. Immer wieder hört man dieses Ich! Ich! Ich! Laß dir sagen, mein Sohn: Es ist keiner vor Gott angenehm, der in seinem Erdenleben Volk und Heimat verleugnet; denn Volk und Heimat gehören zu der Erde, die Gott schuf. Wer der Sippe Gesetz mißachtet, löst sich von dem Boden, der ihn trägt", sagte Herzog Otto, „unstet und flüchtig ist er wie der Wolf, der durch die Nacht jagt, bis einer ihn aus Barmherzigkeit totschlägt. So war es immer, und so wird es bleiben. Und niemand trauert um den Neiding, den Wolf, der am Wegrand verendet, denn er war nur ein Schädling an seinem Volk und des Lebens unwert."

So sprach Herzog Otto. Herr Heinrich wußte, daß der Vater recht hatte; er wußte, daß alles Sträuben und Wehren keinen Sinn mehr haben konnte. Aber es ging ja nicht nur um ihn. Da war Hathburg! Da war Thankmar! Was sollte aus ihnen werden!

„Warum müßt ihr so grausam sein?" fragte er bitter. „Warum kommt ihr nicht zuvor und seht euch Hathburg an und unsern Knaben? — Ich habe verstoßen gegen das Sippengebot; gut, ich sehe es ein. Ich hätte dich fragen müssen, Vater, und um deinen Segen bitten, Altmutter. Ihr seid im Recht, wenn ihr mir zürnt. Aber müßt ihr nun um eures Rechtes willen Hathburg verstoßen und ihr Kind? Was können sie dafür? Seht sie euch ein einziges Mal an; laßt sie nur ein

Wort mit euch reden. Ich bin gewiß, ihr werdet euern Sinn ändern. — Vater — Altmutter — —", bat er.

Herzog Otto stand auf und stellte sich dem Sohn gegenüber. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und schaute ihm ins Auge, fest und ruhig. Dann sagte er:

„Nein, Heinrich. Das darf nicht sein. Ich will Hathburg nicht sehen und auch ihr Kind nicht. Niemals will ich sie sehen, denn — — ich darf nicht weich werden; ich muß hart bleiben und unerbittlich. Ich weiß nicht, ob ich's noch könnte, wenn ich die sah, die du dir erkoren hast." Er holte tief Atem. „Du siehst, ich rede ganz offen mit dir", fuhr er fort. „Nimm das als ein Zeichen dafür, daß du keine Hoffnung mehr haben kannst. Unabänderlich ist das Gebot der Sippe, unbeugsam der Wille des Herzogs. Was dagegen steht, es sei Liebes oder Leides, kann nicht dauern."

Er nahm die Hand von des Sohnes Schulter. Er hatte ihm nun alles gesagt, hatte ihn tief hineinschauen lassen in sein Vaterherz. Nun mochte der Sohn zeigen, ob er dessen wert war.

Herr Heinrich hielt den Kopf gesenkt. Er hatte keine Gegengründe mehr. Alles was er vor Tagen in Miminleou zu Hathburgs Vater gesprochen, was er auf dem Ritt hierher sich hundert und aberhundert Mal vorgeredet und eingeredet hatte, war weggeblasen, ausgelöscht, zunichte geworden vor dieser harten Liebe des Vaters. Sie griff nach ihm, hielt ihn im Bann; er konnte vor ihr nicht fliehen, noch weniger sie abwehren.

„So muß es also sein?" fragte er nur noch. „Muß es wirklich sein?"

„Wir zwingen dich nicht, Heinrich", sagte jetzt Frau Oda. „Du selbst mußt dich zwingen. — Setz dich, Enkelsohn, daß ich dich sehen kann. Du bist mir zu groß geworden, und ich zu alt, um zu stehen. — Sieh", sagte sie weiter, als Herr Hein-

rich dann neben ihr im Sessel saß, „es ist niemand mehr da von Liudolfs Sippe, der Liudolfs Erbe antreten kann, außer dir. Wenn du es ausschlägst, war unser Leben umsonst. Weißt du, wofür wir gelebt haben?“ fragte sie. „Für Sachsens Recht und Freiheit, und daß daraus einmal des Reiches Recht und Freiheit erwachse. Der große Karl hat den Sachsen Freiheit und Recht genommen; wir haben es ihnen wiedergegeben. Hör zu“, sagte sie nach einer nachdenklichen Pause: „Einmal ist er bei uns in Verden gewesen, der große Kaiser; das war kurz bevor er starb. Ich war damals noch ein Kind, vielleicht acht Jahre alt. Er kam zu meinem Vater, um des Landes Dinge mit ihm zu beraten. Ich durfte hineingehen und ihm einen Strauß Blumen aus dem Garten bringen. Er nahm sie und freute sich auch und sagte, die Blumen seien sehr schön. Ich antwortete ihm, ich wisse noch viel schönere, und wenn er warten wollte, so könnte ich schnell hinlaufen und welche holen. Ob es denn weit sei dahin, fragte der Kaiser. ‚O nein‘, antwortete ich, ‚es ist gar nicht weit; drüben an der Beeke, wo einmal die vielen Männer erschlagen wurden, dort blühen die schönsten Blumen, und von dem Blut sind sie so rot geworden.‘ So sagte ich. Ach, ich törichtes Kind wußte ja nicht, daß es Karl selbst war, der dort die Sachsen hatte hinrichten lassen. Wie ich das sagte, wurde der Kaiser blaß; er mußte sich am Tisch stützen, daß er nicht umsank. ‚Wachsen dort — Blumen?‘ fragte er mühsam mit fremder Stimme. Der Vater wollte mich wegnehmen; mir wurde selbst ganz angst. Aber der Kaiser wehrte ab; er hatte sich wieder gefaßt. ‚Laß die Kleine‘, sagte er zum Vater. Und dann legte er mir die Hand auf den Kopf. ‚Hör zu, Oda‘, sagte er, ‚den Acker mit den schönen roten Blumen will ich dir schenken. Er soll von heute ab dir gehören, und du sollst die roten Blumen pflegen, daß sie fein

wachsen und blühen können. Und wenn ich wiederkomme, dann wollen wir beide zusammen hingehen zu den roten Blumen an der Beeke.' — Ich habe das Wort des Kaisers nie vergessen. Er ist nicht mehr wiedergekommen. Bald danach ist er gestorben. An dem Tag aber, als ich Herzog Liudolfs Eheweib wurde, lag ein Kranz aus roten Blumen von der Beeke auf dem Steinsarg des Kaisers in seiner Gruft zu Aachen. Ich pflegte die Blumen, pflege sie heute noch, die Sachsenblumen, daß sie wachsen und blühen und fruchtbar sind. Und Liudolf hat sie gepflegt mit mir und unser Sohn Brun, bis er starb, und Otto pflegt sie. Wenn aber niemand sie mehr pflegen wird, wenn einmal die blutroten Blumen vergessen werden, dann müssen sie verwelken und vergehen."

Frau Oda schwieg und sah sinnend in das Spiel der leise knisternden Flammen.

„Ich verstehe, was du meinst, Altmutter", sagte Herr Heinrich; „ohne die Ludolfinger ist Sachsen verloren."

„Ja", sagte sie wieder, „Sachsen und das Reich, beide sind verloren. Laßt Konrad; er kann das Reich nicht bauen, er kennt das Geheimnis der roten Blutblumen nicht. Er gehört zu denen, die sie ausrotten wollen, wie einst Kaiser Karl sie auszurotten trachtete. Seht, das war der große Irrtum im Leben des alten Kaisers; aber vor seinem Ende, glaube ich, hat er darum gewußt. Es ist unser Geheimnis, Heinrich. Darum ist Sachsen heute wieder stark und mächtig geworden, während Kaiser Karls Reich zerfallen mußte. — Ich bin nun eine alte Frau", schloß Frau Oda, „aber ich werde nicht sterben, ehe ich nicht den kenne, der das Reich neu schafft und Kaiser Karls Krone trägt." Ihre müden Augen gewannen einen wunderbaren Glanz, leuchteten auf in einem hellen Licht, und ihre Stimme klang wie jubelnder Siegesruf:

„Ludolf und Otto haben Sachsen neugebaut; Heinrich wird das Reich bauen; und die Ludolfinger werden Kaiser Karls Krone tragen. So ist es! Das weiß ich!"

Sie schwiegen erschüttert nach diesen Worten der alten Frau. Vor dem Bild der Zukunft, das sie mit kühnem Griff vor seinen Augen entschleiert hatte, drohte Heinrich der Schwindel zu packen. Es gab kein Widerstehen mehr. Nur ein Jämmerling konnte jetzt noch versuchen, sich zu verkriechen vor dem Ruf des Schicksals, das sein Leben anrief, nur ein Feigling — kein Mann. Es ging ihm nur um letzte Klarheit, wenn er dennoch fragte:

„Und warum muß es Mathildis sein? — Warum nicht Hathburg? Ich kenne Mathildis nicht."

Otto antwortete — und er spürte, daß Heinrich sich schon überwunden hatte — bliebe Hathburg sein Weib, so habe Heinrich von Anbeginn die Bischöfe gegen sich. „Der Kampf wird ohnehin hart werden", sagte er, „du kannst ihn nicht gegen die Landesherren und gegen die Bischöfe zugleich führen. Du hast gehört, wie die Franken über Hathburg denken; eine Nonne, sagen sie, eine Christgelobte sollte des Königs Gemahlin sein! Aus dem Bann kann ich dich lösen lassen; denn ich hieß den Halberstädter dich damit belegen. Aber Hatto würde ihn erneut gegen dich schleudern. Und sie sind mächtig heute, die Herren von Mainz und von Konstanz. Täusch' dich nicht über ihre Macht. Und nicht über ihre Pläne. Sie wollen die Herren sein und bleiben in diesem Reich. Wer ihnen entgegentritt, ist gleichermaßen verloren wie die, die an ihrem Tische sitzen. Fordere sie nicht heraus; aber laß dich auch nicht fangen von ihnen. Hathburg ist eine Herausforderung. Du weißt, daß du sie nicht behalten kannst."

„Nun — nicht mehr", gestand Heinrich, „ich weiß."

„Mit Mathildis aber schließt sich der Kreis", fuhr Otto fort zu reden. „Sie ist die Erbin des Sachsenherzogs, der einst Karl widerstand. Wir nehmen den Anspruch seiner Sippe auf, wenn sie in unsere eingeht. Sie reden ja noch immer von ihrem alten Sachsenherzog in Engern und Westfalen. Niemand weiß recht, was damals aus ihm geworden ist. Aber er war ein Sachse, und die Sachsen vergessen keinen, der einmal ihr Mann gewesen ist. Wird Mathildis die Deine, so kann nie mehr jemand aufstehen und den Ludolfingern das Herzogsamt abrechten wollen. Es ist dann des alten Weking Amt, das auf uns kam."

Er wandte sich Frau Oda zu: „Weißt du mehr von ihr, Mutter?" fragte er.

„Es ist vieles verworren und unklar in diesen alten Geschichten", sagte sie nachdenklich. „Als Weking damals den Kampf gegen Karl aufgab, weil er nicht mehr zu gewinnen war, ritt er nach Kaiser Karls Pfalz. Sie sagten später, er habe sich taufen lassen, und der Kaiser habe ihm auch seine Länder wiedergegeben. Aber das stimmt wohl nicht. Nur das weiß ich, daß ein Sohn von ihm in Sachsen lebte; denn einmal, als ich schon Ludolf zugelobt war, kam er auf unsern Hof, um mit dem Vater zu reden. Es war ein schöner, großer, stattlicher Mann. Ich sah ihn, als er mit uns aß. Und ich mußte ihm wohlgefallen haben, denn ich hörte ihn den Vater fragen, ob ich schon versprochen sei. Das sei schade, sagte er, als er vernahm, daß ich Ludolf zugehören werde, es sei schade, denn auch er selbst habe einen wackeren Erben, dem ich als Eheweib wohl hätte anstehen mögen. ‚Das Glück hat uns Wekinger verlassen', sprach er damals. Das Wort ist mir in Erinnerung geblieben. Der Vater sprach ein andermal davon, daß Herr Wichert schwer um sein Vatererbe zu kämpfen

hatte. Das war zu des frommen Kaisers Ludwig Zeit; ich glaube, erst der andere Ludwig hat es ihm später wieder zugesprochen. Eine tüchtige Sippe ist es gewesen, die von Weking abstammt; Reginbert gehörte zu ihnen, der die Dänen schlug, und Imnod, der die Imnedinger Sippe begründet hat. Von der Wekinger Sippe aber ist Graf Thiadrich in unsern Tagen der letzte; denn sein Sohn Ruotbert hat sich der Kirche geweiht, und nur Mathildis ist noch am Leben. Ihre Großmutter erzieht das Mädchen, seit Reinhilde tot ist. Ja, nun wirst du der Wekinger Erbe auf deine Schulter nehmen, Heinrich. Wir sind die Brücke gewesen, die aus jener Zeit herüberführt zu dir. Ich zähle die Jahre nicht mehr, aber mehr als hundert müssen es nun schon sein, seit ich baue an der Brücke. Bald ist es genug. Der Leib will zur Ruhe; aber ich kann ihn erst lassen, wenn ich weiß, daß der Erbe lebt, der alles vollendet. Sag' du, daß es genug ist."

„Laßt mir Zeit", bat Heinrich. Er war überwunden. Er fühlte, wie sein Denken und Wollen einströmte in die Bahn, die seine Sippe eingeschlagen hatte. Es gab nun kein Halten mehr. Er war nicht mehr „er", er war nur „einer" noch, einer in der Kette, die aus Fernen kommt und in neuen Fernen ein Ziel hat, niemand weiß welches, aber jeder weiß, daß er aushalten muß, festhalten wie die vor ihm, sonst: wehe, wenn bei ihm die Kette abreißt, weil er morsch und nicht stark genug war; sie fällt zurück unrettbar ins Leere — in das Nichts. Das spürte Herr Heinrich in dieser Abendstunde am Feuer der Altmutter Oda. Er sah den Irrtum seines bisherigen Lebens; aber die Umkehr war nicht leicht. Denen Leid bringen, die man lieb hat, trotz allem lieb hat und lieb haben muß; die enttäuschen, die einem vertrauen, wer kann das leichten Sinnes tun! Mochte der Verstand auch hundertmal Ja sagen, es

blieb immer noch das Herz, das arme, gequälte, zuckende Herz in der Bruſt eines aufrechten Mannes.

„Laßt mir Zeit", bat er darum. Es wird ſchon ruhiger werden und ſtiller und — vernünftiger, das Herz, dachte er.

Otto wollte ſeinem Sohne gern helfen, es ihm leichter machen; darum ſchlug er vor, er werde Hathburg in Mimineleu durch ſeine Reiter aufheben und ins Kloſter zurückbringen laſſen, Thankmar wolle er an ſeinen Hof nehmen und ihn hier erziehen laſſen wie ſein eigenes Kind. Aber Herr Heinrich lehnte dieſes Anſinnen ſeines Vaters ab.

„Nein", ſagte er. „Das wäre neue Schuld auf die alte gehäuft. Von mir allein kann Hathburg ertragen, was nun geſchehen muß. Niemand kann mir den ſchweren Weg abnehmen. Und niemand ſoll ihn mir abnehmen. Ich will ihn gehen. Und ich werde ihn gehen bis — ans Ende."

*

Am nächſten Morgen teilte Herzog Otto der Erlauchte den Herren von Franken und Thüringen mit, daß er nach reiflichem Erwägen ſich entſchloſſen habe, Herrn Konrads Anwartſchaft auf die Krone zu billigen. Er danke den Herren, ſagte er, daß ſie ihm das Amt hätten antragen wollen; aber er fühle ſich zu alt dafür und halte einen jüngeren Menſchen für beſſer geeignet. Doch, ſo erklärte er noch, gelte dieſe Billigung einzig und allein dem Herzog Konrad, von dem er wirklich glaube, daß bei ihm König Ludwigs Erbe in guten Händen ſei. Er ſei bereit, ſagte Otto, für Herrn Konrads Wahl mit ſeinem Anſehen, der Kraft ſeines Namens und der Stimme auch ſeiner ſächſiſchen Edelinge einzutreten, wenn, wie man annehme, König Ludwig demnächſt verſchieden ſei und die

Wahl seines Nachfolgers auf einer Reichsversammlung erfolgen werde. —

„Wir haben gesiegt!" sagte Konrad, als sie auf dem Heimritt waren. Es kam ihm selbst noch ganz unglaubhaft, wie ein Wunder vor, daß Otto ihm dieses Zugeständnis gemacht hatte.

„Der junge Herr wird es nicht so eilig gehabt haben, seiner Bettgenossin aufzusagen", orakelte der Thüringer. „Wie will ein Reich in Ordnung halten, wer die eigene Sippe nicht zügeln kann!"

„Er wird uns noch genug zu schaffen machen", meinte Eberhard.

„Wer? — Herzog Otto?" fragte Konrad.

„Nein", antwortete sein Bruder, „der junge Herr, Herr Heinrich von Sachsen!"

3. Kapitel: Von Liebe und Haß

Am Tisch seines Arbeitszimmers im bischöflichen Haus zu Mainz saß Hatto, Erzbischof und Reichsverweser, eine hagere Gestalt mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen, in denen ein Paar feurige Augen brannten. Er saß trotz seines Alters straff aufgerichtet, den Rücken leicht an die hohe Lehne des Sessels gelegt, die Hände vor sich auf dem Tisch, sich selbst beherrschend wie er andere beherrschte. Er war gerade dabei, seinem Schreiber, der an einem kleinen Pult in der Nähe des Fensters stand, einen Brief an seinen Mitverweser, den Erzbischof Salomon von Konstanz, zu diktieren. Eine Pause war eingetreten und Hatto hatte nachgedacht, was er sonst Salomon noch mitteilen wollte.

„Schreib weiter!" sagte er jetzt mit seiner klaren, festen

Stimme, die keinen Widerspruch duldete, „schreib: Was meines hochwürdigen Herrn Bruders Angelegenheit mit dem princeps Alemanorum angeht, so raten wir dringend, gegen den Markgrafen Burkart und seine Söhne mit den schärfsten Mitteln vorzugehen, wenn es sein muß, mit der Gewalt des Schwertes. Es ist besser, daß ein Glied leide, denn daß der ganze Leib daran verderbe. — Bist du so weit?" fragte er, und als der Schreiber bejahte, diktierte er weiter: „Wir müssen daran festhalten, daß die Heilige Kirche keinen Fußbreit von den Rechten aufgibt, die sie nach Gottes Willen in dieser Welt vertreten soll. Schrieb nicht der Bischof Felix schon an Kaiser Zeno, daß der Kaiser nicht dürfe über diejenigen herrschen wollen, vor denen er nach Gottes Willen den Nacken beugen soll! Und spricht nicht Gelasius, der Heilige Vater, von der Gewalt der Bischöfe als einer 'auctoritas sacrata pontificum' im Gegensatz zur 'regalis potestas', der königlichen Macht. Was aber für den Kaiser und die Könige zu gelten hat, wie sollte sich dem eines Markgrafen Willen entgegenstemmen! Und lies schließlich, was Sankt Augustinus in seiner Schrift 'De civitate Dei' vom Gottesstaat und dem irdischen Staat schreibt, wie wir den Feinden des heiligen Staates zu widersprechen haben. — Wir wissen, mein hochwürdiger Herr Bruder", diktierte er weiter, „daß seit den Tagen des frommen Kaisers Ludwig in diesen Ländern wieder die Rebellion ihr Haupt gegen uns und gegen die Heilige Kirche erhebt; ist es doch schon dahin gekommen, daß die Herzöge und weltlichen Herren ohne unsere Zustimmung Bischöfe und Äbte einsetzen, wie sie ihnen genehm sind, die dann nicht selten unser Ansehen gering achten, um sich die Gunst ihrer weltlichen Herren zu erhalten. Es ist an der Zeit, daß wieder ein wahrhaft christlicher König, wie es der große

Karl war oder sein frommer Sohn Ludwig, über diese Länder regiere und jene Herren zügele, die sich unserm Willen widersetzen. Sagt doch wiederum Sankt Augustinus, daß der Gottesstaat die Macht des irdischen nutzen müsse, soweit es unbeschadet der Frömmigkeit und der Religion geschehen könne. Du weißt, mein hochwürdiger Herr Bruder", ging es dann weiter, „daß wir damit beschäftigt sind, einen solchen König und Herrn für diese Länder auszusuchen und schon gefunden haben. Soll er in Gottes und der Heiligen Kirche Namen einmal nach unsern Absichten regieren, so heißt es schon heute beiseiteräumen, was an Widerständen dagegen vorhanden ist. Möge mein Herr Bruder darum auch im Namen der königlichen Gewalt, die in unsere Hände gelegt ist, mit den Rebellen in Schwaben ein Ende machen, ihr Geschlecht ausrotten, das nicht von Gott sondern vom Teufel gesandt ist, der Heiligen Kirche Schaden zu tun. — Schreib einen neuen Absatz", sagte Hatto zum Schreiber.

„Was schließlich die Gefahr betrifft, die von den Ungarn droht, so sind wir nicht der Meinung, daß die königliche Gewalt dagegen vorgehen soll. Wir wollen gewiß für die armen Unglücklichen beten, die den heidnischen Scharen zum Opfer gefallen sind, erschlagen oder weggeschleppt wurden. Aber wie könnten wir widerstehen der Geißel, die Gott schwingt über diese Länder zur Strafe für ihre Sünden. Sind sie nicht ein Werkzeug in der Hand des Allmächtigen zur Buße und Besinnung für alle diejenigen, die seinem Willen und Gebot Trotz bieten wollen? Wer ist denn getroffen worden von ihren Streichen? Im Juni des letzten Jahres sind sie in Sachsen eingefallen, wo jener Ludolfinger Otto als Herzog regiert, der unserm Willen entgegensteht und unsere Ansprüche nur widerstrebend duldet, dessen Sohn Heinrich durch seine Verbindung

mit Hathburg, Erwin von Merseburgs Tochter, unsere Rechtstitel auf Quitlingen zunichte gemacht hat. Sollen wir für diese die Reichsgewalt aufbieten? Und wenn jetzt, wie mein hochwürdiger Herr Bruder schreibt, Bayern von ihnen bedroht wird, so mag der Graf der Ostmark zusehen, wie er sich ihrer erwehrt. Schwächt er seine Macht im Kampf gegen die Ungarn, so kommt er nicht in Versuchung, sich uns zu widersetzen ..."

Hier wurde der Erzbischof unterbrochen. Lautlos hatte sich eine der hohen Türen im Gemach geöffnet und wieder geschlossen; ein dienender Bruder war eingetreten und kam auf leisen Sohlen zum Erzbischof, ihm zu melden, daß Herzog Konrad von Franken und sein Bruder Eberhard ihn zu sprechen begehrten.

„Die Herren sind zurück?" rief Hatto sichtlich erfreut. Er werde sie sofort empfangen. Das Diktat wurde abgebrochen und auf später verschoben. Vielleicht gab es dann sogar noch einiges Wichtige und Neue hinzuzufügen. Er beurlaubte den Schreiber.

„Führ die Herren zu mir!" befahl er dem Bruder. „Halt! Erst gib mir den Mantel."

Er ließ sich das Pluviale umhängen, das Zeichen seiner priesterlichen Würde, und setzte das Birett auf. So erwartete er die fränkischen Herren.

Ihren Gruß erwiderte er mit dem Kreuzeszeichen und den Worten seines Segens. Dann bot er den Herren Stühle bei seinem Tisch an. Man nahm Platz, und nun ließ sich Hatto eingehend von ihrer Fahrt nach Sachsen berichten.

Er schien überrascht zu sein, als er vernahm, daß Herzog Otto Konrads Wahl unterstützen wollte. Die Einschränkung, die Otto seinem Einverständnis beigegeben hatte, machte dem

Bischof keine Sorge. „Einmal das Königtum bei den Konradinern", sagte er, „und es werden sich Wege finden, es dort zu belassen." Bestürzt aber wurde er, als er von der geplanten Ehe Heinrichs mit Mathildis von Engern hörte.

„Das muß verhindert werden", sagte er, „unter allen Umständen verhindert werden!"

Er sah sofort ganz klar, daß damit der Ludolfinger Ansehen in Westfalen und Engern für alle Zeiten gefestigt wurde und jede Hoffnung schwinden mußte, ihnen im eigenen Lande jemals den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Er ließ sich noch einmal genauestens die Vorgänge auf Ottos Pfalz erzählen. Sollte das Ganze wirklich nur eine Finte gewesen sein? fragte er sich. Nein, nein, das konnte er nicht glauben. Otto würde seinen Willen durchsetzen, auch bei seinem Sohn.

Wir haben einen Fehler gemacht, dachte der Bischof bei sich selbst. Wir mußten Heinrichs Ehe mit Hathburg anerkennen, nicht stören. Nun haben wir die Schlinge zugezogen, ehe der Fuchs fest darinnen saß. Das war ärgerlich. Hatto überlegte, ob eine Aufhebung des Kirchenbannes, vielleicht gar die Androhung, daß man Heinrichs Trennung von Hathburg als Ehebruch auffassen wollte, jetzt noch einen Erfolg haben könnte. Das war so gut wie aussichtslos, mußte er sich selbst sagen. Ohne Zweifel, Vater und Sohn waren einig geworden.

Blieb noch die andere Seite: Mathildis. Seines Wissens saß sie im Kloster zu Herford. Freilich, sie hatte kein Gelübde abgelegt; sie wohnte bei ihrer Großmutter, die dem Kloster als Äbtissin vorstand. Ihrem Vater, dem Grafen Thiadrich konnte die Verbindung mit den Ludolfingern nur eine Ehre bedeuten; er würde bestimmt nicht dagegen sein. Zudem war auch er — Sachse. Trotzdem mußte versucht werden, ihm und Mathildis diese Ehe zu verleiden. Zuviel stand auf dem Spiele, als daß

man nicht alles hätte wagen müssen, alles und jedes. Hatto wußte nur zu gut, daß bei den Ludolfingern und ihren Sachsen der Hauptwiderstand gegen seine und der Heiligen Kirche Pläne saß. Wenn sie jetzt Konrad die Krone zugestanden, so hatten sie auch dafür Gründe, Gründe, die tiefer lagen, als sich spüren ließ. Aber sie sollten sich verrechnet haben. Das Königtum Konrads sollte stark werden, stark genug, den Trotz dieser Rebellen zu brechen; dafür würde die Kirche sorgen. König und Kirche vereint mußten sie auf die Knie zwingen. Dennoch: diese geplante Ehe mit Mathildis machte ihm Kopfweh. Gut daran schien nur, daß sie noch nicht geschlossen war. Drum galt es, diese Frist nicht ungenützt verstreichen zu lassen. Schon tauchten Pläne in Hattos Kopf auf, Pläne — — —

Er entließ die Herren aus Franken mit der Versicherung, daß er sich ungemein freue, ihre Fahrt nach Sachsen von diesem Erfolg gekrönt zu sehen. Damit sei Herzog Konrads Königswahl gesichert, sagte er; und wenn nun der Himmel ein Einsehen habe und das regierungsunfähige Kind demnächst zu sich nehme, so dürfe man hoffen, daß die Länder unter König Konrad bald einer schöneren Zukunft entgegengingen.

In einem freilich irrte Herr Hatto von Mainz: Das Kind Ludwig lebte noch nahezu vier Jahre.

*

Durch die tiefen Schluchten des Harzgebirges ritt Herr Heinrich — heim. Er ritt allein. Langsam im Schritte ging das wackere Pferd seines Weges. Der Reiter hielt den Kopf gesenkt und brütete vor sich hin.

Es war düster in der Schlucht, obwohl der helle Tag schien. Die mächtigen, uralten Tannenbäume an den Hängen zu Seiten des Weges wehrten dem Licht der Sonne den Zutritt.

Das geheimnisvolle Düster stimmte freilich auch besser als Sonnenschein zu Herrn Heinrichs Gemüt, nun, da er heimritt, seinem Weibe aufzusagen.

Er wußte, daß das nun unabänderlich war. Indessen er hier entlang ritt, jagten schon seine Begleiter auf eigenen Wegen voran, Frau Hathburgs Geschick zu erfüllen; der eine ritt zu dem Bischof von Halberstadt, ihm einen Brief Herrn Heinrichs zu überbringen, der die Mitteilung enthielt, er habe sich von Frau Hathburg getrennt und der hochwürdige Bischof damit keinen Grund mehr, ihm zu zürnen; ein anderer war auf dem Wege zu dem Grafen Erwin nach der Merseburg, ihn zu bitten, er möge Hathburg und den Knaben Thankmar einstweilen in seinen Schutz nehmen, bis über beider Zukunft Näheres könne entschieden werden.

Und er selbst, Heinrich, ritt nun einsam durch die düsteren Tannenschluchten, rang mit seiner Liebe zu Weib und Kind, die noch immer nicht vergehen wollte, soviel ihr auch der Verstand schon zugesetzt hatte. Zuweilen kam es Heinrich jetzt vor, als ob er erst nun wieder, hier in der Einsamkeit, er selbst geworden sei, als ob alles jüngst Vergangene nur ein wüster Traum gewesen, alle Pläne und Erwägungen der letzten Tage nur Einbildungen sein müßten, phantastische Unwirklichkeiten, die nun verflogen und sich in Nichts auflösten.

Wofür wollte er Hathburg hingeben? — Für eine höchst ungewisse und unbestimmbare Zukunft! Für den Wahn einer alten Frau, deren Gedanken nicht von der Vergangenheit loskamen. War es nicht eine sträfliche Torheit, was man besaß, aufzugeben, ohne zu wissen, was man dafür gewinnen werde? — Mathildis! Nun ja, wer war Mathildis? Sie alle lobten sie, priesen ihre Schönheit, ihre Tugend, ihre holde Weiblichkeit. Sie konnten gut anpreisen. Er, er mußte mit ihr leben.

Und er — kannte sie nicht einmal. Sie war — irgendwer für ihn; und doch schon nicht mehr irgendwer; sie war es, die Hathburg von seiner Seite verdrängte. Wie würde er je die lieben können, die Hathburg vertrieb! Niemals würde er Mathildis lieben können — niemals!

Das Pferd tappte vorwärts auf seinem Wege, ruhig und sicher, gleichmäßig auf seinem Rücken den Reiter wiegend, der Zügel und Schenkeldruck längst vergessen hatte.

Liebe, dachte Heinrich, schöne, wundervolle Liebe, du gehst von mir! Und du wirst nie mehr wiederkehren. Was sein wird, weiß ich nicht, dachte Herr Heinrich; aber so, wie es einmal war, wird es nie mehr sein. Etwas ist gestorben da drinnen in der Brust, das kann nicht mehr aufwachen. Das starb, als die alte Frau ihre Hand auf meine Faust preßte. — Wir werden nicht mehr durch die keimende Saat wandern, Frau, nicht mehr dem Schlag der Nachtigall lauschen, die Jagdhütte wird nicht mehr das jauchzende Glück einzig schöner Stunden sehen; nichts mehr wird sein von alledem. Denn die Liebe starb da drinnen bei mir; sie mußte sterben — mußte sterben — mußte sterben. Und was tot ist, das kehrt nicht wieder — kehrt nicht wieder.

So brütete der Mann im Sattel vor sich hin, dumpf und trüb; und sein Pferd suchte instinktsicher und ruhig seinen Weg, als dürfe es den Reiter in seinen Gedanken nicht stören. Es war wohl das erstemal, daß Herr Heinrich des Pfades nicht acht hatte und nicht der Schönheit des Waldes, die er doch liebte seit seinen Kinderjahren. Sollte auch diese Liebe sterben, zusammen mit der anderen, mit der Liebe zu seinem Weibe?

Das Roß witterte in die Luft; die klugen Ohren spitzen nach vorn. Es warf den Kopf schnaubend hoch und wieherte

laut auf. Irgendwo knackte das Gehölz; unter jähen Fluchten verlor sich dumpfes Poltern in verwehenden Fernen.

„Was gibt's?" fuhr Herr Heinrich aus seinem Brüten hoch.

Hinter einer Tanne trat ein Mann hervor, ein junger Mensch.

„Schade!" sagte bedauernd seine Stimme. „Dein Pferd hat sie verjagt mit seinem Gewieher. Hast du sie wenigstens gesehen, den Elch und seine Tiere? Ein mächtiges Biest."

Heinrich hatte das Pferd angehalten. Er musterte den jungen Mann, der herangekommen war. Zwanzig Jahre mochte er alt sein, von sehniger, schlanker Gestalt, seine Kleidung ordentlich, wenn auch mitgenommen von offenbar langer Wanderung. Aus angenehmen Gesichtszügen leuchteten ein Paar heitere Augen, in denen noch die Freude eines schönen Erlebnisses nachschwang.

„Elche?" fragte Herr Heinrich.

„Dort drüben standen sie", antwortete der andere und deutete nach einem Grasfleck mitten im Tannenwald, auf dem hell und golden die Sonne lag. „Dort drüben!" sagte er. „Ich sah ihnen lange zu. Schritt für Schritt kam ich näher, ohne daß sie mich spürten. Als dein Pferd an der Wegbiegung wieherte, gingen sie flüchtig."

„Schade!" Nun war es Herr Heinrich, der das Wort sprach. Sein Jägerblut war bei der Erzählung des jungen Mannes wach geworden, und er war ärgerlich über seine Unachtsamkeit. Nicht, als ob er die Tiere hätte jagen wollen; das war es nicht; aber die Jägerschande, daß er sie nicht gesehen hatte und sie ihm flüchtig werden konnten. Und — daß ein anderer das beobachtet hatte.

Aber der junge Mann neben ihm schien von solcher Jäger-

ehre noch nichts vernommen zu haben. Er schaute umher mit dem Blick eines Menschen, dem Gottes Schöpfung immer wieder ungeahntes Entzücken bereitet. Dann lächelte er zu Herrn Heinrich hinauf und sagte schließlich:

„Ist es nicht schön hier — daheim!"

Da ward es auch Herrn Heinrich bewußt, wie wundervoll der Wald war, durch den er ritt. Wie mächtige Säulen ragten die Stämme auf; immer höher schienen sie zu streben, als gäbe es keine Grenze für ihr Wachsen. Und durch das dichte, grüne Dach ihrer Äste schimmerten vereinzelt die blauen Flecken des wolkenlosen Himmels. Ja, es war schön!

Und wieder schämte sich Herr Heinrich, daß ein Fremder ihm zeigen mußte, was er sonst selbst zu bemerken pflegte. Dennoch wuchs aus der Gemeinsamkeit des Empfindens eine Brücke zu dem Unbekannten neben ihm, und Heinrichs Seele tastete sich hinüber zu der Welt, die da wie aus dem Nichts vor ihm aufgestanden war.

Er fragte den jungen Mann nach dem Woher und Wohin.

„Aus der Fremde komme ich", antwortete dieser, und sein Arm beschrieb dabei einen Bogen, der den halben Horizont umfaßte; „und heim will ich nun. Bald bin ich daheim."

Es fiel Herrn Heinrich auf, daß die Worte „heim" und „daheim", so oft der junge Mensch sie aussprach, wie Musik klangen, wie ein heimliches Aufjauchzen, und das machte ihn stutzig.

„Wo bist du daheim?" fragte er weiter.

„Hier im Sachsenlande", lautete die Antwort, „nach Miminleou will ich."

„Dann haben wir das gleiche Ziel", entgegnete Herr Heinrich, ehrlich erstaunt. „Aber wie kommt das: In Miminleou habe ich dich noch nie gesehen?"

„Du bist von Miminlevu?" fragte der junge Mann nun auch überrascht. „Dann kannst du mir gewiß sagen, ob der alte Erminfried noch lebt."

„Mein Schafhalter?" antwortete Heinrich. „Gewiß! Warum sollte er nicht! Als ich vor Tagen wegritt, war er wenigstens noch frisch und gesund."

„Oh, wie mich das freut!" lautete die Antwort des anderen. Und nun kam dem jungen Mann zum Bewußtsein, daß der Reiter „mein" Schafhalter gesagt hatte. Er warf einen forschenden Blick auf die Gestalt zu Pferde und sagte dann zögernd:

„Bist du etwa — Herr Heinrich von Miminlevu, der Ludolfinger?"

Heinrich lachte über des Jungen erstaunte Miene.

„Gewiß bin ich der", gab er zu. „Erschreckt dich das? Aber willst du mir nicht sagen, wer du bist?" fragte er.

„Sigbert heiße ich", antwortete der junge Mann, „und zu Erminfried will ich. Mehr weiß ich nicht."

„Bist du denn Erminfrieds Sohn?" forschte Herr Heinrich weiter.

Der junge Mann, der sich Sigbert nannte, zuckte mit den Schultern.

„Kannst du mir sagen, wer Erminfried ist, Herr?" fragte er schließlich dagegen.

Heinrich stutzte. Nein, das konnte er nicht. Er hatte Erminfried vor Jahren irgendwo am Wege aufgelesen, einen älteren Mann, der krank war, offenbar erschöpft von langer Wanderung. Heinrich hatte ihn mitgenommen auf seinen Hof, dort wurde er gesund gepflegt. Und dann war der Mann dageblieben, hatte sich hier und da nützlich gemacht, angepackt, ausgeholfen, wo es not tat, bis dann wieder eines Tages Herr

Heinrich ihm die Aufsicht über seine Schafherden gab, meinend, ihm damit einen nicht allzu anstrengenden, aber doch seiner würdigen Dienst zuzuweisen. Mehr wußte Herr Heinrich von Erminfried nicht, außer, daß der Schafhalter ein etwas seltsamer Mann war, den aber jeder wohl leiden mochte, und der immer mit Rat und Hilfe bei der Hand war, wo jemand seines Rates und seiner Hilfe bedurfte. Woher Erminfried damals kam, wer er eigentlich war, nein, danach hatte Herr Heinrich nicht gefragt; war es doch gerade um die Zeit, als er Hathburg heimführte nach Miminlevn und seine Gedanken ganz in der Liebe zu seinem jungen Weibe gefangen waren. Und später? — Ja, später war Erminfried eben längst da, so gut wie immer dagewesen. Wer fragte da noch nach? —

Herr Heinrich war vom Pferd gestiegen. Der junge Mann hatte seine Anteilnahme erweckt. Oder wollte Herr Heinrich das Alleinsein vermeiden?

„Komm", sagte er zu Sigbert, „gehen wir zusammen, wenn wir schon dasselbe Ziel haben. Und damit das Pferd nicht ledig läuft, legen wir ihm deinen Sack auf." Denn er sah, daß Sigbert ein nicht geringes Reisebündel trug, das in wasserdichten Stoff eingeschlagen war.

Seite an Seite wanderten sie alsdann durch die Bergwälder. Mit starken und festen Schritten griffen sie aus, und für eine Weile vergaß Herr Heinrich wirklich die Beschwer seiner Seele vor dem, was Sigbert ihm zu erzählen wußte.

Manches Jahr sei er nun durch viele Länder gefahren, sie kennenzulernen und die Menschen, die darinnen wohnen, sagte er. Ins Frankenreich sei er gewandert, über das große Gebirge, das den ewigen Schnee trägt, in das Land der alten Römer, nach Italia, in Rom sei er gewesen und über das

Meer gefahren ins Land der Griechen. Ewig blauer Himmel leuchte dort und eine warme Sonne, und es sei ein gesegnetes Land, das müsse man sagen; leicht sei das Leben dort, und heiter die Menschen, die da hausen.

Warum er dann nicht dort geblieben sei, fragte Heinrich, wenn es ihm so gut gefallen habe.

Sigbert maß ihn von der Seite.

„Dort bleiben?" fragte er. „Warum hätte ich dortbleiben sollen! Meinst du, weil es dort angenehm zu leben ist?" Er schüttelte den Kopf. „Ja, es ist schon verlockend", sagte er dann, „aber dort bleiben soll man nicht; das darf man nicht."

Herr Heinrich wollte wissen warum.

„Erminfried hat mir erzählt, daß schon viele von uns dahinuntergezogen sind", antwortete Sigbert, „nicht einzelne nur, sondern ganze Sippen und Gaue, wenn sie nicht Ackerboden mehr hatten bei uns oder große Not über sie kam. Sie sind dann hinübergezogen über das Schneegebirge und nicht mehr wiedergekommen. Aber auch drüben sind sie nicht mehr. Vergangen und vergessen sind sie, zerbrochen an dem Land, das nicht ihre Heimat war. So hat es mir Erminfried erzählt. Nein, man kann nicht da bleiben und da wohnen, wir nicht, Herr. Gott hat das große Gebirge zwischen sie und uns gesetzt. Weißt du, daß einmal auch die Römer herübergekommen sind und uns unfrei machen wollten? Auch davon hat Erminfried mir erzählt. Aber sie haben ebenso wenig hausen können bei uns, wie wir bei ihnen."

„Ich weiß", entgegnete Heinrich und bedachte bei sich, wie es doch merkwürdig sei, daß ein Schafhalter solches Wissen habe, „ich weiß, man hat sie verjagt", sagte er. „Sigfried Drachentöter ist es gewesen, der sie zuerst schlug. Drei Tage dauerte die Schlacht, dann war ihr Heer vernichtet. Wer

immer nach unserer Freiheit trachtet", sagte Herr Heinrich, „muß es mit dem Leben bezahlen."

„Aber Erminfried sagt, daß sie doch wiedergekommen sind, die Römer", sagte Sigbert nun, „freilich tragen sie nicht das Schwert, sondern das Kreuz und gehen im Priesterkleid statt im Kriegsrock wie ehedem. Man müsse acht haben auf sie, daß sie nicht doch noch Unfrieden und Unfreiheit bringen, meint Erminfried."

„Sandte er dich dazu nach Rom?" fragte Herr Heinrich.

„Dazu auch", antwortete Sigbert. „Vor allem aber, daß ich sehen möchte, wie die andern leben und wirken. Erminfried meint, wenn man draußen war, weiß man erst, was die Heimat wert ist. Und er hat recht gehabt, der gute Erminfried. Nichts, was ich gesehen und erlebt habe, wiegt die Heimat auf, unsere Wälder, unsere Menschen und unsere Gaue. Nun will ich hier wohnen und schaffen."

Herr Heinrich hatte Freude an dem offenen, jungen Mann. Er erwog bei sich, was er ihm bieten könne, um ihn sich zu verpflichten. Ein solcher Mensch konnte ihm vielleicht einmal von großem Wert sein. So fragte er Sigbert, was er denn nun daheim zu schaffen gedenke.

Sigbert zögerte mit der Antwort. Er blickte forschend auf den Mann an seiner Seite, als müsse er sich zunächst darüber klar werden, wieweit er von dem sprechen dürfe, was sein Innerstes anging, von den stillen, tiefen Wünschen seines Herzens. Schließlich sagte er:

„Was ich tun muß, wenn ich heimkomme? Ich denke, das wird Erminfried mir sagen. Was ich tun möchte? — — Ja, ich weiß nicht, ob du mich verstehen wirst, Herr. Ich habe etwas da unten gesehen, das hat mir gefallen und — doch nicht gefallen. Sie haben dort wunderbare Bilder aus Stein

geschlagen, leibhaftige Menschen, Frauen und Männer. Wenn man sie sieht, könnte man meinen, sie seien wirklich am Leben. Aber sie sind nur Stein. Und der Stein ist kalt und tot. Sieh, das möchte ich schaffen: solche Bilder, aber aus dem Holz unserer Bäume. Siehst du, die Bäume leben, und ein Bild aus ihrem Holz geschnitzt, müßte auch lebendig sein, lebendiger als jene dort unten bei den Griechen und Römern. So schaffen zu können, das müßte schön sein, ganz wunderschön!"

Herr Heinrich nickte vor sich hin. Es war eine sonderbare Welt, die sich da vor ihm auftat. Bilder, Menschenbilder aus Holz formen? Daß man die Dachbalken und die Holzsäulen mit dem Schnitzmesser verziert, das wußte er wohl, und das war auch schön und gut. Aber Bilder — Menschenbilder? Gewiß, es war ihm auch bekannt, daß am Eggesternstein, wo vormals das Heiligtum der Sachsen gewesen war, fromme Mönche ein Steinbild angebracht hatten, das dem Beschauer zeigt, wie die Jünger Jesus vom Kreuz abnehmen. Herr Heinrich hatte selbst schon davor gestanden und es sich angeschaut. Irgend jemand hatte dem einen der Jünger die Beine abgeschlagen; es sah merkwürdig aus, wie er da ohne Füße in der Luft hing; aber niemand mochte das Bild leiden. Wozu auch Menschen in Stein bilden! Und nun gar in Holz! — Wenn er aber den jungen Menschen neben sich ansah, der anscheinend von diesem Gedanken ganz besessen war, denn seine Augen leuchteten geradezu vor Freude darüber, dann war ihm doch, als dürfe er nicht widersprechen. Und so fragte er nur, ob Sigbert sich denn zutraue, so etwas zu schaffen.

Der nickte ernsthaft und zuversichtlich.

„Zutrauen schon", sagte er, und er käme auch nicht mit leeren Händen heim, setzte er hinzu; Herr Heinrich möge ein-

mal in den nächsten Tagen ansehen kommen, was er in seinem Wandersack verpackt mitbringe — seine Hand wies auf die Last, die das Pferd trug — er werde dann selber sehen, ob etwas an dem sei, was ihn beschäftige. Aber das alles hinge ja nicht von ihm ab, setzte Sigbert hinzu, sondern von Erminfried, der wohl wissen werde, wozu er Sigbert nun brauchen wolle nach den Jahren seiner Fahrt in die Fremde.

Herr Heinrich aber nahm sich vor, demnächst einmal dem Geheimnis nachzuforschen, das um den alten Mann zu spielen schien und ihm erst heute bewußt geworden war.

Einstweilen freilich sollte es nicht dazu kommen.

*

Die Sonne versank, als Herr Heinrich in seinen Hof einritt. Das Herz war ihm schwer, wenn er an die kommende Stunde dachte, die den schmerzlichen Strich ziehen sollte zwischen Frau Hathburg und ihm, den unbekümmerten, glücksfrohen Jahren der Vergangenheit und den verantwortungsschweren der Zukunft, die mit diesem Tage heraufgedämmert waren.

Mit schweren, langsamen Schritten trat er ins Haus.

Frau Hathburg hatte ihn vom Fenster her einreiten sehen. Sie wollte ihm den Jungen entgegenschicken. Aber irgend etwas an seiner Haltung und seinem Gebaren hinderte sie daran. Der da kam, das merkte sie, war nicht mehr ihr fröhlicher, heiterer Mann; es lag eine Wolke auf seiner Stirn, und ein fremder, harter Zug preßte sich um seinen Mund. Sie erschrak, als sie ihn über den Hof gehen sah; ihr ahnte schon, was kommen werde. Sieger? — Nein, Sieger sahen so nicht aus!

Und nun trat er in die Diele. Er sah die Frau und das

Kind. Er fand erst keine Worte. Die Kappe nahm er ab und legte sie auf den Tisch. Dann griff er den kleinen Buben, hob ihn auf, drückte ihn an sich und küßte ihn mit solchem Ungestüm, daß das Kind zu weinen anfing; da ließ er es frei.

„Hathburg", sagte er nun, der Frau die Hand zum Gruße bietend, „ich muß mit dir reden."

„Willst du nicht erst essen?" fragte sie.

Wie klang ihre Stimme so fremd. Ist das — meine Hathburg? dachte Heinrich. Er sah sie dahinschreiten, hoheitsvoll, unnahbar, fern, auf einmal, ach, so fern! — Sie weiß, dachte Herr Heinrich, sie weiß alles. —

Er saß am Tisch nieder, Hathburg ihm gegenüber. Im Licht der Öllampe erblickte er ihr Gesicht, sah, wie ihre Züge hart und kalt geworden waren; nur die Augen brannten mit versengendem Feuer zu ihm herüber.

Sie goß ihm Bier in den Becher. Er nahm das Gefäß und schüttete den Trank hinunter. Dann schaute er die Frau an.

„Warum machst du es mir so schwer, Hathburg?" stöhnte er.

Sie gab keine Antwort. Keine Muskel ihres Gesichtes verriet, ob sie die qualvolle Frage gehört hatte.

„Hathburg!" bat er noch einmal.

„Herr Heinrich", antwortete sie, „ich höre, was du mir sagen willst." Es war eine Stimme, die aus Gräbern zu kommen schien.

Wenn sie jetzt schreien wollte, schelten, toben, rasen, dachte Herr Heinrich, alles, alles wäre mir recht. Das aber, das ist nicht zu ertragen. Ich halte das nicht aus. Mag werden was will!

„Hathburg", sagte er, und seine Stimme klang fest und bestimmt, „du ahnst es wohl schon: wir werden uns trennen müssen."

Die Frau stand auf, ganz gelassen und ruhig; sie schaute den Mann an. Das Feuer in ihren Augen loderte in einer einzigen jähen Flamme auf, einer Flamme, die alles sprühte, Verachtung, Stolz, Haß, glühenden Haß.

„Ich weiß", sagte sie. Mehr nicht.

Dann wandte sie sich, griff ihr Kind und schritt schweigend aus dem Raum.

Die Tür knarrte — und fiel ins Schloß.

Heinrich hatte den Kopf gesenkt. Die Schuld seines Lebens lastete auf ihm, lastete schwer auf ihm.

„Mußte es so enden?" fragte er nach einer Weile langsam, tonlos, „so — enden?"

Er stierte vor sich hin.

„Die Augen", flüsterte er, „diese Augen!"

Seine Hand griff den Bierkrug, den Becher. Er goß ein und trank, goß wieder ein, trank, trank sinnlos, bis der Krug leer war.

Niemand kümmerte sich um ihn. Eisige Stille lastete auf dem Hause. Unheimlich wurde diese Stille, je mehr sie ihm zum Bewußtsein kam.

Er stand auf. Dröhnend ließ er die Schritte in das gefährliche Schweigen fallen.

„Nein, so darf es nicht enden", sagte er zu sich, „ich muß Hathburg erklären, sie muß verstehen, wir müssen bereden, was werden soll mit ihr — mit dem Kind."

Er griff den Leuchter. Sie wird drüben liegen und weinen, dachte er. Er leuchtete sich hinüber zu den Schlafräumen.

Behutsam öffnete er die Tür. Sie soll nicht erschrecken, wenn ich komme, dachte er. Leise trat er ein ...

Der Raum, das Bett — war leer.

Da schrie Herr Heinrich auf.

Und sein Schrei brachte Menschen herzu.

Aber niemand wußte etwas von Frau Hathburg und ihrem Kinde.

*

In einen Mantel gehüllt, in welchem sie den Kleinen barg, hastete die Frau durch die Nacht.

Fort, nur fort, das war ihr einziger Gedanke seit dem Augenblick, als sie aus Herrn Heinrichs Mund die Gewißheit empfing, daß ihr Ahnen richtig war.

Fort, nur fort — ehe die Scham in ihr hochkam, daß sie nicht sein Weib war, eine Kebse nur, die man verachtet, eine lästige Dirne, die man wegjagt, wenn sie einem nicht mehr genehm ist. Das war seine Liebe gewesen! Sie hatte ihm alles gegeben, was eine Frau geben kann, hatte sich und ihr Schicksal ihm anvertraut. Und so lohnte er ihr Vertrauen! O Gott! Fort, nur fort!

Fort — ehe die Tränen kommen, die Tränen der Verzweiflung und des Wehs. Ich muß sie verschlucken, die Tränen, dachte Frau Hathburg; sie könnten das Eis schmelzen, das sich auf mein Herz gelegt hat; es ist noch zu dünn, das Eis; aber es soll fester werden, immer fester, daß niemand es mehr brechen kann, niemand mehr das Herz spüren kann, das darunter schlägt. Wozu braucht es überhaupt noch zu schlagen. Mag es doch aufhören. Es soll Eis werden und Haß. Ich will dich hassen, Herr Heinrich! Ich muß dich hassen, weil du das Weib verrietest, dein Weib und dein Kind. Darum muß ich dich hassen, Herr Heinrich!

Sie drohte zu straucheln, fing sich wieder, hastete weiter.

Fort, nur fort! Wohin? — Einerlei! Überall werde ich mehr Barmherzigkeit finden und Mitleid als auf dem Hof

des Ludolfingers. Der Blitz vom Himmel, der mich tötet, das wilde Tier, das uns zerreißt, die Waſſerflut, die uns verſchlingt, ſie alle ſind barmherzig, barmherziger als du, Herr Heinrich!

Das Kind in ihrem Arm begann zu weinen, erſchreckt und erregt von dem Ungewohnten.

„Ja Bub. Wir müſſen fort, Bub, weiter, weit fort. Dein Vater hat dich verſtoßen; ja Bub, verjagt hat er uns. Nichts mehr will er wiſſen von dir und von mir. Aber ſei ſtill, Bub! Wir werden leben, du und ich. Und er ſoll erfahren, daß wir da ſind. Du ſollſt groß werden, mein Bub, und ſtark und ſtolz. Und einmal, weißt du, wirſt du hintreten vor ihn und ihn fragen: ‚Wo iſt Hathburg, Herr Heinrich? Wo iſt meine Mutter? Wo iſt Hathburg, die du zum Weibe nahmſt, der du die Treue brachſt, treuloſer Herr!‘ So wirſt du ihn fragen, mein Bub; und er muß blaß werden vor dir — und du wirſt lachen, lachen über ihn. Und an dem Tag werd ich mich wieder freuen können.“

Sie haſtete weiter, fort, nur fort — bis ſie plötzlich vor einem Manne ſtand, der ihr den Weg vertrat.

„Herrin“, ſagte Erminfried erſchrocken und erſtaunt, „was ſoll das? Wo willſt du hin?“

Er war auf dem Heimweg, der Schafhirt. Zwei Knechte wollten in dieſer Nacht bei den Koppeln bleiben, damit er heimgehen und Sigbert begrüßen konnte. Da begegnete er der Frau, die in die Nacht hinauslief.

„Laß mich, Erminfried“, antwortete ſie. „Ich muß fort, nur fort!“ Sie ſchämte ſich zu geſtehen, daß Herr Heinrich ſich von ihr ſcheiden wollte.

„Frau“, ſagte Erminfried, „jetzt in der Nacht? Und allein? Das kann nicht unſeres Herrn Wille ſein.“

„Ich muß fort —" antwortete sie; „du hörst es doch: Fort muß ich. — Ich kann Herrn Heinrich nicht mehr sehen!" schrie sie heraus.

Da erahnte Erminfried, daß hier wohl etwas vorgefallen war; aber er mochte nicht danach fragen, wenn die Frau nicht von allein reden wollte.

„Jetzt könnt ihr nicht weg", sagte er begütigend. „Es ist Nacht. Da kann eine Frau mit ihrem Kind nicht allein durch den Wald gehen. Es gibt Bären und Wölfe im Wald, Frau. Wenn euch etwas zustieße, wäre es schlimm für euch und — für Herrn Heinrich."

„Herrn Heinrich braucht das nicht mehr zu betrüben", antwortete sie bitter.

„Und wo willst du hin, Frau?" fragte er nun.

„Zur Merseburg, zu meinem Vater", antwortete sie.

Dazu werde auch morgen noch Zeit sein, meinte nun Erminfried. Er könne nicht dulden, daß seine Herrin jetzt in der Nacht diesen Weg gehe. Sie möge vernünftig sein und mit ihm zurückgehen.

Sie könne nicht mehr zu Herrn Heinrich zurück, antwortete Frau Hathburg.

Er wolle sie nicht zu Herrn Heinrich bringen, sagte Erminfried, er werde ihm auch keine Nachricht geben. Sie sei seine Herrin, und ihren Befehlen werde er folgen. Sie möge zur Nacht in seiner Hütte bleiben. Er werde sie nach nichts fragen und wolle sie auch nicht zurückhalten. Nur jetzt in der Nacht und bei der Finsternis dürfe sie nicht allein gehen. Am nächsten Morgen in aller Frühe möge sie dann Sigbert nach der Merseburg geleiten. Es träfe sich gut, daß er gerade heute von seiner Fahrt zurückgekommen sei. Oder, sagte er, sie zwänge ihn, den alten Mann, auf der Stelle umzuwenden und mit

ihr zu gehen. Und das werde ihm Frau Hathburg doch nicht zumuten wollen.

So gelang es ihm, die Frau schließlich zu überreden, daß sie mit ihm zurückging zu seiner Hütte bei Herrn Heinrichs Hof. Er nahm ihr den Knaben ab, der wieder ganz munter und vergnügt geworden war, seit er Erminfrieds Stimme vernahm. Jetzt trug ihn der Schafhirt auf seinem Arm, zeigte ihm die Nebelfrauen, wie sie mit ihren weißen Schleiern winkten, und lehrte ihn, dem Lied der Nachtelfen zu lauschen, die sanft und leise wisperten und raunten.

Neben dem Mann schritt Frau Hathburg den Weg zurück, den sie geflohen war, Schritt um Schritt zurück. Da kam bittere Traurigkeit über sie und eine große Müdigkeit. —

Für den jungen Sigbert aber bedeutete diese Nacht ein erschütterndes Erlebnis. Er hatte auf Erminfried gewartet und die Freude des Wiedersehens. Da kam der Alte und brachte die Frau und das Kind mit heim. Indessen Erminfried die Kammer für seine Gäste zurichtete, saß Frau Hathburg auf der Bank beim Herdfeuer. Sie hatte den Knaben in den Arm genommen, und das Kind schlief an ihrer Brust. Niemand sprach ein Wort.

Sigbert stand mit dem Rücken zum Fenster. Er sah zu der Frau hinüber und konnte sein Auge nicht lassen von ihr. Er sah sie sitzen leicht nach vorn gebeugt, leidgequält und doch voll sorgender Liebe, wie sie auf den Knaben blickte. Unter dem Manteltuch, das noch den Hinterkopf deckte, quoll das braune Haupthaar hervor und umrahmte das schmerzliche Gesicht. In ihren Augen standen Tränen, langsam und schwer glitten sie je und dann über die Wangen und tropften herunter auf das schlafende Kind.

Sigbert hätte kein Wort finden können, die Frau zu trösten

und aufzurichten. In seine Seele aber grub sich das Bild der schmerzenvollen Mutter tief, tief hinein; und er wußte, daß er es nie mehr vergessen würde.

4. Kapitel: Begegnungen

Um Herrn Heinrich stand es nicht gut. Monate waren vergangen, fast ein halber Jahreslauf, seit das Weib seiner Liebe ihn verlassen hatte. Damals war Frühling gewesen, jetzt war der Sommer vorbei, und der Herbst ins Land gezogen; aber Herr Heinrich merkte nichts davon. Er hatte sich um nichts, rein um gar nichts gekümmert in diesen Monaten, weder um die Felder, noch um das Vieh auf seinem Hof, noch viel weniger um irgendeinen Menschen; er ritt nicht zur Jagd aus, noch fuhr er zur Pfalz seines Vaters. Er wollte niemanden sehen und nichts hören; ihm war alles gleichgültig und nebensächlich geworden. Er fragte nicht, ob die Ernte eingebracht, ob sie gut oder schlecht gewesen war, nicht wie es seinen Dienstmannen erging oder wie es um das Sachsenland stand. So wußte er auch nichts davon, daß in diesem Sommer die Ungarn wieder einmal, und zwar in Bayern, eingefallen waren, daß Markgraf Luitpold der Bayer mit zahlreichen Edlen seines Landes im Kampf gegen sie gefallen war, daß dessen Sohn und Nachfolger Arnulf sich selbst den Herzogstitel zugelegt hatte, und es also wieder einen Herzog mehr in den deutschen Landen gab.

Nur das eine wußte Heinrich: daß Hathburg ihn im Zorn verlassen hatte, und daß die Seinen, Herzog Otto und Frau Oda, zum Ziel ihres Mühens gekommen waren. Er dachte nicht mehr daran, daß er selbst eingewilligt hatte, sich von

Hathburg zu trennen; mochte der Himmel wissen, wie er sich das Auseinandergehen damals gedacht hatte; jetzt sagte er sich immer nur dies: So hätte es nicht geschehen dürfen. Und wenn er dann an jenen Abend zurückdachte, als er Hathburg eröffnete, daß sie sich trennen müßten, so kam er sich ehrlos und beschämt vor, und dann griff er — genau wie damals — zum Bierkrug und trank, bis die Stimmen in seiner Brust still wurden und schwiegen.

Nein, es stand gar nicht gut um Herrn Heinrich. Und niemand kann ermessen, was in diesen Monaten aus Miminleou geworden wäre, wenn nicht eine ordnende, geschickte Hand sorgsam darüber gewacht hätte. Wie es kam, daß Erminfried plötzlich vom Schafhalter zum Gutsverweser aufstieg? Sehr einfach! Als man sich in den ersten schrecklichen Tagen mit Herrn Heinrich keinen Rat mehr wußte, hatte man zu ihm geschickt, hoffend, daß seine geheimen Künste ein Mittel fänden, den Herrn zur Besinnung und Ruhe zu bringen. Und der Alte hatte zunächst einmal dafür Sorge getragen, daß es keinen weiteren Schaden gab, und Knechte und Mägde an ihre Arbeit verwiesen. Er hatte ihnen gesagt, daß die Schwermut ihres Herrn wohl eine Weile andauern werde, daß aber darüber Haus und Hof, Vieh und Acker nicht verderben dürften. Er hatte Anweisungen gegeben, klug und zweckvoll; die andern waren ihm willig gefolgt; es zeigte sich, daß Erminfried immer wußte, was gerade not tat, und rasch genug hatte man sich daran gewöhnt, seine Weisungen hinzunehmen und auszuführen, als ob der Herr sie selbst gegeben habe.

So hatte der Schafhalter sich die Fürsorge für seines Herrn Gut und Besitz aufgeladen, damit zugleich zahlreiche Sorgen, von denen die um Herrn Heinrich die allergrößte war. Von Tag zu Tag und Woche zu Woche hatte er gehofft, daß der

Mann zu sich kommen und den Weg zu seiner Arbeit finden werde. Als die Wochen sich zu Monaten wandelten, mehrten sich nicht nur die selbst übernommenen Pflichten der Verwaltung, Ordnung und Planung auf dem Hofe, sondern es wurde zugleich auch die Frage immer dringender, ob und wie Herrn Heinrich geholfen werden könne. Von allein schien es nicht besser werden zu wollen, eher von Monat zu Monat schlimmer. Er aß wenig, er ließ nicht mit sich reden, er wurde gleich grob und hart, und trank und trank. Erminfried war sich klar, daß etwas geschehen müsse.

Ob man Herzog Otto Botschaft schicken sollte? — Er dachte wohl daran, befürchtete aber, daß man dabei nur zu leicht das Gegenteil erreichen möchte; denn ihm ahnte auch, daß es der Vater war, der seines Sohnes Ehe mißbilligt und die Trennung erzwungen hatte. Und Frau Hathburg? — Sie allein hätte wohl helfen können; aber sie war nun fort, und Erminfried wußte, daß niemand sie würde bewegen können, noch einmal den Fuß über die Schwelle zu setzen, von der sie geflohen war. Sie hatte damals, ehe noch der Tag anbrach, Erminfrieds Hütte verlassen und war von Sigbert geleitet nach der Merseburg gegangen. Danach hatten weder Erminfried noch Sigbert mehr von ihr gehört.

Dennoch war sie in Miminleou nicht vergessen. Herr Heinrich wollte den Gedanken an sie nicht aufgeben. Und auch ein anderer konnte es nicht.

Eines Tages, bald nach Sigberts Rückkehr, hatte Erminfried den jungen Mann dabei getroffen, wie er Hölzer beklopfte und seine Messer an ihnen versuchte. Auf die Frage des Alten, wozu das taugen sollte, hatte der Junge eine ausweichende Antwort gegeben. Er war überhaupt recht einsilbig geworden, mußte Erminfried sich sagen, sehr wortkarg; aber

in seinen Augen glomm ein eigenartiges seltsames Licht, an dem Erminfried sich freute, so oft er diese Glut spürte. Darum ließ er auch den jungen Menschen gewähren, ohne viel zu fragen. Und eine Weile später war ihm denn auch Sigberts Geheimnis offenbar geworden. Das war, als unter den geschickt geführten Messern des Jungen sich aus dem Holzblock ein Gesicht abzuheben begann, ein Frauenkopf mit leiderfüllten schmerzlichen Zügen, herb zusammengepreßtem Mund, qualvollen Augen, die zu weinen schienen und doch von einer tiefen Sehnsucht sprachen. Da wußte Erminfried um des Jungen Geheimnis. Er schwieg, legte ihm nur anerkennend die Hand auf die Schulter und nickte ihm freundlich zu. Und wenn es dessen überhaupt bedurft hatte, so gab dieses Verstehen der Seele Sigberts Flügel, daß sie aufjauchzend sich hochschwang zu Höhen, die ihm bis dahin unerreichbar erschienen waren, und denen er nur im Traum gesegneter Nächte zu nahen wagte.

Zug um Zug erstand das Bildwerk aus dem Holze. Da lagen die Falten des Mantels, rundeten sich die Arme der Frau, zart wuchs ein Fuß unter dem Saum des Mantels hervor; da lag der Knabe mit schlafgeschlossenen Augen und gelösten Gliedern, das Bild des Friedens unter dem Bild der Schmerzen. Ja, so hatte die Frau hier in der Stube gesessen. Jetzt im Holze freilich saß sie auf einem Stein, und zur Rechten und Linken wuchsen Büsche auf, Rosenranken, die sich über der Mutter zusammenschlossen und seltsam ineinander verschlangen. Wie deutlich waren die Röslein zu sehen und wie fein und zart die Blätter und Zweige! Erminfried stand noch oft vor dem Bild. Immer schwieg er in heiliger Scheu, die schaffende Seele nicht zu stören, und Sigbert war dankbar dafür und froh.

Schließlich, nach Wochen und Monaten kam ein Tag, da traf Erminfried den jungen Meister vor seinem Werk sitzend; er hatte die Messer beiseite gelegt und saß mit glänzenden Augen und ruhenden Händen froh und lächelnd da.

„Fertig", sagte er, als Erminfried bei ihm stand, und seine Seele jubelte in diesem Wort.

„Ja, fertig", antwortete der Alte mit einer Stimme, in der alles lag, Stolz und Glück, Freude und Lob. Und dann weihte das Schweigen wieder den Raum, bis Sigbert mit einem glücklichen Seufzen seine Seele endgültig befreite von dem Erlebnis jener Nacht, die in Leid, Qual, Jammer und Weh das Leben zeugte, dem er nun zu Gestalt und Schöne verholfen hatte, ein Stück seiner selbst, zum Trost gegeben für viele.

Danach war Sigbert wie verändert. Sein heiteres Lachen klang wieder in der Hütte, er berichtete von tausend Dingen, die er gesehen und erlebt hatte, er zog mit Erminfried hinaus, wenn es auf den Acker ging oder auf die Viehweide; er war guten Mutes, sang gern ein fröhliches Lied, und war nur darum bekümmert, weil er jetzt gewahrte, wie Erminfried von Tag zu Tag ernster und besorgter wurde. Als er den Alten nach dem Grunde fragte, erfuhr er denn auch, daß es um Herrn Heinrich übel stehe und niemand wisse, wie ihm zu helfen sei.

Sigbert dachte daran, daß dies der Mann war, vor dem jene Frau davongegangen war — oder hatte er sie gar verjagt? — der Mann, der ihm am gleichen Tage Weggefährte gewesen war, da seine Seele dieses Bild erschaute. Er konnte ermessen, was Herr Heinrich litt, es an dem messen, was er selbst gelitten hatte, als er sein Werk schuf.

Er trat vor das Bild. Lange stand er schweigend. Bedacht-

ſam, in heimlicher Vertrautheit, nickte er ihm ein paarmal zu. Dann drehte er ſich zu Erminfried herum.

„Wir wollen es ihm hinüberbringen", ſagte er ruhig und ſchlicht.

Die Augen des Alten leuchteten in tiefer Freude. Er hatte wohl ſelbſt ſchon darangedacht, Herrn Heinrich das Bild wenigſtens zu zeigen, aber nicht gewagt, Sigbert darum anzugehen.

„Das könnteſt du tun — für ihn?" fragte er dankbar froh und doch noch mit einem Schatten des Zweifels. „Du willſt es wirklich tun?"

„Es wird ihm helfen", antwortete Sigbert, „wenn er weiß, daß auch die Frau leidet wie er, daß ſie mehr leidet als er." Und, mehr für ſich als für Erminfried beſtimmt, ſetzte er hinzu: „Er muß reif werden im Leid. Was wir ſchaffen, koſtet unſer Herzblut — immer. Auch ihm bleibt das nicht erſpart."

Da trat Erminfried zu ihm und ſtreckte ihm die Hand hin.

„Wohl, Sigbert, ſo iſt es", ſagte er. „Wohl dir, daß du das weißt ſchon in deinen jungen Jahren. Nicht umſonſt, das ſehe ich nun, war die Fahrt, zu der ich dir riet. Als Geſegneter kommſt du zurück und als Wiſſender."

„Wie ſonſt hätte ich das vollenden können!" erwiderte lächelnd der junge Meiſter. Und in ſeinen Augen lag der Welt Wehe und — Glück. —

In dieſer Nacht fanden die beiden Männer lange nicht zur Ruhe. Trotz des feuchtkühlen Herbſttreibens ſaßen ſie nebeneinander auf der Bank vor Erminfrieds Hütte. Sie blickten hinüber nach Herrn Heinrichs Haus, das dunkel war bis auf die Fenſter der Wohndiele, von denen Lichtſchein in die Nacht fiel. Sie wußten, daß dort nun wieder Herr Heinrich ſaß, wie

immer, vor sich hinbrütend und Sinnen und Denken betäubend mit jenem Trank, der doch nicht vergessen läßt, was an Schuld und Leid getragen werden muß. Und war zwischen ihm und dem Trost doch nur eine Tür in der Wand, um hindurchzugehen. Wann wirst du die Tür finden, Herr Heinrich, und den Trost für deine müde Seele? — — Sie saßen lange und warteten. Regenfeucht blies der Wind von den Hängen her, Wolken glitten über den Himmelsbogen, von den Bäumen trieb welkes Laub in die Finsternis der Nacht. Lange saßen sie, bis endlich sich ein Schatten vor den Lichtschimmer der Fenster legte. Und danach flackerte die Helle für ein paar Augenblicke her und hin, ehe sie verschwand und erlosch.

Da stand Erminfried auf.

„Es ist so weit", sagte er. „Nun sei Frigge ihm hold." —

Das war die Stunde, als Herr Heinrich hinüberging in seine Schlafkammer, hoffend, daß er Ruhe und Schlaf finden könnte, und sich hier plötzlich dem Bildwerk Sigberts gegenübersah.

Er stutzte, als er den Tisch gewahrte, wo sonst keiner zu stehen pflegte. Er trat heran, die Lampe in der Hand, deren Schein jetzt die Figuren des Schnitzwerkes zur Wirklichkeit werden ließ. Seltsam lebendig sahen sie aus, als Licht und Schatten über sie hinhuschten.

Betroffen stand der Mann. Der trübe Bierdunst war im Nu vor seinen Augen und Sinnen verflogen. Er starrte auf das Bild. Das war —? Er erkannte, begriff, und wollte aufschreien. Der Schrei sank ihm in die Kehle zurück. Zitternd, mit schwerer Hand, stellte er die Lampe auf den Tisch.

„Hathburg", stöhnte er und sank vor dem Bild in die Knie. —

Niemand störte die leidvolle Feier dieser Stunden. Kein Mensch hat je erfahren, wie Herr Heinrich durch ihre Weihe hindurchging. Geschlafen, das ist gewiß, hat er nicht in dieser Nacht; und als die Sonne am Morgen aufging, sah sie ihn sitzen, im Stuhl vor dem Bild seines Weibes, sehr still und ganz ruhig. Über seinen Augen lag ein sanftes Leuchten, der bittere Zug um seinen Mund war verschwunden. Endlich war der Frieden bei ihm eingekehrt und das Bewußtsein, daß ihm unverloren war, was er besaß, und nichts ihm gewisser bleiben würde, als das, was er aufgeben mußte: die Liebe zu seinem Weibe.

Der am Morgen aus der Kammer und aus dem Hause trat, war ein anderer, ein neuer Herr Heinrich. Er stand unter der Türe und blickte über den Hof, wo die frühe Tagesarbeit schon begonnen hatte. Da wollte die Scham über das Vergangene ihn anpacken; er aber vertrieb sie. „Ein Mann kann irren", sagte er zu sich selbst, „irren und schuldig werden. Die Schuld wird gelöscht durch die Tat." Er blickte zur Sonne hinauf. Es war nur eine Herbstsonne, sie hatte keine große Kraft mehr; aber ihm war, als verheiße sie einen neuen Sommer, neue Aussaat und neue Ernte.

Festen Schrittes ging er über den Hof zu Erminfrieds Hütte; denn er wußte wohl, wem er den Segen dieser Nacht zu danken hatte.

Sie sahen ihn beide herankommen; aufrecht ging er, erhobenen Hauptes, frisch und beweglich wie vordem. Da jubelten ihre Herzen. Erminfried ging ihm entgegen.

„Du wirst wissen wollen, Herr Heinrich", sagte er rasch, jeder Anrede zuvorkommend, „was ich angeordnet und für dich getan habe, während du krank gewesen bist."

Er wollte fortfahren zu reden und damit Herrn Heinrich

den Weg ebnen zurück ins Leben und seine Wirklichkeit. Der aber stand schon wieder fest darinnen.

„Krank?" unterbrach er Erminfried. „War ich krank? — Ein Feigling bin ich gewesen, der sein Herzeleid nicht verschließen konnte in seiner Brust und es hinausschrie wie ein Wicht. Der da —", er deutete auf Sigbert, „und du, ihr habt mir gezeigt, wie man damit fertig werden muß, durch Schaffen und Wirken. Dafür danke ich euch beiden. Ich kann nicht viel Worte machen", sagte er; „hier, nehmt meine Hand zum Unterpfand, daß ich euch nie vergessen werde, was ihr mir gewesen seid in dieser Zeit und — in dieser Nacht."

„Du machst uns sehr glücklich, Herr", entgegnete Erminfried, ihm die Hand schüttelnd, und Sigbert sagte:

„Glaubst du nun, daß das Holz unserer Bäume zu reden vermag besser als ein Mund, und lebendig ist mehr als der Stein?"

Herr Heinrich sah ihn mit innigem Dankesblick an.

„Ja", sagte er, „du hast eine Tür aufgestoßen, wo ich bisher nur die Wand sah. Es ist schmerzlich gewesen hindurchzugehen. Nun aber habe ich das Leben gesehen und erkannt, daß es mehr ist als der Tag, der aufgeht und erstirbt. Das weiß ich nun. — Willst du bei mir bleiben, Sigbert?" fragte er.

Der junge Mann zögerte mit der Antwort. Er sah sich nach Erminfried um. Das Angebot Heinrichs kam so überraschend.

„Ach so, du sorgst dich um Erminfried", fuhr da Herr Heinrich fort. „Da hat's keine Not. Erminfried muß ohnehin ferner sein, was er in dieser Zeit gewesen ist, mein Herrenmann und Hofwalter. Schwerlich werde ich noch lange Zeit haben, mich um Miminleou zu kümmern. Aber wenn ich ausruhen will, an den Feiertagen meiner Seele, dann soll es

hier sein, und dafür muß Erminfried mir sorgen. Aber auch dich möchte ich bei mir haben. Darum bitte ich, daß du bleibst."

Sigbert bedachte sich nicht länger.

„Es ist gut, Herr", antwortete er. „Wenn du mich brauchen kannst, mich und meine Kunst, so will ich wohl bleiben."

„Ja", sagte nun Herr Heinrich, „wir gehören zusammen, wir drei, die wir um Frau Hathburgs Opfergang wissen und ihr Leid kennen. Und wir wollen zusammenbleiben, damit wir einstmals ihres Opfers wert sind. Es ist kein leichter Weg, den wir gehen müssen bis dahin; aber ich fürchte mich jetzt nicht mehr davor, jetzt nicht mehr."

Er schwieg eine Weile. Sein Auge suchte die Sonne.

„Nur eins noch", sagte er dann zu Erminfried; „ich muß wissen, wer du bist und wer Sigbert ist. Verzeih mir, daß ich erst heute danach frage. Ich weiß, es hätte schon früher sein müssen; aber da — war ich noch jenseits der Tür", setzte er sich entschuldigend hinzu.

„Es braucht auch jetzt nicht zu sein", antwortete der Alte. „Laß dir daran genügen, daß es Erminfried ist und Sigbert, wie du sie kennst. Was kann dir daran gelegen sein, zu erfahren, woher sie kamen!"

„Doch!" entgegnete Herr Heinrich, „es ist mir daran gelegen. Ich weiß jetzt, daß du mehr bist, als wir wissen. Und wir hatten dich zum Schafhalter bestimmt."

„Und nun zum Hofwalter", antwortete Erminfried freundlich lächelnd. „Herr Heinrich, was ich bin, das kannst du mir nicht geben und kannst du mir nicht nehmen. Ob ich Schafhalter war oder Herrenmann bin, das ändert nichts an meinem Leben. Ob die Pflichten klein sind oder groß, die du mir auflegst, ist gleich; daß ich sie erfülle, darum geht es. Und wenn ich das tue, so bin ich meines Lebens wert. Ich habe

nichts zu verbergen vor dir, Herr Heinrich; und einmal werde ich reden; dann, wenn ich reden muß. In wenig Worten läßt sich das nicht sagen, und sieh, jetzt ist der Tag zum Werken da und nicht zum Reden."

„Du hast recht, Erminfried", schloß Herr Heinrich. „Kommt! Laßt uns an die Arbeit gehen."

*

So fand Herr Heinrich zu Erminfried, dem wunderlichen Alten, und zu Sigbert, dem jungen Bildschnitzer, und sie gingen mitsammen an die Arbeit, nicht nur an diesem Morgen und nicht allein in diesen Herbsttagen. Sie wirkten, jeder an seinem Platz, und es war ein vollgewichtig Werk, was jeder einer zu schaffen hatte. Aber sie sahen aufeinander bei ihrem Tun als gute Freunde und treue Gefährten, und wenn der Feierabend kam, dann saßen sie beisammen, wie es sich ergab, zu zweien oder dreien, ruhten von ihrer Arbeit aus und genossen das Glück des Beisammenseins. Miminleon hatte wieder schöne und gute Tage. Es war freilich nicht mehr jenes stille, heimliche Glück, das im Maien noch hier daheim gewesen war, jenes Glück, das so vorsichtig und sanft behandelt werden muß, weil es sonst zerspringt und zerbricht; es war nun ein handfesteres Glücklichsein, eine herzliche Kameradschaft, wie sie gemeinsames Leben und Wirken unter Männern schmiedet, die einander wert sind und sich achten und schätzen. Es war die Freude, die sie verband, die Freude am Leben, am Schaffen und Mühen, die Freude am Schönen. Wie konnte Erminfried in solchen Stunden erzählen! Mären aus alter Zeit, die längst vergessen waren: von der Erdmutter und ihrem segnenden Gang durch das Land in den geweihten Nächten, von dem Wanderer Wodan, der sein

Auge gab für das Wissen um der Welt und der Waltenden Schicksal, von Balder, dem jungen, den sein blinder Bruder Hödur töten konnte, weil der schlimme Loke ihm den Mistelpfeil richtete. Wie lebendig war diesem Alten die Welt. Jedes Wässerlein plauderte mit ihm, die Bäume waren ihm echte Wesen, auch sie hatten ihre Seelen, die Nacht war ihm traut wie der Tag, der Winter wie der Lenz. Alte, verklungene Weisen entriß er der Vergessenheit, und manch eine wurde bald von Herrn Heinrichs Gesinde und Hofgenossen aufgegriffen und wieder gesungen. Herr Heinrich aber erquickte sich an des Alten Lebensweisheit und lernte die Welt sehen wie jener: schön und reich und das Leben des Lebens wert. Sigbert war von ihnen wohl der Stillste und Wortkargste; aber er suchte das Leben in seinen Holzblöcken zu wecken und zu gestalten. Manchmal gelang es ihm, oftmals nicht, so gut wie bei dem Bild der leidvollen Mutter niemals in dieser Zeit. Einmal hatte er Herrn Heinrichs Kopf zu formen versucht, aber es wollte nicht glücken, diese Züge zu bannen. Er ward darüber nicht mißmutig oder verzagt. Er wußte, irgendwann würde auch wieder die Stunde für das Große kommen; denn nicht immer kann Erntezeit sein. Indessen war die Arbeit seiner Hand allenthalben in Herrn Heinrichs Hof zu sehen und erfreute jeden, der ihr begegnete.

Kein Glück ist ohne Sorgen, keine Freude ewig ungetrübt. Auch die Heiterkeit jener Tage gab immer wieder einmal dem Ernst Raum, zumal das Schicksal um Völker spielt, nicht um den einzelnen Menschen.

Im Reich regierten noch immer Hatto und Salomon, und das Kind Ludwig, das kranke, war auch noch am Leben. Bei den Sachsen zwar war Ottos Gewalt groß genug, Priesterwillkür abzuwehren; anderswo prallten die Geister härter

aufeinander, und oftmals mußte der Name des Königs herhalten, um die Pläne der Bischöfe zu decken und ihre Absichten zu verwirklichen.

Der Bischof von Halberstadt konnte an Herrn Heinrich keine rechte Freude gewinnen. Heinrich hatte zwar seiner Ehe mit der geraubten Nonne entsagt, aber weder deren Besitz an die Kirche zurückgegeben, noch sonst handgreifliche Beweise seines Sündenbewußtseins und einer bußfertigen, reuevollen Gesinnung erbracht. Im Gegenteil, was der Bischof von ihm zu hören bekam, klang sehr nach neuen Abwegen und christenfeindlichem Tun. Zum Hofwalter habe er einen Mann genommen, dessen Herkunft ganz im Dunkeln lag, auf der Straße sollte er ihn aufgelesen haben, einen Schafhalter und halben Heiden dazu; und zum Freunde habe er sich einen andern Menschen erkoren, der sich mit Teufelswerk abgab und aus Holz Menschen schnitzte, Götzenbilder, sagte man. Vorstellungen, die der Bischof beim Herzog Otto erhoben hatte, schienen keinen Erfolg zu zeitigen, so daß er sich eines Tages aufmachte, selbst in Miminleve zu sehen, was an diesen Gerüchten wahr sei. Er suchte einen schicklichen Vorwand, Herrn Heinrich zu sprechen, und wurde auch von ihm empfangen.

Der Bischof fand einen klugen und gewandten Mann, der fest auf seinem Boden stand und nicht zu erschüttern war. Er hatte keinen Grund, mit Herrn Heinrich zufriedener zu sein; aber er fand auch keinen, um unmutig oder zornig zu werden; man mußte ja sowieso eine Engelsgeduld mit diesen Sachsen haben. Gewiß, der Umgang, den Herr Heinrich hier pflegte, war nicht dazu angetan, segensreich zu sein, sagte sich der Bischof; aber irgend jemanden müsse Herr Heinrich ja schließlich haben. Zudem schien ihm vieles doch auch übertrieben, was man ihm als Gerücht zugetragen hatte, wie etwa das von dem

Götzenbild in Herrn Heinrichs Stube. Er hatte es nun selber gesehen und mußte ehrlich gestehen, daß es sehr schön und durchaus christlich war, dieses Bild von der Gottesmutter mit dem Heilandskind unter dem Rosenstrauch; der junge Mann, der es geschaffen hatte, mußte wirklich ein seltener Meister in seiner Kunst sein.

„Paß auf", sagte Herr Heinrich zu Sigbert, als der Bischof gegangen war, den über seinen Irrtum aufzuklären niemand Veranlassung genommen hatte, „paß auf: Nun wirst du bald Arbeit genug haben. Sie werden sich reißen um dich, damit du ihnen für ihre Bethäuser Gottesmütter schnitzen sollst und andere Heilige." Er lachte.

Sigbert dachte nach.

„Wäre das schlimm?" fragte er. „Es könnten doch nur Sachsenköpfe sein, die ich ihnen hingäbe, keine fremden Gestalten aus dem Süden und dem fernen Morgenland. Vielleicht würde dann unsere Seele Einzug halten, wo unser Herz noch immer nicht daheim sein mag."

Heinrich schüttelte den Kopf. Aber Erminfried nickte. Er begriff.

„Einst war es die Erdmutter", sagte er, „nun wird es die Gottesmutter sein, die man ehrt und grüßt. Vormals war es draußen in Flur und Hain, wo ihre Malstatt stand; jetzt kommt der Wald hinein in das steinerne Haus. Und wird doch der Wald sein, derselbe Wald und dieselbe Mutter." —

So kam unversehens der Ernst in die Heiterkeit ihres Tages, und sie sahen, wie ihr Schaffen und Wähnen über sie hinausging und weithin reichen konnte, vielleicht morgen schon oder übermorgen, wann es das Schicksal wollte.

Härter noch griff die Wirklichkeit nach ihnen, als im nächsten Sommer die Ungarn wieder Sachsen bedrohten. Jäh-

lings, wie sie zu kommen pflegten, waren sie im Land der Dalaminzier eingefallen, hatten hier geraubt, gesengt, verwüstet; dann warfen sie sich gegen Thüringen und bedrohten damit auch die Sachsengaue um Quitlingen und die Merseburg. Es gab große Aufregung und schuf schlimme Not. Rasch mußten die Heerbanne aufgeboten werden, denn die Ungarn waren flink und wendig, sie konnten da sein, ehe man sich dessen versah.

Da zog Herr Heinrich nach seines Vaters Befehl wieder zur Grenzwacht auf. Sigbert und Erminfried, die das Schwert nicht führen durften, weil kein Boden ihr eigen war und keine Sippe sich zu ihnen bekannte, blieben zurück, walteten des Hofes und trafen Maßnahmen, schlimmstenfalls ihres Herrn Eigentum vor frechem Zugriff zu bewahren.

Mit den Ungarn war nicht zu spaßen, das wußte jeder in Sachsen, und selbst die Mutigsten und Tapfersten kam das Grauen an bei dem Gedanken an die drohende Gefahr. Das Schlimme dabei war, daß man den Feinden nicht beikommen konnte. Ja, wenn sie zu offener, ehrlicher Schlacht sich gestellt hätten, um Mann gegen Mann Sieg oder Niederlage durchzufechten! Aber das taten sie nicht. Blitzschnell brachen sie vor, in gewaltigen Reiterhaufen überschwemmten sie das Land, nahmen, was sie fanden, zerstörten, was blieb, und waren ebenso blitzschnell wieder verschwunden, ehe noch ein Heer sie finden und sich zur Schlachtordnung aufstellen konnte. Zurück blieb die Vernichtung, das Grauen und der Tod. Keiner noch hatte sie besiegen, ja nur entscheidend treffen können, und doch verbluteten sich schier die Völker und Stämme, die von ihnen heimgesucht wurden.

Herzog Otto, dem ihr Einfall vor Jahren nur noch allzu gut bewußt war, wollte diesmal die Hauptmacht seiner Auf-

gebote weit zurückhalten, um sie dem Feind entgegenwerfen zu können, wo immer er einzubrechen versuchte. Er schickte daher seinem Sohn zur Grenzwacht nur eine angemessene Verstärkung, die Graf Thietmar, Heinrichs vormaliger Lehrer in der Waffen- und Kriegskunst, ihm zuführte, und rechnete im übrigen mit der weisen Überlegung Thietmars und dem Kampfesmut des Sohnes, die beide genügend erprobt und bewährt waren, um allen Möglichkeiten gerecht zu werden. Dennoch blieb das Ganze ein schweres Wagnis.

Niemand wußte das besser als Thietmar und Herr Heinrich. Sie freuten sich, weil sie wieder Seite an Seite reiten konnten, aber sie trugen auch Sorge um das Kommende. Nichts ist drückender als Ungewißheit; kaum etwas erfordert mehr innere Ruhe und Kraft als das tatenlose Wartenmüssen auf den Schlag, von dem man nicht weiß, wann und woher er kommt.

„Warum wird die Reichsgewalt nicht aufgeboten gegen einen Feind, der allen schadet?" fragten sie sich. „Warum zieht Herr Hatto von Mainz jetzt nicht zu Felde oder Herr Salomon von Konstanz, die doch die Reichsverweser sind?" Niemand gab Antwort auf solche Fragen. Sie standen allein und warteten; wer sich nicht selber helfen konnte, war verloren.

Indessen ging für diesmal die Gefahr an Sachsen vorüber. Die Ungarn waren schon in Thüringen auf Widerstand gestoßen. Herr Burchard bewies nun mit der Tat, daß er des Herzogstitels, den er sich hatte verleihen lassen, auch würdig war. Er warf sich mit seinem Heerbann dem Strom der Einfallenden entgegen, zu schwach, sie zu besiegen, aber stark genug, die Flut aufzuhalten und abzudrehen. Er bezahlte diesen Erfolg mit seinem Leben, und mit ihm fielen zahlreiche wackere Herren und Krieger an diesem dritten Tage im August des Jahres 908. Am Wall der Toten brach sich die Flutwelle

der Ungarn; sie ebbte bald zurück. Damit waren nicht nur die Sachsengaue, sondern auch die anderen Herzogtümer und Länder für diesmal gerettet. Der Reichsverweser, Herr Hatto von Mainz, ließ denn auch mit seinem Dank nicht auf sich warten. Er verlieh Thüringen nicht, wie man das hätte erwarten dürfen, einem von Burchards Söhnen, er verlieh es überhaupt nicht mehr, sondern fand es an der Zeit, darüber nachzusinnen, wie er dieses Land und seine Menschen am besten dem Mainzer Erzbistum angliedern könnte.

In Sachsen atmeten sie erleichtert auf, wenngleich sie wußten, daß die Gefahr keineswegs endgültig gebannt war. Die Ungarn fielen denn auch in der Tat Jahr um Jahr weiter im Reiche ein, wenn auch Sachsen vorerst verschont blieb. Und wer immer ihnen entgegentrat, der wurde vernichtet. Die „Geißel Gottes" schwang hart und grausam über den Ländern des Reiches.

Außer dem Zusammentreffen mit dem Grafen Thietmar brachten jene Monate der Grenzwacht noch eine andere Begegnung für Herrn Heinrich. Er traf zum erstenmal seit dem Mai des verflossenen Jahres den Grafen Erwin, Hathburgs Vater. Damit trat die Vergangenheit wieder hart und bitter vor Heinrichs Seele, obgleich der Graf alles vermied, was dem Sohn seines Herrn hätte unangenehm sein können. Es war Herr Heinrich selbst, der bei einer sich bietenden Gelegenheit das Wort darauf brachte.

„Ich habe auch dir weh getan", sagte er offen und ehrlich, als sie einmal unter sich waren; „ich habe es tun müssen, schweren Herzens, und ich bin fast dabei vergangen. Kannst du mir verzeihen, daß ich dir Schmerz zufügte?"

Der Graf senkte den Kopf.

„Ich habe es kommen sehen, von Anfang an kommen

ſehen", entgegnete er. „Es war eine Torheit von dir und Hathburg ..."

„Nein!" unterbrach Heinrich heftig. „Nein, das war es nicht!"

Der Graf hob forſchend die Augen.

„Wie?" fragte er. „Reut es dich heute nicht?"

„Niemals!" entgegnete Herr Heinrich. „Nie kann mich reuen, daß Hathburg mein Weib war."

Sie ſchwiegen. Beiden ging der Atem ſchwer, Herrn Heinrich in der Erinnerung an die Vergangenheit, dem Grafen unter der Laſt der Gegenwart, in der noch immer nicht erloſchen ſchien, was als Flamme nicht mehr leuchten und brennen durfte.

„Was macht Hathburg?" fragte Herr Heinrich da. „Wo iſt ſie?"

Graf Erwin zog die mächtigen Brauen zuſammen.

„Kümmere dich nicht um Hathburg, Herzogsſohn. Sie hat längſt mit dir gebrochen." Nun war ſeine Stimme hart und feſt geworden.

„Wie kann ſie das?" gab Heinrich zur Antwort. „Sie hat unſer Kind, unſern Thankmar."

„Es iſt ihr Kind, Herr Heinrich", erwiderte der Graf, „nur das ihre, nicht deines mehr."

Heinrich ſtand betroffen.

„Vergiß das nie!" fuhr Graf Erwin fort. „Du haſt kein Anrecht mehr an Thankmar. Trage keine neue Unruhe in das Leben meiner Tochter. Halte dich fern von ihr und dem Knaben. Dann — ſoll dir verziehen ſein, was geſchah."

„Das iſt — grauſam", ſtammelte Herr Heinrich.

„Vielleicht", gab der Graf zur Antwort. „Aber anders wäre es noch grauſamer."

Da wandte sich Herr Heinrich ab und ging hinweg wie einer, der eine schwere Last trägt. Der Graf sah ihm nach: Heinrich tat ihm leid; aber es war besser, gleich im Keim zu ersticken, was doch nur neue Sorgen und Beschwerden für Frau Hathburg und das Kind mit sich bringen mußte. Wohl achtete der Graf den Mann darum nicht geringer, weil er nicht bereuen wollte, was geschehen war; aber er wußte zuviel von Hathburgs Haß und dem Leid, das sie trug, seit sie heim kam zu ihm, und er wußte, daß es keine Brücken mehr geben durfte von Herrn Heinrich zu ihr, gar keine. So sah er den Mann jetzt weggehen; es tat ihm leid, und doch war er innerlich beruhigt darüber: Was sein muß, muß sein.

Gerade wollte auch er fortgehen, da sah er Heinrich plötzlich stehen bleiben, dann sich umwenden und noch einmal zurückkommen; die Gestalt straffte sich, ihr Schritt war ruhig und sicher.

Heinrich bot dem Grafen die Hand.

„Es sei, wie du willst", sagte er mannhaft. Nur ein Zucken in den Mundwinkeln verriet, was der Entschluß ihn kostete: Jetzt hatte er auch den Sohn verloren, das Weib und den Sohn.

Aber der Druck seiner Hand war fest, und Graf Erwin wußte, daß dieser Mann sein Wort halten werde.

„Hab Dank", sagte er. Dann schieden sie. —

Das war eine trübe Begegnung für Herrn Heinrich gewesen, und seine Seele litt darunter, auch wenn er es nicht zeigte.

Jedenfalls aber wirkte dieser Tag noch in ihm nach, als er zum Herbst hin, nachdem die Ungarngefahr vorüber war, zu Herzog Ottos Pfalz kam und dieser ihm mitteilte, er wünsche nun, daß sein Sohn bald die Ehe mit Mathildis von Engern schließen möge. Es sei alles abgesprochen, Graf Thiadrich habe

seine Einwilligung gegeben, es läge jetzt nur an ihm, dem Sohn, seine Werbung vorzubringen; eine abschlägige Antwort habe er jedenfalls nicht zu fürchten.

Bei Heinrich, wie gesagt, wirkte jene Begegnung mit Erwin von der Merseburg noch nach; er konnte sich nicht entschließen, suchte Ausflüchte, meinte, es sei noch nicht genügend Zeit seit der Trennung von Hathburg vergangen.

„Ein und ein halber Jahreslauf ist es nun", entgegnete Otto, „Zeit genug, sie zu vergessen, und Frist genug, ein anderes Weib zu wählen."

Vergessen? dachte Heinrich. Als ob man Hathburg je vergessen könnte!

Wenn er selbst seine Werbung nicht vorbringen wolle, meinte der Herzog weiter, so möge er einen ehrlichen Boten damit beauftragen, wie es nicht selten geschähe. Gewiß wäre Graf Thietmar bereit, Heinrichs Werbung der jungen Mathildis zu überbringen; er, Heinrich, gewinne dadurch noch eine Weile Zeit, sich innerlich mit dem Gedanken an Mathildis abzufinden. Ein Zurück gäbe es jetzt sowieso nicht mehr, aber Otto wolle es dem Sohne so leicht wie möglich machen und — so schloß der Herzog — er sei gewiß, daß Heinrich ihm noch einmal danken werde für die Frau, die ihm mit Mathildis zubestimmt worden sei.

Dies Letzte allerdings bezweifelte Herr Heinrich bei sich selbst; aber er war damit einverstanden, daß Thietmar seine Werbung überbringen sollte.

Etwas freilich hatte der Herzog verschwiegen; nämlich, daß Mathildens Vater ihm kürzlich eine Botschaft hatte zugehen lassen, die eine schleunige Werbung dringend empfahl. Nicht lange mehr, hatte Thiadrich sagen lassen, könne er andere Bewerber mit dem Hinweis auf die allzugroße Jugendlichkeit

seiner Tochter zurückweisen. Es habe den Anschein, berichtete er weiter, als seien diese Bewerbungen nicht von ungefähr, und es werde darum gut sein, ihnen Einhalt zu gebieten, indem man Herrn Heinrichs Wahl offen aussprechen könne.

Herzog Otto atmete erleichtert auf, als er Thietmar auf dem Wege nach Westfalen wußte.

Heinrich kehrte nach Miminleon zurück. Das Herz war ihm schwer, und Erminfried und Sigbert hatten wieder einmal Mühe, bis sie hinter Herrn Heinrichs Bekümmernis kamen.

„Wie kann ich vor Mathildis hintreten, solange ich Hathburgs Bild noch im Herzen trage", sagte schließlich eines Abends Heinrich zu Erminfried, als sie beide allein vor dem Kamin in der Halle saßen. „Das ist unehrlich. Das macht mir Qual. Ich werde Hathburg nicht wiedersehen; ich habe auch auf Thankmar verzichtet, aber — auslöschen kann ich nicht, was war, und vergessen kann ich sie nicht."

„Ja, das wirst du nicht können", antwortete Erminfried, „und niemand wird das von dir fordern. Aber willst du auslöschen darüber? Es ist nicht gut, sich an das Gewesene zu hängen, solange man noch lebt", sagte Erminfried. „Was die Sippe von dir fordert, das mußt du tun. Denn die Sippe, Herr Heinrich, die Sippe ist das Leben. Außer ihr ist der Tod."

„Ich kenne Mathildis nicht", wandte Heinrich noch einmal ein.

„Thiadrichs und der friesischen Reinhilde Tochter, die Enkelin Waleperts, der ein Nachfahre ist des Mannes, der Karl dem Franken trotzte. Ist das nicht genug?" fragte der Alte. „Du hast Walepert nicht gekannt, der ein strenger Mann war gegen seine Söhne und wachte über dem Gesetz der Sippe wie selten wer. Fünf Söhne hatte er, alle fünf

wackere Mannen. Aber wenn du ihn noch hättest fragen können, wieviel Söhne er sein eigen nenne, er würde dir gesagt haben: deren vier."

„Wieso das?" wollte Herr Heinrich wissen.

„Den einen hat er selbst gelöscht auf der Tafel seiner Sippe, weil der es wagte, sich dem Willen seines Vaters zu widersetzen, weil er die Liebe zum Weibe höher stellte als das Gebot der Sippe. Darum, Herr Heinrich, nur darum."

„War es eine Unwürdige, die er sich erkor?" fragte Heinrich.

„Nicht weniger würdig als die, welche ihm zubestimmt war", antwortete Erminfried.

„Dann war es unrecht von Walepert, daß er den Sohn aus der Sippe verstieß", sagte Heinrich.

„Nein", entgegnete der Alte. „Es war gut und gerecht, und der Sohn selbst kann ihn darum nicht schelten. Wer verstößt gegen das Sippengebot, löst sich von dem Grunde, der ihn trägt, ein Neiding ist er und ein Heimatloser; das ist alter Brauch und — muß so sein."

Heinrich dachte daran, wie sehr doch sein eigenes Geschick diesem fremden glich. War nicht auch er in Gefahr, abzufallen vom Baum seiner Sippe wie ein dürrer Ast? Woher mochte Erminfried das alles wissen? Er fragte den Gefährten nach dem Schicksal jenes Mannes, der Waleperts Sohn gewesen war.

„Sein Schicksal?" sagte Erminfried. „Es ist das Schicksal des Neidings. Er nahm das Weib seiner Wahl und verlor darüber seine Heimat. In der Fremde gebar ihm das Weib seinen Sohn und verging vor Kummer und Weh. Er bettelte um den Unterhalt für den Knaben. Um seinetwillen tat er Knechtsdienste bis hinab — zum Schafhalter."

„Erminfried!" schrie Herr Heinrich auf. „Du —?"

„Ja, ich", antwortete der Alte. „Du hast mich einmal nach meiner Geschichte gefragt. Hier ist sie. Aber nun schweige darüber, Herr Heinrich. Sigbert weiß nicht, daß er mein Sohn ist, der Sohn eines Heimatlosen und Ausgestoßenen; niemand weiß, wer Erminfried ist; denn meinen Namen von einst habe ich abgelegt. Mir ist's genug zu wissen, daß Sigbert sich einen besseren Namen erwerben wird. Er muß neu anfangen; aber er wird es schaffen."

„Du hast Schweres vollbracht", sagte Herr Heinrich, erschüttert von diesem Lebensschicksal.

„Ich danke es den Ewigen, daß es gelang", antwortete Erminfried. „Wer Schweres auf sich lädt, muß es tragen oder zusammenbrechen. Ich bin nicht zerbrochen, denn — ich war doch Waleperts Sohn. Ich darf mich dessen nicht rühmen. Ich sage es nur, weil nun Waleperts Enkelin, Thiadrichs Tochter, dein Weib werden soll. Nur deshalb, Herr."

In diesem Augenblick war Herrn Heinrich zumute, als sei ihm Mathildis keine Fremde mehr. —

Als nach Wochen Graf Thietmar aus Westfalen zurückkam und berichtete, daß Mathildis seine Werbung freundlich angenommen habe und man in Jahresfrist die Hochzeit feiern könne, als dann weiter der Bote die feinsinnigen Grüße des Mägdleins an Herrn Heinrich ausrichtete und erzählte, als welch schöne und züchtige Jungfrau sie ihm begegnet sei, da brach denn doch in Herrn Heinrich ein gewisses Empfinden auf, vielleicht nicht Liebe, aber das Gefühl, daß er diesem Mädchen gut sein könnte. Und allmählich verlor der Gedanke, sie heiraten zu müssen, mehr und mehr von seiner Bitternis und Qual.

Und dann kam schließlich ein letzter Anstoß, der Herrn Heinrich zum Handeln zwang. Als nämlich bekannt geworden

war, daß sich Mathildis Herrn Heinrich von Sachsen versprochen hatte, schienen sich die vormals abgewiesenen Freier damit durchaus nicht zufrieden geben zu wollen. Sie verbündeten sich miteinander und versuchten einmal sogar, die Jungfrau gewaltsam zu entführen. Es gelang zwar, diese schändliche Absicht zu vereiteln und Mathildis in Sicherheit zu bringen; dennoch gab Thiadrich dem Herzog ungesäumt davon Nachricht, da die Verschworenen ganz unzweideutig erklärt hatten, sie würden auf keinen Fall dulden, daß Mathildis Herrn Heinrich eheliche. Diese ungewöhnliche Hartnäckigkeit mußte doch wohl einen tieferen Grund haben als den Grimm über eine abgelehnte Werbung.

„Hatto von Mainz", sagte Herzog Otto, als er in den ersten Wochen nach dem Jahreswechsel seinem Sohn von diesem Ereignis Mitteilung machte.

„Wieder einmal dieser Priester!" knirschte Herr Heinrich und war entschlossen, nun schnellstens jede fremde Absicht gründlich zu vereiteln.

Sobald es die Witterung gestattete, brach er von Minnileun auf. Sigbert und ein paar berittene Knechte begleiteten ihn. Auf dem Thingplatz der Werla erwartete ihn Graf Thietmar mit einem prächtigen Reiterzug, den Herzog Otto zum Geleit bestimmt hatte. So ging es nach Westfalen.

Mathildis wohnte damals im Kloster zu Herford bei ihrer Großmutter. Als man in die Nähe des Klosters kam, ließ Heinrich den Zug rasten. War es ein letzter Zweifel, der in ihm aufstand, wollte er Mathildis auf die Probe stellen oder dem Mädchen eine ungeziemende Überrumpelung ersparen? Er sagte:

„Ich will sie zuerst allein sehen. Folgt mir in einer Stunde nach."

Nur Sigbert sollte ihn begleiten.

Sie vertauschten ihre festlichen Kleider mit einfachen, unscheinbaren Gewändern und gingen zu Fuß zum Kloster, wo gerade der Abendsegen geläutet wurde. Mit anderen Frommen betraten sie das Bethaus und fanden hier die Nonnen mit ihrer Äbtissin zum Gottesdienst versammelt. Es fiel Herrn Heinrich nicht schwer, die Verlobte zu finden. Es hätte nicht einmal der Frage an einen der Bauern bedurft, wer das Mägdlein sei, das dort nahe der Äbtissin in einem Betstuhl kniete. Er wußte, kaum daß er es erblickt hatte: das mußte Mathildis sein. Von diesem Augenblick an galt seine Andacht ihr, ganz allein ihr. Er konnte die großen Augen sehen, die in dem sanften Gesicht standen, das blonde Haar über der reinen Stirn, den mädchenhaft züchtigen Mund. Ihre Züge waren voll Innigkeit. Mit Hingabe waren ihre Sinne dem göttlichen Dienst zugewandt; nichts, aber auch nichts vermochte sie abzulenken.

Ihr Bild erschütterte den Mann. Das also war sie; so jung, so fein; fast zu schade für ihn, mußte er denken.

Als sie dann aufstand, weil der Gottesdienst beendet war, sah er, daß ihre Gestalt groß und schlank war und ihre Haltung voll Stolz und Hoheit, eine Frau, die bei aller Demut dem Ewigen gegenüber sich ihres Wertes bewußt war.

Da wollte er an sie herantreten und sich zu erkennen geben.

Er war aber noch nicht bei ihr, da hatten ihn ein paar kräftige Fäuste gepackt und zurückgerissen. Das kam so unerwartet, daß Herr Heinrich vor Staunen vergaß, sich zur Wehr zu setzen; und als Sigbert ihm beispringen wollte, war auch er im Nu ergriffen und abgedrängt. So wirkte Graf Thiadrichs Schutz für seiner Tochter Sicherheit.

Zwar machte sich Herr Heinrich jetzt mit ein paar schnel-

len Griffen frei, sah sich aber sofort gezückten Schwertern und Sassen gegenüber. Unter den Kirchgängern brach Tumult aus.

„Schlagt sie tot, diese Räuber!" rief jemand. „Nicht einmal im Gotteshaus ist das Mädchen vor ihnen sicher."

Da merkte Herr Heinrich, wofür sie ihn hielten und in welchen Verdacht er geraten war. Laut rief er:

„Ich bin Heinrich, Ottos des Erlauchten Sohn!"

Man lachte. Selbst die Heiligkeit des Ortes, an dem man sich befand, war vergessen.

„Der möchtest du wohl sein!" schrien sie und wiesen auf die schlichten Kleider, die er trug. Vergebens war Sigbert bemüht, Heinrichs Angabe zu bestätigen. Man drohte ihm mit Schlägen, wenn er nicht sofort schweige.

Inzwischen war Mathildis und ihre Großmutter herangekommen. Mathildis schaute den Mann an, der da zwischen den Gewaffneten stand.

„Sag noch einmal, wer du bist", forderte sie ihn auf.

Der Mann sah ihr in die Augen.

„Heinrich bin ich, des Erlauchten Otto von Sachsen Sohn", antwortete er.

Dann war es still in dem Raum, eine kleine Weile ganz still. Bis Mathildis sagte:

„Ja, du bist Heinrich, mein Verlobter und Herr."

Und ohne Scheu trat sie auf ihn zu und wollte sich vor ihm auf die Knie niederlassen. Er fing sie in seinen Armen auf.

„Mathildis!" rief er beglückt von diesem Erlebnis, „meine Mathildis — du!"

Die Umstehenden waren zwar betroffen von dem, was da geschah, aber noch keineswegs davon überzeugt, daß hier alles mit Fug und Recht geschähe. Jetzt traf zum Glück Graf

Thietmar mit dem Gefolge vor der Kirche ein und konnte den letzten Zweifel beheben.

Da man einmal die Waffen gezogen hatte, so schlug man sie nun klirrend aneinander und geleitete so Herrn Heinrich und seine Braut aus dem Gotteshause hinüber zu Mathildis Wohnstatt, wo Herr Heinrich von ihr Abschied nahm, um sich zunächst zum Grafen Thiadrich zu begeben.

Schon am folgenden Tag brach der Brautzug von Herford auf. Im festlich geschmückten Wagen saß Mathildis. Es geleiteten sie Emmihold, ihres Oheims Imnod Tochter, und Diethmot, die Freundin und Gefährtin ihrer Kindheit. Zur Rechten des Wagens ritt Herr Heinrich auf seinem Schimmel, zur Linken Graf Thietmar, der für Herrn Heinrich vormals geworben hatte. Vor und hinter dem Wagen ritt das prächtige Gefolge Heinrichs, dem Gefährt zunächst Graf Thiadrich und Sigbert. Die Reiter führten Fähnlein mit, die lustig im Winde flatterten; voran aber trugen sie das Banner der Herzöge von Sachsen.

So führte Herr Heinrich die Braut nach der Pfalz Ottos des Erlauchten und der Altmutter Oda, wo sie herzlich empfangen und liebevoll aufgenommen wurde.

Wenig später fand hier auch mit Pracht und Glanz die Hochzeit statt, wobei Sigbert Diethmots Brautherr war.

Danach gingen die Neuvermählten nach Wallhausen am Südhang des Harzes, das Herzog Otto ihnen zum Wohnsitz bestimmt und Heinrich seinem jungen Weibe zur Morgengabe darbrachte.

Und dort begannen und führten sie zunächst ihr gemeinsames Leben.

Zweiter Teil: Um des Reiches Krone
(911—918)

5. Kapitel: Der neue Herr

Zur Zeit der Sommersonnenwende des Jahres 911 herrschte auf den Straßen, die nach der kaiserlichen Pfalz Forchheim im Frankenlande führten, reges Leben. Edle Herren, Herzöge, Mark- und Gaugrafen, vornehme Kirchenfürsten mit ihrem Geleit waren auf dem Weg zur Reichsversammlung, die Herr Hatto von Mainz an den Sterbeort König Ludwigs einberufen hatte, damit man dort einen Nachfolger für den letzten unfruchtbaren Sproß des Karolingerstammes bestimme.

Ludwig, mit dessen Ableben man schon seit langem gerechnet hatte — es waren vier Jahre seit jenem Tag in Herzog Ottos Pfalz vergangen — war nun wirklich tot, nachdem er siebenzehn Jahre lang nichts anderes gewesen war als ein Kind. Längst war auseinandergefallen, was Kaiser Karl vormals mit gewalttätiger Faust zusammengeführt und zusammengehalten hatte. Die letzten elf Jahre, in deren Verlauf im Namen des unmündigen Königs zwei Bischöfe regierten, hatten die letzten Bande gelöst und den Zerfall ins Ungemessene gesteigert. Zweifellos waren Hatto von Mainz und Salomon von Konstanz tüchtige Staatsmänner, aber ihre Kunst war bestimmt von dem Anspruch ihrer Kirche, deren Herrschaft groß und gewaltig aufzurichten, wie sie meinten, zum Lobe

Gottes und zum Heil der Menschen, ihr einziges, aber auch ehrgeiziges Ziel war. Was ihm entgegenstand, mußte fallen; was ihm förderlich war, geschah, mochte es recht oder unbillig sein.

Kein Wunder, daß am Ende dieser elf Jahre alle Klüfte tiefer aufgerissen waren denn je; schroff standen sich Männer und Meinungen entgegen. Was im harten Kampf um das Dasein gewachsen war, im Kampf gegen die Ungarn, in der Abwehr der Slawen, im Ringen um das tägliche Brot, in der Behauptung von Sippe, Gau oder Stamm, das stand fest mit den Füßen im harten, oft kargen Boden seiner Erdenwirklichkeit; das konnte nur an sich denken, es mochte Herzog sein oder Markgraf, Bayern oder Sachsen oder Schwaben heißen; das stand unter dem bitteren Gesetz: Schaff oder stirb; verteidige dich oder geh zugrunde; verlaß dich auf nichts als auf deine eigene Kraft, sonst bist du verlassen! Von Norden her drohten die Dänen und Nordmannen, von Osten die Slawen und Ungarn, sie alle gierig, zu nehmen, was die Schwäche nicht halten konnte; und der Starke nur vermochte zu bestehen und konnte Frieden haben. Wer wollte dazu nicht stark werden und stark bleiben?

Es war nun wirklich wieder so geworden wie vor der Zeit Kaiser Karls, daß Stamm neben Stamm stand und nicht selten auch Stamm gegen Stamm. Damals hießen sie Falen und Engern und Albinger, Chatten, Alemannen und Bajuvaren; heute nannten sie sich Sachsen, Franken, Lothringer und Thüringer, Bayern und Schwaben; aber die sie führten, waren meist ebenso harte und aufrechte Männer, verbissene Kämpen um ihres Landes Vorteil und Gewinn wie vormals die Herzöge der Germanenstämme.

Jetzt zogen sie nach Forchheim, einen neuen Oberherrn und

König zu bestimmen. Mehr als ein Jahrzehnt lang hatten sie nichts nach ihm gefragt, es sei denn um ihres Vorteils willen. Würden sie einem neuen sich jetzt beugen können? Mehr als zehn Jahre lang konnten zwei mächtige Kirchenfürsten im Namen eines regierungsunfähigen, kindischen Königs alle Absichten nach ihrem Kopf und Willen erzwingen. Würden sie nun beiseite treten, wenn ein neuer Königsherr gekürt war? War ein starker König nützlich oder ein schwacher? Das waren Fragen, die auf dem Wege nach Forchheim und später dortselbst eifrig und ernsthaft zwischen den Männern erwogen wurden.

„Das Pfaffenregiment muß ein Ende nehmen", sagte Arnulf von Bayern zu Burkard von Schwaben, als sie von Süden kommend auf dem gemeinsamen Wege darüber sprachen, „sonst ist am Ende der Kirchenbesitz in unsern Landen größer als der unsere. Die Ansprüche der geistlichen Herren wachsen von Tag zu Tag. Es wird Zeit, daß ihnen ein Mächtiger Einhalt gebietet."

Burkard von Schwaben, der wie kaum ein anderer die Macht des Konstanzer Salomon zu fühlen und abzuwehren hatte, entgegnete mit spöttischem Ton:

„Laß dich belehren, mein Lieber: Keine Macht, selbst nicht der König, hat das Recht, dem Priester zu widersprechen; denn der Priester ist Gottes Rechtswahrer, die Edlen aber sind nur irdische Machthaber."

„Salomonische Weisheit?" fragte der Bayer lachend.

„Ja, in Konstanz zusammengebraut", antwortete Burkard.

„Oder in Mainz", meinte Arnulf; „denn was der eine nicht weiß, fällt bestimmt dem andern ein. Bis jetzt waren sie des Königs Stellvertreter und fühlten sich ganz wohl dabei; wenn sie nun damit aufhören müssen, wollen sie Got-

tes Stellvertreter sein. Fein ausgedacht, wirklich fein ausgedacht!"

„Damit halten sie von vornherein den neuen König in ihrer Gewalt", ergänzte der Schwabe.

„Wenn der sich halten läßt", entgegnete nun Arnulf. „Wenn! — Es könnte sich einer finden, vor dem solche Weisheit verblaßt wie die Nacht vor der Sonne."

„Wen meinst du?" fragte Burkard.

„Otto", war die Antwort, „Otto von Sachsen."

„Ihn als König?" zweifelte Burkard und zuckte mit den Achseln.

„Er würde diesen ganzen Pfaffenspuk mit einer Handbewegung beiseitefegen, glaub mir das", entgegnete Arnulf.

„Ja — und uns mit", gab Burkard zu bedenken.

Der Bayer schüttelte den Kopf und lächelte.

„Er braucht uns dazu. Er könnte ohne uns nichts beginnen; und er ist viel zu klug, es mit jenen und uns zugleich zu verderben."

„Zugleich vielleicht nicht", gab der Schwabenherzog zu. „Wenn er aber mit den andern fertig wäre, kämen wir an die Reihe, verlaß dich drauf! Nein, nein, Ottos Macht ist zu groß; sie noch vergrößern, hieße uns schwächen, hieße, was wir zäh und mühsam gewonnen haben, wieder aufgeben; und wir wissen nicht einmal wofür. Der König soll sich stützen müssen auf uns; jawohl: stützen müssen; sonst tragen unsere Länder mehr Schaden davon als gutgemacht wird."

„Ich bleibe bei Otto", beharrte Arnulf. „Er ist der einzige, der das schaffen kann, was getan werden muß. Er wird unsere Rechte beeiden, und er ist der Mann, zu halten, was er gelobt. Der Ludolfinger soll König sein, kein anderer." —

Der, von dem sie so sprachen, war zur selben Zeit auch auf

dem Wege noch Forchheim. Er kam die nördliche Straße, saß in einem Wagen und — war ein schwer kranker Mann. Selbst wenn er vor Jahren Herrn Konrad von Franken nicht das Versprechen gegeben hätte, dessen Kronanwartschaft zu unterstützen, so hätte er jetzt ein solches Amt selbst kaum mehr annehmen können. Er war nun dreiundsiebenzig Jahre alt, seine Spannkraft hatte in letzter Zeit erheblich nachgelassen, sein körperliches Leiden zehrte an ihm. Schon die Reise nach Forchheim war eine Anstrengung, die er sich nur darum zugemutet hatte, weil ihn Pflicht und Verantwortung riefen, gleichwohl bei ihm der Ausgang dieses Reichstages unbezweifelbar feststand.

Herr Heinrich saß bei ihm im Wagen, um zur Hand zu sein, falls der Vater seiner Hilfe bedurft hätte; dem Herzog aber bekam die Fahrt überraschend gut. Es war zwischen den beiden Männern nun keine Spannung und Trübung mehr; eine wundervolle Klarheit war bei ihnen durchgebrochen, ein völliges Verstehen und ein tiefinnerliches Vertrauen verband sie, und beide waren glücklich darüber.

Auf ihrem Weg nach Forchheim sprachen sie nicht von dem kommenden König; es gab für sie darüber nichts mehr zu reden. Wovon Herzog Otto vielmehr sprach, das war von dem künftigen Herrn von Sachsen, wenngleich Herr Heinrich es durchaus nicht wollte, daß der Vater über das Erbe redete, das er hinterlassen werde.

„Du hast noch lange zu leben", sagte er. „Denk an Frau Oda, die weit über hundert Jahre alt ist."

„Frau Oda wird mich überleben", antwortete der Herzog. „Ein kluger Sippenherr richtet seine Heimfahrt beizeiten. Ich werde ruhiger leben, was an Tagen mir noch bleibt, wenn ich weiß, daß der Erbe bereit ist."

„Du weißt, Vater, daß er bereit ist, jederzeit, wann Gott es will", sagte Herr Heinrich.

„Aber das Erbe steht noch immer auf zwei Augen. Ich hätte gern den Enkel noch gesehen, der aus deinen Händen nimmt wie du aus meinen", sagte Herzog Otto.

Heinrich nickte verstehend. Er dachte an Thankmar, den fernen Sohn, der nicht Erbe sein konnte; und dachte daran, daß Mathildis erstes Kind — ein Mädchen war.

„Mathildis ist noch jung", sagte er, „sie wird auch Söhnen das Leben geben, und der Erbe wird deinen Namen tragen."

„Er wird Otto heißen", redete der Herzog vor sich hin; dann schwieg er, und es war still zwischen den Männern im Wagen. Jeder ging seinen eigenen Gedanken nach.

Herr Heinrich gedachte seines Weibes in Wallhausen und daß es mit seiner neuen Ehe eigentlich besser und leichter gegangen war, als er vordem zu hoffen gewagt hatte. Gewiß: Mathildis war nicht Hathburg, und seine Liebe zu ihr nicht jenes flammende Feuer, das den Tagen der Gemeinsamkeit mit Hathburg einst ihren Zauber gab. Aber vielleicht, dachte Herr Heinrich, vielleicht war es gut so. Wo hätte er Zeit und Kraft und Sinn hernehmen sollen für all die andern Dinge, die zu tun ihm nun oblagen, wenn Flammen jener Art noch in ihm loderten und sein Denken und Fühlen verzehrt hätten. War am Ende die stille Glut nicht besser als die verzehrende Flamme? Mathildis, dachte Heinrich, sie war sanft und fügsam, geduldig und fromm, zuweilen nach Herrn Heinrichs Meinung zu fromm; aber er ließ sie gewähren. Und sie war schön, eine stolze Herrin seines Hauses. Ohne Scheu vor der Vergangenheit konnte er es sich eingestehen: er hatte sie lieb gewonnen. Er war nun zur Ruhe gekommen über dem Leid der letzten Jahre. Nicht daß es ausgelöscht gewesen wäre in

seinem Leben; es stand noch immer da und würde wohl immer bleiben. Aber es quoll kein Unheil mehr daraus für Herrn Heinrich; er hatte es in Segen verwandeln können. Und daß Mathildis ihm dabei geholfen hatte, das machte sie ihm liebenswert und hatte auch die Ehe mit ihr gesegnet.

Vor Jahresfrist war ihnen Gerberga geboren worden, das erste Kind, eine Tochter. Daß es kein Sohn war, tat Herrn Heinrich leid, weniger seinetwegen als um Herzog Ottos willen; denn er hatte gehofft, ihm die Geburt des Erben anzeigen zu können. Er wußte, wie der Vater darauf wartete. Auch Mathildis hatte anfänglich darunter gelitten, daß dieses Kind „nur" ein Mädchen war. Aber Herr Heinrich hatte sie getröstet, so wie er auch den Vater zu trösten verstand: sie seien beide noch jung und dürften der Zukunft vertrauen. Da hatte auch Mathildis zur Freude an ihrer Tochter gefunden. Indessen wuchs Herr Heinrich mehr und mehr hinein in des Landes Sorgen und Geschäfte.

All das bedachte der Herzogssohn bei sich selbst, während der Wagen dem Ziel ihrer Fahrt, der Pfalz von Forchheim, entgegenrollte.

*

Buntbewegt war das Leben und Treiben in der Kaiserpfalz und ihrer Umgebung. Die wenigen Häuser konnten unmöglich die Menge derer fassen, die zum Reichsthing hier erschienen waren. Hütten und Zelte erstreckten sich weithin an den Ufern des Flüßchens und den Hängen des schönen, waldreichen Tales. Stimmen aus allen Gauen waren hier zu vernehmen. Fröhlich flatterten die Fähnlein der Edelinge im leichten Sommerwind. Wer hindurchwanderte durch die Zeltstraßen und lauschte, worüber in den Hütten gesprochen wurde,

der mochte sich wohl darüber wundern, daß der Tod des letzten Karolingers fast gar keinen Eindruck hinterlassen hatte. Man erwähnte nicht einmal den verstorbenen König, viel weniger, daß man es der Mühe wert gefunden hätte, zu seiner vorläufigen Grabstätte in der Pfalzkapelle zu gehen, um Abschied von ihm zu nehmen. Die einzigen, die sich dort hatten sehen lassen — so wußten die Totenwachen zu berichten — waren der Sachsenherzog und sein Sohn gewesen, die am Nachmittag nach ihrer Ankunft in Forchheim zu der Gruft des Toten gekommen waren und in stillem Schweigen dort eine kleine Zeit verweilt hatten. Niemand sonst erschien dort, von ein paar Troßbuben abgesehen, die von der Neugier getrieben waren, nicht von der Ehrfurcht. Auch als der Bischof Hatto eine feierliche Totenmesse für den verstorbenen König ansagen ließ, die er dann auch selbst abhielt, war die Teilnahme der Männer gering; eigentlich waren es nur die Franken mit ihrem Herzog Konrad, die sich einfanden; selbst die Sachsen erschienen dazu nicht; ganz zu schweigen von den Schwaben und Bayern, die ganz offenkundig erklärten, sie dächten gar nicht daran, Trauer über einen verstorbenen Kindskopf zu heucheln; das möchten diejenigen tun, die daraus ihren Vorteil gezogen hätten. So war die Stimmung auf diesem Reichstreffen in Forchheim schon zu Anfang alles andere als freundlich und förderlich.

In den Gebäuden der Pfalz selbst, wo die Häupter der Stämme und der Kirche Wohnung genommen hatten, war ein eifriges Kommen und Gehen und ein lebhafter Meinungsaustausch unter den Männern. Vor allem war Arnulf, der junge Bayernherzog, bemüht, Otto den Erlauchten zur Annahme der Königswürde zu bewegen und für diesen Plan auch die andern Herzöge und Edlen zu gewinnen. Auch der Schwabe

unterstützte nun das Werben des Bayern, nachdem er sich überzeugt hatte, daß in der Tat allein Ottos Königsherrschaft eine Zurückweisung der geistlichen Forderungen und Anmaßungen zu versprechen schien. Sie beide suchten Otto die Einwilligung geradezu abzuringen.

„Ihr seht doch selbst, daß es nicht angeht", beharrte der Sachsenherzog auf seiner Ablehnung. „Ich bin zu alt und nicht mehr gesund genug für solches Amt. Wählt den Franken, dem auch wir unsere Stimme geben", sagte er, „dann wird Konrad einmütig gekürt, und niemand darf sagen, daß wir uneins gewesen sind bei diesem Reichsthing."

Konrad von Franken? — Da schüttelten die andern den Kopf. Nein, der könne nicht ihr Mann sein, und sie verstünden nicht, wie Herzog Otto sich zu diesem Pfaffenfreund bekennen wolle.

Ob Arnulf etwa hoffe, selbst den Königsreif zu gewinnen, fragte Otto, oder ob Burkard von Schwaben Oberherr werden wolle.

Beide verneinten das.

Dann habe man ja gar keine andere Wahl, sagte nun Otto. Die Thüringer Herrschaft sei unbesetzt, Friesland zu Lotharingien geschlagen, aber der Lothringer Herr nicht einmal zur Reichstagung erschienen. Auch er sei der Meinung, sagte Otto weiter, daß weder Arnulf noch Burkard gekürt würden noch sich behaupten könnten; dazu stünden sie beide viel zu sehr im Kampf mit den Bischöfen; und Hatto gegen sich haben und Salomon von Konstanz, das könne sich der neue König nicht leisten.

„Eben darum mußt du das Amt übernehmen", entgegnete Arnulf noch einmal. „Wir können es nicht, und Konrad darf es nicht werden."

„Ob wir Sachsen den Bischöfen gerade genehmer wären als einer von euch?“ mischte sich Herr Heinrich in die Unterredung. „Ich möchte es bezweifeln.“

„So ist's“, bestätigte Otto. „Und was wäre ich als Königsherr! Ein Schwert, das stumpf und schartig geworden ist. Gebt mir einen neuen Leib und einen frischen Geist, dann will ich mich dessen wohl getrauen. Aber so? — Glaubt mir, ich weiß genau, warum ich Konrad das Wort rede.“

„Konrad als Oberherr“, sagte Burkard mit düsterer Miene, „bedeutet unser Ende. Er wird nichts anderes tun, als was Hatto und Salomon wollen; man wird uns unsere Herrschaft nehmen und uns abtun, so oder so.“ Ganz klar sah der Schwabe in dieser Stunde sein eigenes Schicksal voraus.

Otto aber antwortete, und unter seinen buschigen Augenbrauen sprühten flammende Blitze:

„Nehmen?“ sagte er, „wer will uns etwas nehmen! Die Zeiten, Herren, sind vorbei, wo uns der Oberherr nach Belieben etwas nehmen konnte. Ich denke, dazu sind wir ein jeder stark genug. — Aber nun merkt auf, ihr Herren, was ich euch sagen will: Konrad von Franken ist der einzige von uns, der den Bischöfen genehm ist; darum sollen sie ihn haben. Ist er dann unser König, dann wollen wir danach trachten, ihn nach unserem Sinne zu bewegen. Denn ohne uns kann er nicht bestehen.“

„Den Weihrauchduft werden wir ihm nicht aus den Kleidern bringen“, warf Arnulf ein.

„Das ist nicht wichtig“, entgegnete Herzog Otto. „Aber wichtig ist, daß einer von uns hier im Ostreich Herr wird. Sollte es Konrad nicht sein, so fürchte ich, stützen wir einen andern, der uns noch weniger genehm sein kann: Karl vom Westreich. Er ist drüben noch Karolingererbe. Was kann ihn

hindern, auch hier das Erbe aufzunehmen, wenn es herrenlos geworden ist. Es ist kein geringer Wind, der nach Westen weht; der Herr von Lotharingien, die Bischöfe von Köln und Trier, ich weiß, was sie sinnen und wähnen. Und was Herr Hatto tun könnte und der Konstanzer, käme ihnen ein König hier unbequem, wer will das wissen! Da liegt die Gefahr, Herren", sagte Otto. „Halten wir sie gebannt, indem wir eines Sinnes sind. Ist erst einmal die Krone des Reiches fest in unseren Händen, dann mögen später unsere Nachfahren sie geben, wem aus ihrer Mitte sie wollen. Noch aber halten wir sie nicht. Und ich sage euch, wir werden sie nur gewinnen durch Konrad, durch keinen sonst."

Diese ernsten Darlegungen des Sachsenherzogs verfehlten ihre Wirkung nicht. Burkard wie Arnulf sahen jetzt ein, daß man in der Tat das Fell des Bären nicht aufteilen kann, bevor der Bär wirklich liegt. Sie bewunderten Ottos Weitblick, wie sie nun erst recht bedauerten, daß nicht dieser ruhige, besonnene und gescheite Mann ihr Oberherr werden wollte.

Ob denn Konrad von Franken dies alles auch so klar sähe wie er, fragten sie Otto, und ob er es mit jenem ebenso besprochen hätte wie jetzt mit ihnen.

Otto antwortete:

„Konrad hat meine Zusage für seine Wahl. Ist er König, so muß er wissen, was er zu tun hat. Ungern gesehen ist der Rat, der nicht erbeten wurde; und mancher stürzt vom steilen Grat, weil jemand ihm den Abgrund zeigt, und wäre ohne Furcht und Zagen sonst darüber weggekommen."

Da nickten die Herren und gaben auch darin Herzog Otto recht.

Damit aber war Herrn Konrads Wahl zum König schon entschieden.

*

Am Tage nach diesem Gespräch traten die Herzöge, Mark- und Gaugrafen nebst den Bischöfen zum Reichsthing zusammen. Hier gab Hatto von Mainz zugleich im Namen Salomons von Konstanz das Ableben des Königs Ludwig zu Urkund des Reiches und verkündete, daß damit auch ihr beider Verweseramt beendet sei.

„Denn es ist nicht der Bischöfe Amt", sagte er, „ein weltliches Regiment zu führen, es sei denn über der Heiligen Kirche Besitz und Eigentum." Es könnte sonst, meinte Hatto, das geistliche Regiment, das Gott ihnen verordnet habe, nur allzuleicht mit jenem verquickt werden und darunter Schaden leiden.

Bei diesen Worten sah man manchen der Anwesenden überzeugt nicken, als sollte damit kundgetan werden, es sei gut, daß Herr Hatto das einmal deutlich und unmißverständlich ausgesprochen habe.

Der Bischof fuhr fort: Kaiser Arnulf habe aber bei seinem Abscheiden ihnen die Vormundschaft für seinen unmündigen Sohn übertragen. Es habe sich später gezeigt, daß Ludwig niemals mündig werden konnte, und so hätten sie sich schweren Herzens dazu entschließen müssen, die Reichsverweserschaft fortzusetzen, bis es Gott nunmehr gefallen habe, den König in die ewige Seligkeit abzuberufen. Es sei die Aufgabe dieser erlauchten Versammlung des Reiches, nun den Königsnachfolger zu bestimmen, in dessen Hände sie, die Bischöfe, dann ihr Amt zurückgeben wollten. Unmittelbare Erben seien nicht vorhanden, sagte Hatto weiter; es erhebe sich also die Frage, ob man das Ostfrankenreich wieder, wie in den Tagen des großen Karl, mit dem der westlichen Franken vereinigen und dem dortigen König Karl die Oberherrschaft antragen solle, oder ob man die Trennung, die der fromme

Kaiser Ludwig vollzogen habe, als endgültig anerkennen und einem der Herzöge die Krone zusprechen wolle.

Das Waffengeklirr und zustimmende Rufen, das bei den letzten Worten Hattos erklang, bewies eindeutig, in welcher Richtung die Meinung der Versammlung ging.

Hatto nahm es zur Kenntnis. Er erklärte, daß ihre, der Reichsverweser, Meinung für den Beschluß belanglos sei; aber es freue ihn doch, daß die Ansicht der erlauchten Versammlung, sich für ein selbständiges und unabhängiges Ostfranken zu entscheiden, mit seiner eigenen Auffassung sich decke.

Hier versuchte der Bischof von Köln Einspruch zu erheben. Es sei nicht wahr, daß diese Meinung allgemein sei, sagte er. Der Herzog von Lotharingien beispielsweise stimme für den Anschluß an Karl von Franken.

Der Herzog von Lotharingien, antwortete Hatto nicht ohne Schärfe, sei seines Wissens trotz ergangener Einladung nicht zur Reichsversammlung erschienen; er werde sich daher wohl mit dem abfinden müssen, was die erlauchte Versammlung beschließe.

Die Zustimmung der andern unterbrach der Kölner Bischof noch einmal mit dem Ruf, Herzog Reginar habe einen Boten entsandt, den Grafen von Paris, den möge man hören.

Aber dieser Graf erklärte, er habe nicht den Auftrag, in die Verhandlung einzugreifen, sondern lediglich dem neuen König eine Botschaft auszurichten. Offenbar waren die Lothringer, zu denen auch die Bischöfe von Köln und Trier gehörten, unter sich selbst nicht ganz einig.

Hatto konnte in seiner Rede fortfahren: Es bliebe noch zu sagen, daß dennoch nach Recht und Werden das Ostreich ein fränkisches Reich sei; fränkisch sei das Königtum, fränkisch sei das Recht, das allenthalben gelte, und der Frankenstamm

bilde das Herz des gesamten Landes, wobei Wert und Tüchtigkeit der anderen Stämme keineswegs in Zweifel gezogen werden sollten. Aber an diesen Tatsachen möge die erlauchte Versammlung nicht vorübergehen, wie denn ebenso feststehe, daß Herzog Konrad von Franken noch mit dem Hause der Karolinger verwandt sei. Darum habe er und sein Mitverweser, der Bischof von Konstanz, sich seit langem dahin geeinigt, als Nachfolger für den verstorbenen König Ludwig der erlauchten Versammlung Herrn Konrad von Franken zu nennen.

Die fränkischen Edelinge brachen in Heilrufe aus und schlugen die Waffen aneinander. Bei den anderen herrschte eine beängstigende Stille und ein betretenes Schweigen. Nicht darum, weil man überrascht gewesen wäre; das war nach Herzog Ottos Erklärungen vom vorherigen Tage nicht mehr gut möglich. Aber viele empfanden es als peinlich, wie Hatto von Mainz hier seinen Günstling zur Geltung zu bringen versuchte, vor allem als peinlich für Konrad selbst. Wozu dieser ganze Aufwand an guten Gründen und Rechtstiteln, fragten sie sich, dieses Spiel mit lockenden Worten, wenn offenbar nicht einmal die Absicht bestand, überhaupt das Wahlrecht der Männer gelten zu lassen! Es wäre doch viel besser gewesen, dachten sie, jemand aus ihrer Mitte hätte Herrn Konrad vorgeschlagen; dann war dem wenigstens zuzustimmen.

War Herr Hatto am Ende zu klug gewesen?

Zunächst fühlte er sich betroffen, daß sein Vorschlag nur bei den Franken Zustimmung fand. Er hatte geglaubt, mindestens auch mit den Sachsen rechnen zu können. Hatte ihm nicht Konrad mitgeteilt, daß Herzog Otto mit der Wahl des Franken einverstanden sei und sie unterstützen wolle? Sollte

sich inzwischen daran etwas geändert haben? Oder hatte er nur Konrad nicht deutlich genug herausgestellt? Blitzschnell arbeiteten seine Gedanken. Daß ihm nur jetzt nicht irgendwer mit einem anderen Vorschlag kam, dachte er; vorbeugen und gewinnen. Und bewies in der nächsten Minute, wie schlecht er die Herzöge, Grafen und Edelinge kannte.

Ehe noch der Beifall der Franken verrauschte, hob er die Hand.

„Erlauchte Herren!" sagte er. „Wollet erkennen, wie sehr uns Verwesern des Reiches und unserm königlichen Herrn daran gelegen war, die Sorge der Nachfolge zu beheben. Darum allein haben wir vormals Herrn Konrad von Franken den Herzogstitel verliehen, ihm, und nicht jenem rebellischen Babenberger . . ."

Weiter kam Hatto nicht. Wie ein einziger Wutschrei brach es aus den Reihen der Sachsen, Schwaben und Bayern:

„Schweige, Hatto von Mainz! Schweige!"

Und die jetzt betreten standen, waren die Franken.

„Er bringt es fertig und macht Konrads Thronanwartschaft selbst zuschanden", sagte Otto von Sachsen zu seinem Sohn Heinrich, und als der Tumult sich nicht legen wollte, ging er mit festen Schritten nach der Bühne und stellte sich neben den Bischof.

„Ruhig, Männer!" rief er in die Versammlung, und als Stille eingetreten war, sagte er mit seiner klaren, wohlklingenden Stimme:

„Wir stehen nicht hier, über das zu richten, was in des verstorbenen Königs Namen geschah. Wir sind gekommen, einen neuen Oberherrn zu küren. Dazu bedarf es keiner Worte. Auch ich nenne euch Herrn Konrad von Franken, weil ich weiß, daß er euch allen genehm ist."

Herr Hatto von Mainz war erstaunt und konnte sich nie darüber klar werden, warum nun auf einmal die ganze Versammlung — abgesehen von den Lothringern — in dröhnenden Jubel ausbrach, der so stark war, daß es selbst Herrn Konrad überraschte, denn solche Einmütigkeit hatte er nicht erwartet.

Herzog Otto schritt die Stufen der Bühne hinab, trat auf den Frankenherzog zu, reichte ihm die Hand und geleitete ihn dann zur Bühne hinauf:

„Männer, das ist unser König!" sagte er. „Heil König Konrad!"

Die Waffen flogen hoch, klirrten aneinander, Heilrufe brandeten herauf, wo Konrad jetzt tiefbewegt dem Sachsen die Hand schüttelte. Wer will sagen, wem der Jubel mehr zubestimmt war, dem neugekürten König oder dem Mann an seiner Seite, der mehr als jeder andere ein Anrecht gehabt hätte, das Herrenamt anzutreten.

Auch Hatto kam nun heran und drückte dem Herzog die Hand; er war sehr froh, daß dessen Eingreifen so schnell und nachdrücklich zum Ziel geführt hatte, wenn er auch nicht begriff, wieso. Immerhin hielt er es jetzt für an der Zeit, die Zügel wieder in seine Hand zu nehmen.

„Nachdem nunmehr Herr Konrad zum König gekürt ist", sagte er, „lasset uns gehen, ihn im Tempel Gottes zu salben und den Segen des Himmels für ihn und sein Tun erbitten."

Und das geschah denn auch.

„Das wird Herr Hatto uns nicht vergessen", meinte Heinrich, als er an der Seite seines Vaters zur Pfalzkapelle schritt.

„Was?" fragte Otto. „Daß ich ihm half, damit er Konrad zum König bekam?"

„Daß du Konrad zum König gemacht hast", lachte Herr Heinrich, „du und nicht er." —

Am Nachmittag trat die Reichsversammlung erneut zusammen. Jetzt leisteten die Herzöge dem neuen König ihren Treueid, und der König versicherte sie dafür seiner Herrentreue und bestätigte alle ihre Lehen, Rechte und Besitztitel. Er übertrug seinem Bruder Eberhard das Land Franken und verlieh ihm die Herzogswürde, die er bis dahin selbst bekleidet hatte.

Es überraschte allgemein, daß bei dieser Gelegenheit der König das erledigte Lehen von Thüringen dem Herzog Otto von Sachsen zusprach; ausgenommen waren nur diejenigen Gebiete, die bereits dem Erzbistum Mainz zugehörten oder Eigentum der Söhne des gefallenen Herzogs Burchard waren. Hatte der König die Absicht, sich doch Hattos Plänen zu widersetzen? Oder wollte er nur dem Mann, der ihm an diesem Tage einen besonderen Dienst erwiesen hatte, auch sichtbar seinen Dank ausdrücken? War er mit Hatto einig? Oder wollte er sich Ottos Freundschaft auf alle Fälle sichern? Niemand wußte darüber Näheres.

„Weil ich deine Treue erkannt habe, Otto von Sachsen", sagte er nur, „nimm diesen Dank aus meinen Händen!"

Man konnte von Herrn Konrads erstem Handeln ehrlich erfreut sein.

Als schließlich der Name des Herzogs von Lotharingien gerufen wurde, trat statt seiner der Graf von Paris vor und überreichte ein Schreiben seines Herrn. Danach verkündete er den Inhalt mit folgenden Worten:

„Herzog Reginar läßt euch sagen: Es gibt für uns Lotharingier nur einen rechtmäßigen König, der Kaiser Karolus Nachfolger sein kann, das ist mein Herr Karl vom Westreich. Wir

verurteilen das Reichstreffen von Forchheim, denn es ist Verrat. Wir achten die Treue und sagen uns los von Stämmen, die, ohne ein Recht zu haben, sich einen neuen König wählen, auf daß nicht die Rache unseres königlichen Gebieters uns treffe, wie sie die Treulosen treffen soll und treffen wird."

Das war ein starkes Stück. Aber es bewies, wie richtig der Sachsenherzog vorausgeschaut hatte. Ein Sturm der Entrüstung ging durch die Reichsversammlung, die um ein Haar diese anmaßende Beschimpfung an dem Überbringer der Botschaft blutig vergolten hätte. Die Besonnenheit der Herzöge, die ihn zwischen sich nahmen, und des Königs überlegene Ruhe bewahrten den Grafen davor, niedergestoßen zu werden.

König Konrad aber stand von seinem Sessel auf und gebot Ruhe und Ordnung. Dann wandte er sich an den Grafen.

„Sage deinem Herrn, was du siehst", sprach er und riß das Schreiben von oben bis unten durch. „Und sage ihm, daß ich komme und ihm Antwort geben werde. Wie ich dies da vernichtet und ausgetilgt habe, werde ich ihn auslöschen, ihn und jeden, der meiner Königsmacht zu widerstreben wagt. Geh!" Und damit warf er dem Boten die Fetzen des Briefes vor die Füße.

Da jubelten die Männer wieder. Die Schande, die man ihnen hatte antun wollen, war vergolten. Ob sie wohl bedachten, daß des Königs zornige Ankündigung eine Drohung enthielt — auch gegen sie?

*

Nach dem Reichstage von Forchheim wollte Herzog Otto den Sohn in der Nähe wissen. Er bestimmte daher, daß Heinrich mit seiner Familie in Nordhausen Wohnung beziehe,

wohin auch er selbst übersiedelte, schon um das Thüringer Lehen in Besitz zu nehmen. Es sollte Heinrichs Aufgabe sein, diese Besitzergreifung durchzuführen, da der Herzog mit seinen Kräften mehr denn je haushalten mußte.

So hieß es also von Wallhausen weggehen, wenn es auch Mathildis leid tat, die Stätte ihrer ersten Ehejahre mit Herrn Heinrich zu verlassen. Ihrem Gatten war es weniger um Wallhausen zu tun als um Miminleou, das nun noch mehr in die Ferne rückte als bisher, nicht so sehr räumlich, als vielmehr um der Aufgabe willen, die der Vater ihm zugedacht hatte. Er war immer gern von Zeit zu Zeit von Wallhausen aus hinübergeritten, um wenigstens ein paar Tage mit Erminfried und Sigbert zusammensein zu können, und war immer von da gestärkt und tatbereit zurückgekehrt in sein Heim nach Wallhausen. Nun würde er es vielleicht lange nicht zu sehen bekommen, dieses Fleckchen Erde, mit dem ihn so viel Liebes und Leides verband.

Er berief Sigbert nach Wallhausen, um mit ihm Näheres für die Zukunft zu besprechen; Erminfried wollte er den Weg ersparen. Im übrigen hoffte er, daß sich vor der Übersiedelung nach Nordhausen noch Gelegenheit zu einem letzten Ritt nach Miminleou finden werde.

Sigbert war einige Tage zu Gast in Wallhausen. Frau Mathildis fand nichts dabei, daß ihr Herr und Gemahl einen recht herzlichen Umgang mit dem jungen Mann pflegte. Aber sie mußte doch wohl Ursache haben, ihn eines Abends, als sie beide allein waren, herzlich zu bitten:

„Mein Herr wolle sich nicht betrüben, wenn ich mit ihm über Sigbert reden möchte."

Und als Heinrich ihr zuredete, bat sie, er möge doch verhindern, daß der junge Mann sich allzu auffällig um ihre

Gefährtin Diethmot bemühe, denn es könne dabei doch nichts Gutes herauskommen.

Heinrich war von dieser Nachricht erst betroffen, denn ihm war in diesen Tagen wirklich nichts aufgefallen, aber dann lachte er heiter und vergnügt.

„Aber Frau", sagte er, „das Schlimmste, was dabei herauskommen kann, wird sein, daß Frau Mathildis eine Gefährtin verliert und Sigbert eine fürs Leben gewinnt. Und wir müssen den beiden die Hochzeit zurichten."

Er war bestürzt, als er die erschrockenen Augen seiner Gemahlin sah.

„Das ist — unmöglich", entgegnete Frau Mathildis.

„Warum unmöglich?" fragte er.

„Weil Sigbert kein Edeling ist", lautete ihre Antwort. „Diethmot kann keinen Unfreien zum Mann haben. Das wäre gegen Sitte und Recht."

Da kam Herr Heinrich in große Not.

„Wer sagt dir, daß Sigbert kein freier Mann ist?" sprach er. „Daß ich ihn bei mir habe, hat seinen Grund. Aber wenn er nicht bleiben wollte, ich hätte kein Recht, ihn zu halten. Das sollst du wissen."

„Und welcher Sippe gehört er an?" fragte die Frau weiter.

„Ich weiß es nicht", mußte Herr Heinrich zugeben.

„So ist er kein Edeling", antwortete Mathildis. „Wenn er sich nicht zu einer Sippe bekennt, und seine Sippe sich nicht zu ihm, so kann Diethmot niemals sein Weib werden."

Da faßte Herr Heinrich einen Entschluß.

„Du sollst sehen, wer Sigbert ist", sagte er. „Morgen fahren wir nach Miminleou."

In dieser Nacht fand Herr Heinrich keinen Schlaf. Er lag und grübelte: Sollte Sigbert wirklich eine Zuneigung zu

der Freundin seiner Frau gefaßt haben? Diethmot war jung, schön und heiter. Nach ihrem Wesen mochten die beiden gut zusammenstimmen. Wenn hier ein junges Glück sich entfalten wollte, mußte es daran scheitern, daß man nicht sagen durfte, Sigbert sei Erminfrieds Sohn, der vormals Waleperts Sippe zugehört hatte? Ja, das war es, daß an diesem „hatte" einer längst entschwundenen Vergangenheit am Ende eine Gegenwart und eine Zukunft zerbrechen sollte. Wo war hier der Ausweg? Herr Heinrich grübelte, bis der Morgen heraufdämmerte — allein, er fand ihn nicht.

Am Hoftor der Pfalz in Miminleou, wohin Herr Heinrich seine Ankunft hatte melden lassen, empfing Erminfried das Gefährt und die Reiter. Er hatte ein festliches Kleid angelegt und sah schmuck und ehrfurchtgebietend aus, als er nun an den Wagen herantrat, um seines Herrn Gemahlin zum erstenmal in Miminleou zu begrüßen — seines jüngsten Bruders Kind. Niemand merkte, daß es ihm naheging, selbst Herr Heinrich nicht, obwohl ihm bewußt ward, was dieser Augenblick für Erminfried bedeuten mußte.

In wohlgesetzten Worten bot Erminfried der Frau, die er seine erlauchte Herrin nannte, den Willkommentrunk in einem goldgehämmerten Becher und half ihr mit Anstand und Würde beim Aussteigen.

Auffallend war jedoch, daß Mathildis dann vor ihm stehen blieb und ihm ins Gesicht starrte, was sonst nicht ihre Art war. Sie mußte recht verwirrt sein, denn sie fand nicht einmal ein Wort des Dankes für den Hofwalter, und fand sich erst wieder, als Herr Heinrich, der inzwischen aus dem Sattel gestiegen war, zu ihr trat, indessen Sigbert nun Diethmot beim Aussteigen behilflich war.

„Merkwürdig!" entschuldigte die Frau ihr Benehmen da-

nach bei Herrn Heinrich. „Mir war, als ob mein Ohm Imnod vor mir stünde. Dieselben Augen, derselbe Mund, der gleiche Klang der Stimme. Daß zwei Menschen einander so ähnlich sein können! Ich hätte schwören mögen, daß es Ohm Imnod war."

„Nein, es war Erminfried", entgegnete Herr Heinrich, „es war wirklich Erminfried. Aber es ist schön, daß er deinem Oheim nicht nachsteht." Worüber nun freilich Frau Mathildis sich wieder entsetzen wollte. Wie könne man nur ihren Oheim Imnod und einen einfachen Hofwalter vergleichen wollen!

Nachdem man dann in der Diele ein wenig ausgeraſtet und sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, sagte Herr Heinrich:

„Und nun kommt, Mathildis und Diethmot, nun will ich euch zeigen, wer Sigbert ist."

Dann führte er sie hinüber in den Raum, der das Bild der leidvollen Mutter barg.

„Das ist Sigberts Werk", sagte Herr Heinrich da.

Sie standen zu dritt vor dem Kunstwerk und schwiegen. Nur ein kurzer Laut der Überraschung und Bewunderung war aus Mathildens Mund gekommen, dann blieben Blick und Seele gebannt von dem, was sie sah.

Heinrich stand neben ihr, den Arm um ihre Schulter gelegt, und spürte, wie sie immer stärker sich bei ihm anlehnte. Sie hielt die Hände vor der Brust verschränkt und schaute unbeweglich, im Innersten hingegeben auf das Bild. Als sie nach langem Schweigen den Kopf zu Herrn Heinrich hob, sah er, daß ihre Augen feucht schimmerten.

„Nun bin ich so froh", flüsterte sie, als könne jeder Laut die Weihe stören, die sie umfangen hielt.

„Wirklich?" fragte Herr Heinrich lächelnd, noch immer

in dem Glauben, nun den Weg für Sigbert frei machen zu können.

„Ja", sprach leise die Stimme der Frau weiter; „nun weiß ich, daß du doch fromm bist, mein Herr und Gemahl."

Heinrich erblaßte.

Ewige Güte, dachte er, auch sie hält das Bild für die Gottesmutter. Ich muß ihren Irrtum aufklären. Ich muß ihr sagen, daß es Hathburg ist und Thankmar, dachte er. Aber dann sah er Diethmot stehen, ebenso versunken und ergriffen wie Frau Mathildis. Das ist ja — Wahnsinn, dachte er. Es war nicht auszudenken, was geschähe, wenn er jetzt den Wahn zerstören wollte.

Schon wandte Frau Mathildis sich ihm wieder zu. Ihre Augen leuchteten in glückhaftem Licht, aus ihren Zügen strahlte eine selige Klarheit. Sie legte bittend die Hände zusammen und sagte: „Wolle mir erlauben, daß ich diesem Bild hier eine würdige Kapelle erbaue."

Nein! wollte Herr Heinrich aufschreien. Aber er vermochte es nicht, er vermochte Mathildis das Glück und den Irrtum dieser Stunde nicht zu zerstören. Ehe der Schrei noch in seiner Kehle erstickte, hatte sein Kopf schon ein Ja genickt und sein Mund sich zu wehem Lächeln gewandelt. —

„Wahn! Wahn! Wahn!" rief er später, als er in Erminfrieds Hütte diesem und Sigbert von dem Erlebten berichtete, „Wahn, wie groß ist deine Macht!"

Erminfried nickte bedächtig mit dem Kopfe.

„Ja, er ist groß, der Wahn, uns zu groß", sagte er langsam und schwer. „Weltwende kam. Das Alte versinkt; wir können es nicht halten. Es versinkt in der Glut, und die Wasser fluten darüber hin."

Er dachte an Wodan und die Erdmutter, an Tyr, den

Schwertgewaltigen, und Thor und Baldur und all die Wesen, die seine Welt beseelt hatten.

„Das war der Wala Wissen", fuhr er fort: „Im Feuerbrand schmilzt das Eis, und in den Fluten ertrinkt die Erde. Bald, bald wird sie nicht mehr sein. Und wir auch nicht", setzte er verstummend hinzu.

Da hob Sigbert den Kopf; er verstand, was der Alte meinte.

„Und doch wird sie wiederkommen", sagte er; „sie und wir. Immer wird sie da sein. Aus den Fluten auftauchen seh ich die neue Welt. Mitgart ist jung und schön, und Gottes Odem geht darüber hin. Das Feuer hat sie geläutert, in den Fluten versank, was häßlich und gemein war. Und ewig bleibt, was uns gehört. Gesegnet ist, wer aufbricht, das Neue zu suchen."

Sigberts Augen blickten in Fernen. Seine Seele schaute ein neues, großes Bild. „Aufbruch" würde er es nennen, wenn er es einst vollendet hätte.

„Ewig bleibt, was uns gehört", wiederholte Erminfried die Worte des jungen Künstlers. Sie waren ihm wie ein Trost, wie eine Verheißung, die hinüberwies in die neue Zeit.

„Kann es dann ein schlimmer Wahn sein?" tastete er sich weiter. „Könnte ein schlimmer Wahn Frau Mathildis beglücken?" fragte er Herrn Heinrich.

„Wie darf ich zulassen, daß sie eine Kapelle baut für das Bild meines Weibes!" antwortete Herr Heinrich.

Und Erminfried sagte: „Dann darf es eben nicht mehr das Bild deines Weibes sein. Es weiß niemand davon als du und wir."

Heinrich schüttelte den Kopf. Der Gedanke war ihm eine Ungeheuerlichkeit.

„Frau Mathildis will der Gottesmutter eine Kapelle

bauen", sagte nun Sigbert. „Wenn es sie froh macht, so laß sie bauen, Herr Heinrich. Und sei beruhigt, ich werde dafür sorgen, daß es die Gottesmutter ist, für die sie baut. Frau Hathburgs Bild soll daran keinen Teil haben. Aber Frau Mathildis Freude darfst du nicht betrüben, mein lieber Herr."

So kam es, daß Herrn Heinrichs Gemahlin in Miminlevu eine Kapelle stiftete und Sigbert, Erminfrieds Sohn, wirklich ein Altarbild der Gottesmutter schnitzte, wie sie unter Rosenranken auf einem Stein saß, den Sohn in den Armen, und in Schmerz und Liebe über dem schlummernden Kind wachte. Nur die drei Männer wußten, daß es nicht das Bild aus Herrn Heinrichs Kammer war, und noch jemand bemerkte später die Veränderung, die vorgegangen war, Diethmot, um deretwillen eigentlich all das Herrn Heinrich begegnet war.

Denn was er mit dieser Fahrt nach Miminlevu hatte erreichen wollen, daß Frau Mathildis Sigberts Bemühen um Diethmot nicht sollte entgegenstehen, das war ihm nicht gelungen. Wohl hielt er die Augen offen, und zuweilen wollte es ihm auch dünken, als ob in Sigbert wirklich ein Empfinden für das schöne Mädchen lebendig sei; aber dann wieder meinte er, man müsse sich getäuscht haben. Das war jedoch nur darum, weil Sigbert in dieser Zeit wieder mehr in sich hineinlebte und in den Tiefen seiner Seele verbarg, was sein Leben erschütterte und bewegte. —

Eines freilich war erreicht durch diese Fahrt nach Miminlevu: Frau Mathildis sah es nicht mehr ungern, wenn Sigbert zuweilen in Nordhausen erschien, sei es, um eine Botschaft Erminfrieds zu übermitteln, oder um Weisungen für ihn entgegenzunehmen. Ganz nach Nordhausen überzusiedeln, wie es Herr Heinrich gern gesehen hätte, dazu konnte sich Sigbert nicht entschließen; ihm fehlte bei dem lebhaften Treiben in der

Herzogspfalz die Ruhe und Stille, die Seele und Werk brauchen, wenn sie reifen sollen. Aber wenn er je und dann in Nordhausen erschien, so waren das immer Freudentage für Herrn Heinrich; und auch für Frau Mathildis, die — zwar ängstlich darauf bedacht, Diethmot fernzuhalten — allemal die Gelegenheit wahrnahm, sich den Männern zuzugesellen, ihren Reden zu lauschen und sich vor allem nach dem Fortgang des Kapellenbaus zu erkundigen. Wiederholt bat sie den jungen Mann, doch ja darauf zu achten, daß der Baumeister nicht säumig werde; denn sie wolle bald, recht, recht bald dem Bild der Gottesmutter eine würdige Stätte geben. Sie fragte auch nach Sigberts Schaffen und trug ihm einmal sogar einen Gruß an Erminfried auf.

Vielleicht findet sie sich doch noch mit Sigbert ab, dachte Herr Heinrich; wenn man nur wüßte, ob er wirklich an Diethmot denkt?

„Schade, daß er kein Edeling ist", sagte Frau Mathildis einst nach solchem Besuch Sigberts zu Herrn Heinrich; „es ist sehr schade."

Heinrich überlegte, ob er von Sigberts Herkommen zu ihr sprechen sollte. Aber Erminfried hatte ihm Schweigen auferlegt; ihm vorgreifen durfte er nicht. Darum sagte er nur:

„Nicht wo er herkommt, entscheidet über eines Mannes Wert, sondern das, was er kann."

„Trotzdem wird er Diethmot nie heimführen können", antwortete Mathildis mit aufrichtigem Bedauern.

„Das will er ja gar nicht", entgegnete Heinrich, ein wenig verärgert über ihre Beharrlichkeit.

„Doch!" sagte da Mathildis. „Mein Herr Gemahl weiß es nur nicht. Aber ich kenne meine Diethmot und sehe, was ich sehe."

Heinrich hob die Achseln. Also werde ich ihn danach fragen

müssen, dachte er; und bin ich erst einmal Herzog, so werden sich auch Mittel und Wege finden, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die seinem Glück im Wege stehen. —

Es schien, als ob er nicht lange mehr darauf werde warten müssen. Die Thüringer Gaue waren in Besitz genommen. Der Winter kam und die Sonnenwende. Das Leben ruhte zu neuem Wachsen und Werden. Die Knospen schliefen in den Bäumen und die Saat im Schoß der Mutter Erde, und über ihnen breitete sich das weiße Leilach, damit ihr Schlummer nicht gestört werde.

Herzog Otto war kränker geworden. Er lag jetzt viel zu Bett. Er seufzte nach dem Erben, und die Unruhe hielt ihn gefangen.

Dann tröstete ihn Altmutter Oda, die meist an seinem Bette saß:

„Wir werden den Erben sehen, das weiß ich", sagte sie. Und wie sie es sagte, war es wirklich eine Beruhigung für Ottos Ungeduld.

Einhundertundsechs Jahre war Frau Oda nun alt. Aber sie ging, wenn auch auf den Stock gestützt, noch immer aufrecht. Nur Menschen wollte sie keine mehr sehen außer ihrer nächsten Umgebung. Sie hatte deren genug kennen gelernt in ihrem Leben und war nun müde geworden. Sie hatte auch keine andere Aufgabe mehr, als nun den letzten ihrer Söhne noch sterben zu sehen und auf den Erben zu warten. Sie war jetzt auch mit Heinrich zufrieden, und wußte, daß sie ohne Sorge scheiden konnte. —

Einmal kam König Konrad, den Herzog von Sachsen und Thüringen zu besuchen. Otto vermochte nicht mehr, sich vom Lager zu erheben; er empfing Herrn Konrad in seinem Schlafgemach.

„Wie es doch merkwürdig ist", sagte dieser, „nun bin ich gesund geworden, und du bist krank." Aber wenn jetzt die warmen Tage wiederkämen, meinte er, werde wohl auch Otto sich erholen und wieder gesunden können.

Im weiteren berichtete der König, daß ihm seine Herrschaft manchen Ärger und Verdruß bereite. Noch sei es ihm nicht gelungen, den Lothringer zur Unterwerfung zu zwingen; aber er finde auch bei den Herzögen zu wenig Unterstützung und Verständnis, und hätte doch glauben mögen, damals in Forchheim, daß man ihn nicht ungern gekürt hätte.

Da sagte Herzog Otto offen zu ihm:

„Es ist darum, weil du mit den Bischöfen gemeinsame Sache machst. Den Pfaffenkönig heißen sie dich."

Konrad wollte wissen, was Verdammenswertes daran sei, wenn er auf den Rat der Bischöfe höre. „Schließlich sind wir doch alle Christen, und man kann den Bischöfen nicht vorwerfen, daß sie schlechtere Menschen sind als wir", sagte er.

„Schlechtere nicht", entgegnete Otto, „aber andere als wir. Denk an Forchheim", sagte er, „wie Hatto dort oben stand und statt dir zur Wahl zu helfen, sie fast verdarb."

Das sei eine unglückliche Stunde für Hatto gewesen, meinte Konrad, peinlich berührt von der Erinnerung an Forchheim.

„Nicht unglücklicher wie alle seine Stunden", beharrte Herzog Otto. „Und es kann ja nicht anders sein. Die Herren haben sich die Augen verdorben beim Lesen ihrer Bücher und Schriften. Sie wissen, was Sankt Paulus schreibt und der Heilige Augustinus, aber sie wissen nicht, was uns not tut. Sie reden vom Fränkischen Reich und merken nicht, daß es hier schon längst kein Fränkisches Reich mehr gibt. Sie wollen überhaupt nicht unser Reich", sagte Otto, „sondern ihr Gottes-

reich, das Reich ihrer Kirche, was weiß ich! Wenn du dich mit ihnen verbündest, können die Herzöge dir nicht freund sein."

Konrad war ärgerlich, daß Otto so an seiner Haltung rüttelte. Er wollte sich im Grunde seines Wesens nicht erschüttern lassen. Sein Gesicht gewann einen herrischen Ausdruck.

„Wer sich gegen mich stellt, der muß fallen", sagte er scharf und betont. „Was ich als König zu tun habe, das weiß ich. Auch ich vollstrecke Gottes Willen. Und wer sich ihm nicht beugen will, kann nicht mein Lehnsmann bleiben. Das werde ich den Herren in Schwaben und Bayern schon beibringen." Er schwieg trotzig.

Auch Otto schwieg eine ganze Weile. Dann kam seine Stimme müde und schwer:

„Ja, König Konrad, so habe ich es von Anfang an kommen sehen. Du wirst es nicht schaffen können."

„Was?" fragte der König.

„Das Reich", antwortete Otto, „unser Reich."

Konrads Ärger wuchs. Er stand vom Stuhl auf und tat ein paar erregte Schritte im Raum umher. Dann wandte er sich zurück.

„Und warum hast du mich dann gekürt, wenn du das wußtest, damals schon — lange schon?" fragte er.

„Weil ich sah, daß du gierig warst nach dem Stirnreif des Königs", antwortete Otto; „und weil — — weil ich wußte, daß ich selbst es auch nicht schaffen konnte, das Reich."

Konrad lachte halb belustigt, halb im Zorn.

Otto redete weiter:

„Aber, König Konrad", sagte er, „*einen* weiß ich, der es schaffen wird, der es ganz bestimmt schaffen wird."

Konrad stand.

„Wer?“ fragte er herrisch.

„Mein Sohn Heinrich“, antwortete Otto.

Konrads Lachen auf diese Antwort sollte höhnisch klingen; es kam aber nur unsicher heraus.

„Nun sehe ich, Herzog Otto, daß du wirklich krank bist“, sagte er.

Das war die letzte Unterredung, die zwischen den beiden Männern geführt worden ist. Danach sahen sie einander nicht mehr. —

Es kam der Lenz, er kam und ging; und es kam der Tag, da Herr Heinrich dem Vater mitteilen konnte: nun dürfe er hoffen.

„Wird es ein Knabe sein?“ fragte Otto.

Heinrich zuckte lachend die Schultern: wer könne das jetzt schon wissen!

Den Herzog aber packte es nun wie ein Fieber. Er verordnete die schönsten Räume der Pfalz für Frau Mathildis; täglich erkundigte er sich mehrmals nach ihrem Befinden; das Beste, was weit in der Runde aufzutreiben war, kam auf ihren Tisch. Seine herbe, sonst so verschlossene Wesensart wandelte sich in Güte und Liebe, Dankbarkeit und Besorgnis, und Frau Oda hatte zuweilen ihre schwere Last mit ihm und seiner Ungeduld. Der Hoffnungsstern, der ihm aufgegangen war, riß die äußerste Kraft aus seinem verlöschenden Leben, reifte noch eine letzte schöne Frucht am Baum seiner Tage. —

Um diese Zeit konnte in Miminleou die Pfalzkapelle geweiht werden. Es kostete keinen geringen Kampf mit dem Herzog, bis er gestattete, daß Frau Mathildis selbst nach Miminleou fuhr, obwohl durchaus keine Besorgnis bestand, daß ihr dies hätte schaden können. Am liebsten wäre schließlich der Herzog noch selbst mitgefahren, nur um über sie wachen zu

können; als sie und Herr Heinrich dann weg waren, erging er sich in Vorwürfen über sich und seine Leichtfertigkeit.

Miminleou hatte einen großen Tag. Von allen am glücklichsten aber war der Bischof von Halberstadt, der die Kapelle weihte. Endlich einmal hatte sich jemand unter den Ludolfingern gefunden, der ernsthaft an die Heilige Kirche dachte und ihr zukommen ließ, was ihr gebührte. Er konnte sich gar nicht genug tun, der „gottwohlgefälligen, vom Geist des Herrn in Weisheit erleuchteten und in Güte gesegneten Herrin" seinen Dank und seine Freude auszudrücken. Immer wieder versicherte er ihr, daß diese Guttat im himmlischen Buch ihres Lebens aufgeschrieben sei und gewiß auch schon in diesem Erdenleben seinen Lohn von Gott empfangen werde. Ja, er war sehr glücklich, der Bischof von Halberstadt!

Mathildis war solches Reden ungewohnt. Gewiß, auch sie freute sich, daß sie ihre Absicht hatte verwirklichen können; aber, gestand sie sich, sie hatte dabei nicht an die Kirche gedacht und nicht an den Bischof von Halberstadt. Der Gedanke war ihr gekommen, weil sie damals zu erkennen glaubte, daß ihr Gemahl doch ein wahrhaft frommer Mann sei. Ihm wollte sie eine Freude bereiten. Jetzt freilich fand sie, daß Herr Heinrich eigentlich recht gleichgültig dabeistand, ganz so, als sei er nur mitgekommen, ihre Freude nicht zu stören. Selbst für das Altarbild hatte er kaum mehr als einen flüchtigen Blick gehabt. Auch Sigbert, nach dem die zahlreichen Festgäste gefragt hatten, ließ sich nicht blicken. Das alles verwirrte Frau Mathildis. Es fiel wie Trauer in ihre Seele, eine ungewisse Angst vor dem, was sie bei ihrem Gemahl nicht begriff und vielleicht nie begreifen würde.

„Lieber Herr Bischof", sagte sie da, „wollet für mich Gott bitten, daß ich meinem Herrn einen Erben schenke."

Und der Bischof versprach, sie und ihren frommen Wunsch täglich in sein Gebet einzuschließen.

Herr Heinrich traf Sigbert in der Werkstätte, die er sich vor geraumer Zeit nahe bei Erminfrieds Haus eingerichtet hatte. Sigbert schien ihn erwartet zu haben.

„Ich habe es hierher zu mir genommen, Herr Heinrich", sagte er und deutete auf einen kunstvoll geschnitzten Schrein, der an der einen Querwand des Raumes stand. „Hier wird es niemand finden können", fuhr er fort, „denn die Tür kann nur öffnen, wer ihr Geheimnis kennt."

Danach erklärte er seinem Herrn den kunstvollen Verschluß, den er an dem Schrein angebracht hatte, damit fortan kein Unberufener mehr das Bildwerk der Frau Hathburg sehen könne.

Eine Weile stand Herr Heinrich sinnend vor dem geöffneten Schrein, in dessen Rahmen noch besser als früher das Meisterwerk Sigberts zur Geltung kam.

„Lassen wir es vorerst hier bei dir stehen, Freund", entschied er dann. „Später wird sich ein anderer Platz dafür finden."

Er trat an die Werktische, nahm einzelne Klötze in die Hand, an denen das Schnitzmesser Sigberts bereits gewirkt hatte. In einem der Gesichter, die da werden sollten, erkannte man die Züge Erminfrieds. Barttracht, Stirn, Nase und Mund waren unverkennbar; in einem anderen Gesicht glaubte Herr Heinrich wenigstens eine Ähnlichkeit mit Diethmot zu spüren. Also doch? fragte er sich.

Kurz entschlossen nahm er Sigbert mit hinüber zum Festmahl, das man in der Halle zurichtete.

Sigbert wollte sich sträuben: Er gehöre nicht dahin, wo Bischöfe, Gaugrafen und Edelherren ihren Platz hätten.

„Was nicht gar", entgegnete Heinrich. „Du bist ein Herr

in deinem Reich, wie sie in ihrem", und ließ keinen Einwand gelten.

Bei der Tafel setzte er Sigbert an Diethmots Seite.

Er brachte die beiden damit freilich in nicht geringe Verwirrung; denn nun erwies sich, daß keines von ihnen mehr so unbekümmert und unbefangen sein konnte wie damals bei Frau Mathildens Hochzeit. Wenn es auch nur wenige Augenblicke waren, in denen das zu erkennen war, Herrn Heinrich genügten sie; er wußte nun, wie es um die beiden stand.

Nach dem Essen, als die Gäste schon aufzubrechen begannen, gewahrte er dann noch einmal, wie Sigbert und Diethmot, nicht weit von ihm entfernt, zusammenstanden; diesmal mußte sie wohl der Zufall zusammengeführt haben. Herr Heinrich bemerkte dabei, daß Sigbert unter Diethmots Worten plötzlich errötete, verwirrt wurde und schließlich eifrig auf das Mädchen einredete. Fürs Leben gern hätte er gewußt, wovon die beiden sprachen.

Nahe genug ging es ihn auch an.

Denn Diethmot sagte zu Sigbert:

„Es ist gut, daß du ein anderes Bild in die Kapelle hast stellen lassen und nicht das aus Herrn Heinrichs Gemach. Das war nicht die Gottesmutter mit dem Jesuskind."

Wie sie das habe merken können, fragte Sigbert, überrascht und erschrocken zugleich, daß jemand das Geheimnis erraten hatte.

„An den Gesichtern", antwortete Diethmot. „Die Gottesmutter, die jetzt in der Kapelle steht, weint um ihren Sohn, weil man ihn umbringen wird, später, wenn er ein Mann geworden ist; die andere Mutter damals weinte nicht um das Kind in ihrem Arm; das schlief, und ihre Augen gingen darüber hinweg."

„Und worum glaubst du, daß jene Mutter hätte weinen sollen?" fragte Sigbert, von dem feinen Sinn in des Mädchens Worten tief getroffen.

Diethmot zögerte mit der Antwort. Sie schien sich jenes andere Bild zuerst wieder ganz deutlich vorzustellen.

„Ich weiß es nicht", sagte sie dann. „Vielleicht, weil der Vater des Knaben gestorben ist. Das könnte es sein. Nur — wie kommt dann der Haß in ihre Züge?" setzte sie wieder zweifelnd hinzu.

„Diethmot", sagte Sigbert, „du hast kostbare Augen, daß du das sehen kannst, seltsam kostbare Augen."

Diethmot blickte ihn an; ihren Mund umspielte ein glückliches Lächeln.

„Nicht kostbarer als die Hände sind, die das schufen, was meine Augen sahen", sagte sie mit leise bebender Stimme. —

*

Der Sommer ging und es kam der Herbst. Mit Herzog Otto ging es sichtlich zu Ende. Es war sehr, sehr zweifelhaft, ob er die Geburt des Kindes noch erleben werde. Tagelang lag er in völliger Stumpfheit, kaum, daß er noch aß und trank. In seiner Not, und weil niemand mehr Rat wußte, ließ Heinrich schließlich — es war mittlerweile Oktober geworden — Erminfried von Miminleou herüberkommen, hoffend, daß dieser vielleicht noch helfen könnte.

Der Alte kam. Er sah den Herzog und schüttelte den Kopf. Zu retten sei er nicht mehr, meinte er, und das beste sei, von Herrn Otto Abschied zu nehmen und ihn in den Frieden seiner Ahnen fahren zu lassen.

Als Herr Heinrich ihn dann fragte, ob es nicht möglich sei,

wenigstens für einige Wochen noch das Leben des Herzogs zu erhalten, meinte Erminfried: hinauszögern das Ende, ja, das sei vielleicht möglich, und er wolle es versuchen.

Er war dann ein paar Stunden unterwegs, brachte verschiedene Kräuter und Wurzeln mit, aus denen er einen Trank bereitete. Nachdem er dem Kranken davon gegeben hatte, schlief Otto lang und tief. Am nächsten Morgen erwachte er, war bei völlig klaren Sinnen, verspürte großen Hunger und fühlte sich nach kräftigem Essen bald gestärkt. Von da ab wachte Erminfried über ihm, bestimmte seine Speisen und Getränke und heiterte ihn auf mit guten und feinen Worten. Und das kaum Glaubliche gelang.

Am 20. November, als die Sonne im Mittag stand, gab Frau Mathildis einem Kind das Leben. Die Stunden der bangsten Sorge um drei Menschen, das Ungeborene, die Frau und den Vater, wie sie schwer auf Herrn Heinrich gelastet hatten, wichen dem Jubel, der nun seine Seele erfüllte: der Erbe geboren, ein rechtmäßiger und vollgültiger Erbe. Wie war sein Herz vom Dank bewegt gegenüber der Frau, die selig lächelnd und schlafmüde in ihren Kissen lag. Mochte werden was wolle, das würde er ihr nie vergessen!

Dem Boten, den er sofort mit der frohen Kunde in Herzog Ottos Gemach sandte, konnte er bald selbst folgen, das Kind in den Armen.

Herzog Otto saß hellwach und aufrecht in seinem Bett.

„Nun hat dein Sorgen ein Ende, Vater. Hier bringe ich dir den Erben", rief Heinrich und gab dem Herzog das Kind, das mit kräftigem Geschrei sich ins eigene Dasein hineinatmete.

Feierlich nahm der Großvater das Enkelkind in den Arm.

„Dank dir und Mathildis", sagte er und schaute lange und bewegt auf das kleine Wesen. Dann sah er alle der Reihe

nach an, die um sein Lager standen, Frau Oda, Erminfried, Herrn Heinrich.

„Er soll — Otto heißen", sagte er fest und bestimmt. Gleich danach kam eine große Müdigkeit über ihn. Sie nahmen ihm das Kind fort und legten ihn zurück. Die Augen waren ihm zugefallen, die Glieder lösten sich. Sie hörten ihn noch sagen:

„Das — Leben — — geht ..."

Das Wort erstarb auf seinen Lippen. Es war sein letztes.

Noch war er am Leben. Und blieb auch am Leben noch eine Woche und zwei Tage. Ganz langsam und ganz ruhig löschte er aus. Es war, als ob seine Seele, seit er den Erben gesehen und ihm seinen Namen gegeben hatte, hinausgeglitten sei aus dem welken Leib, um hinüberzugehen in den jungen des Neugeborenen. Am Morgen des 29. November war Herzog Otto gestorben.

Frau Oda schloß ihm die Augen und zog das Leinentuch über das Antlitz des Toten. Etwas schwerfälliger und müder als sonst, aber doch sicheren und ruhigen Schrittes verließ sie das Gemach, ging durch Türen und Räume zu jenem hinüber, in dem die alte Wiege der Ludolfinger stand, das erste Bett des jungen Knaben.

„Otto!" sagte sie zärtlich, zog einen Sessel herbei und setzte sich neben das schlafende Kind.

6. Kapitel: Wekings Waffe

Wintersonnenwende! Auf der Werlahöhe, dem Malplatz der Ludolfinger, der Ostfalen alter Thingstätte, loderten mächtige Feuerbrände. Sonnwendfeuer? Jetzt, nachdem längst das Christentum seinen Einzug gehalten hatte? Verbot nicht schon

Karl von Franken in seinem Paderborner Gesetz die alten Heidenopfer und Heidenfeiern und bedrohte jeden mit dem Tode, der davon nicht lassen wollte?

Nun, Kaiser Karl war lange gestorben, sein gewaltiges Reich zerfallen, und sein Gesetz war nicht mächtig genug, in den Menschen zu ertöten, was als Ahnen- und Bluterbe von Generationen herkam. Klüger schon war die Kirche vorgegangen, indem sie die Feste, Sitten und Gebräuche unmerklich wandelte: Die Wiedergeburt des Lichtes in den geweihten Nächten blieb Weihnachten, nur daß das Licht des Gottessohnes gefeiert wurde, das in die Welt kam; statt der Erdmutter, die vordem nächtens durch die Lande ging, die Guten belohnend, die Faulen scheltend, zog fortan das Christkindlein von Haus zu Haus. Das Fest der Ostara blieb Ostern, Auferstehungsfest, freilich jetzt des Heilandes, nicht mehr des Lebens draußen in Wald und Flur. Auf den geweihten Stätten der Alten standen nun nicht selten christliche Kirchen und Kapellen; so hatte man am großen Sachsenheiligtum, dem Eggesternstein, jetzt eine Kapelle gebaut und statt Sig Tyrs Weltenbaum das Bild des Apostels Petrus und das heilige Kreuz in den Felsen gemeißelt. Es stimmte schon, was Erminfried damals zu Herrn Heinrich gesagt hatte: Wo man vormals der Erdmutter geopfert hatte, da stand jetzt der Marienaltar der Gottesmutter, und die Menschen wallfahrteten zu diesem wie vormals zu jenem. Nur wo es unvermeidlich war, wurden alte Stätten verflucht, und seitdem trieb an vormals heiligen Quellen, geweihten Bäumen und bedeutsamen Malörtern der Teufel sein Unwesen, und Gespenster spukten um die Mitternacht. Und doch trugen selbst fromme Christen noch immer in der Osternacht das segenspendende Wasser vom heiligen Quell heim, brachten zur Weihnacht ihr Erdmutteropfer, eine Korn-

gabe um den Obstbaum gewunden, damit er reiche Ernte trägt; sie schlugen die alten Heilszeichen in die Türbalken ihres Hauses, brannten ihre Sonnwendfeuer ab und grüßten am Ostermorgen den Sonnenaufgang von freien Bergen und Hügeln. Vergebens mahnten die christlichen Priester in den Kirchen, von solchen Unsitten und falschem Glauben zu lassen, die Sünde seien und Gott erzürnen müßten. Was einem im Blute steckt, dagegen ist schwer zu predigen; am schwersten aber war es bei den Sachsen. Wie sie am längsten getrotzt und sich gegen fremden Zwang gewehrt hatten, so brach bei ihnen auch am stärksten wieder die Urkraft durch und die Besinnung auf das, was vordem gut und recht gewesen war.

Denn jene Feuer, die da auf der Werla brannten, galten nicht nur der Wintersonnenwende, sie waren gleichzeitig ein Malzeichen für die Thingmannen aus dem Sachsenland, die auf der Werla zusammenkamen, um nach altem Recht und Brauch den Herzog ihres Stammes zu küren.

Auch Thing abzuhalten ohne seinen, des Königs Willen, hatte Kaiser Karls Gesetz verboten, und mit dem Tode sollte bestraft werden, wer dagegen verstieß. Aber schon Herzog Ludolf hatte sich darüber hinweggesetzt, und auch Herzog Otto war dem alten Brauch treu geblieben.

Herr Heinrich dachte nicht einen Augenblick daran, daß es für ihn nur eines Wortes von König Konrad bedurft hätte, um rechtmäßig Herzog von Sachsen und Thüringen zu werden. Und als der königliche Sendbote, den Konrad zu Herzog Ottos Bestattung entsandt hatte, Herrn Heinrich — zweifellos nicht aus eigenem Antrieb — nahelegte, den König bald um seiner Lehen willen aufzusuchen, da hatte Herr Heinrich ihn nur groß angesehen und geantwortet: „Erst muß ich mein

Amt von meinem Volke nehmen", und das Thing auf den Tag nach der Sonnenwende einberufen.

Nun loderten von der Werla die Flammen in die Nacht, den Thingmannen, die etwa noch auf dem Wege waren, das Ziel zu weisen und heraufzubeschwören den Tag des Mannenthings der Sachsen.

„Es ist gut, daß sie uns leuchten", sagte Erwin von der Merseburg zu Thietmar vom Osten, die mit anderen Grafen und Mannen aus der Ostmark herankamen, „sonst könnten wir bis zum jüngsten Tag in dieser verteufelten Gegend umherirren."

„Noch besser ist, daß es kalt genug war, uns einen festen Weg zu schaffen; oder wir hätten den jüngsten Tag gleich hier im Bruch erwarten können. Rausgeholt hätte uns keiner", lachte Graf Thietmar.

„Was! Bruch und Sumpf!" tat Herr Erwin erbost. „Und da führst du uns durch?"

„Weil ich euch ein paar Stunden Weg ersparen will", entgegnete Thietmar. „Im Sommer will ich freilich keinem raten, hier nach der Werla zu gehen, wenn er nicht Bescheid weiß wie in seinem Bett; es sei denn, er hat das Leben satt und sehnt sich nach Veränderung."

„Ein angenehmes Gefühl, sich vorzustellen, daß da drunten der Tod lauert und nicht an einen herankann", meinte einer aus der Schar. Und ein Spaßvogel scherzte: „Hoffentlich hat des Teufels Großmutter nicht gerade hier herum ihren Backofen stehen; an ihrem Brotteig kleben zu bleiben, habe ich wenig Lust."

Gespenstisch leuchteten die Fackeln, welche die Männer bei sich trugen. Grau verhangen war der Himmel. Leichter Schnee stäubte mit dem Winde. Aus der Nacht flammte der Brand,

das Ziel ihres Marsches. Ruhig und wegsicher führte Thietmar vom Osten. Er kannte die Werla. Jahrelang hatte er in ihrer Nähe gelebt. Er schilderte jetzt den Gefährten ihre Lage und ihre Stärke.

Gerade dieses Sumpfgelände, sagte er, und die Oker, die vom Harz kommend im Bogen die Werlahöhe umfließe, wie auch das Große Bruch, das von Osten herüberziehe, mache die Werla zu einem sicheren Platz, zu dem man nur von Norden gelangen könne. Dort aber seien mächtige Wälle von Erde und Holz angelegt und der Malplatz selbst noch einmal von einem kreisrunden Wall umschlossen. Wer sich in Notzeiten dorthin flüchten könne, sei unbedingt sicher; denn selbst wenige Krieger genügten, einer weit überlegenen Zahl von Feinden den Zugang zu wehren.

„Zu fürchten brauchen wir uns also nicht mehr, wenn wir erst einmal dort sind", spöttelte wieder einer der Männer.

„Nein", antwortete Thietmar. „Wenn dir bis dahin die Hosen sauber geblieben sind, hat's wohl keine Gefahr mehr für sie. Aber beeilen wir uns, damit dir nicht vorher was zustößt."

Und lachend zogen sie weiter.

*

Im Licht des nächsten Morgens trat Herr Heinrich vor die Versammlung.

„Männer", sagte er, nachdem das Thing rechtmäßig eröffnet und eingeleitet war, „ich stehe hier vor euch mit eurer und meines Vaters Billigung. Ich habe euch zu künden, daß Herzog Otto, den ihr den Erlauchten nanntet, von Gott abberufen und zu seinen Ahnen gegangen ist. Siebenzig und sechs war die Zahl seiner Lebensjahre, durch dreißig und acht ist er nach eurem Entschluß euer Herr und Sachsens Herzog gewesen.

Ich habe den Vater verloren, Altmutter Oda ihren Sohn und ihr Männer aus den Sachsengauen und aus Thüringen euren Herrn, den sie mit Recht den Vater des Sachsenlandes nannten."

Heinrich schwieg. Tiefe Stille lag über der weiten Halle, in welcher das Thing zusammengetreten war. Dann stimmten die Männer das Lied an, das man einem trauten Gefährten zum Abschied zu singen pflegte. Am Schluß hoben sie Waffen und Hände empor und standen so feierlich und ernst, bis Herr Heinrich zu reden fortfuhr:

„Herzog Otto ist tot. Ich trete sein Erbe an. Zuvor aber habe ich euch, Grafen, Edle und Freie Mannen vom Thing zu fragen, ob ich es tue mit eurem Willen und eurer Billigung."

Die Waffen klangen aneinander, Heilrufe antworteten.

„Nicht aus eines Königs Hand und von eines Oberherrn Gnaden will ich Herzog von Sachsen und Thüringen heißen. Niemand soll über dieses Landes Herrn bestimmen als ihr, die ihr den Pflug darüber führt und das Schwert tragt, ihr, denen der Boden gehört und Hof und Hausung zu eigen ist in unsern Gauen. Sachsens Mannen küren Sachsens Herrn, niemand sonst."

Die Heilrufe schwollen zum Sturm an. Als sie verebbten, sagte Heinrich:

„Alsdann lasset uns Treue geloben, ihr mir, und ich euch."

Die Männer hoben die Hand. Wie aus einem Munde, machtvoll und wuchtig klang ihr Schwur:

„Unserm Herrn Heinrich Tat und Treue bis zum Tod!"

Und der gekürte Herzog antwortete:

„Euch, Mannen, meine Treue, unserm Lande mein Leben, und Gott meine Seele."

Er stand vor ihnen, trutzig, den schlanken Leib hochaufgerichtet, seine Augen glühten in dem schmalen scharfkantigen Gesicht; willensstark schob sich das Kinn vor, hart preßten sich die Lippen aufeinander, weiß und rein glänzte die hohe Stirn.

Sie wußten, daß er seinen Schwur halten werde.

Thietmar trat jetzt zu ihm, reichte ihm den goldgeschmiedeten Stirnreif, den Sachsens Herzöge zu tragen pflegten. Mit sicherem Griff hob Heinrich den kostbaren Schmuck auf sein Haupt.

„Heil unserem Herzog Heinrich — Heil!" rief Thietmar, und im brausenden Jubel endete diese Stunde.

Der Rest des Tages verging in der Regelung der Gau- und Lehensverhältnisse, in Beratungen mit den Gaugrafen vornehmlich aus den Grenzgauen über Schutz und Sicherheit des Landes. Zwischendurch fand das Festmahl statt, das der Herzog nach altem Brauch seinen Mannen zu geben hatte, und noch spät am Abend saßen die Unentwegten unter ihnen beim frohen Umtrunk zusammen, gedachten der Taten des verstorbenen Herzogs Otto und priesen sich glücklich, den trefflichen Sohn eines so vortrefflichen Vaters ihren Herrn nennen zu können.

Herr Heinrich war schon am Nachmittag bald nach dem Festmahl aufgebrochen. Es trieb ihn nach Nordhausen zurück, das zunächst sein Wohnsitz bleiben sollte. Er gedachte von da aus baldigst die einzelnen Gaue aufzusuchen und an Ort und Stelle zu regeln, was etwa seines eigenen Eingreifens bedurfte. Es kam ihm jetzt zu statten, daß er schon während der Krankheit des Vaters in dessen Auftrage zeitweise das herzogliche Amt versehen und einen guten Überblick gewonnen hatte über all das, was nach seiner Meinung not tat.

Der Tag auf der Werla hatte ihn in seinem Wollen bestärkt, das Bewußtsein seiner Pflicht gehoben, seinen Mut zum Leben und Wirken gesteigert. Er war nun sechsunddreißig

Jahre alt und bis dahin eigentlich nichts anderes gewesen als ein Wartender, der mit dem kleinen Kreise seiner Familie und seines Hofgutes sich begnügen mußte, von den Zeiten abgesehen, wo der Grenzkampf im Osten ihm besondere Aufgaben stellte. Und immer war es der Vater, der Sippenherr oder der Herzog, der über ihm stand, dessen Wille galt, dessen Befehl ihn rief oder gehen hieß. Nun aber, seit heute, hatte sich seinem Blick eine schier unbegrenzte neue Wirklichkeit aufgetan und ein Feld, auf dem ein Mann seinen Namen für die Ewigkeit gewinnen kann, aber — auch den Fluch aller Zeiten. Doch davor war Herrn Heinrich nicht bange.

So schnell es die verschneiten Wege zuließen, kehrte er über das Gebirge zurück. Mancher aus seiner Begleitung seufzte zwar über des Herrn große Eile und meinte, daß man auch zum Ziele käme, wenn man etwas gemächlicher ritte; aber Herr Heinrich erinnerte daran, daß mit solcher Begründung vormals schon der Teufel seine Wette gegen Sankt Peter verloren habe und darum immer um eine Nasenlänge zu kurz komme; wonach man dann den Weg in unverändertem Zeitmaß fortsetzte und wohlbehalten nach Nordhausen kam.

In der Pfalz empfing ihn Frau Mathildis mit frohem Gesicht.

„Bist du nun Herzog der Sachsen?" fragte sie.

„Ich bin's, ja!" lautete die Antwort. „Aber verdienen muß ich mir's erst."

„Wenn du Sachsenherzog bist", sagte Frau Mathildis dann weiter, „so muß ich dir etwas sagen, was mein Vater mir aufgetragen hat. Komm!" sagte sie und führte ihn in das anstoßende Gemach. „Dies hier soll für dich sein."

Sie wies auf den schweren Eichentisch, der dort stand. Querüber lag ein mächtiges Schwert.

Herr Heinrich trat heran. Er wog die Waffe in der Hand und besah sie. Auf dem Griff eingegraben war ein altes Zeichen, wie ein Baum mit zwei Ästen sah es aus: Die Rune Tyrs, des schwertgewaltigen Sachsengottes.

„Es ist ein altes Schwert", sagte Mathildis. „Der Sachsenherzog hat es getragen, der vormals gegen die Franken und Kaiser Karl focht und der mein Ahnherr ist. Seine Waffe ist uns, seinen Nachfahren, geblieben. Aber keiner hat sie zu führen vermocht; sie war allen zu schwer; und keiner ist Herzog der Sachsen gewesen. Aber nun, meint der Vater, wenn du, mein Gemahl, zum Herrn über Sachsen gekürt bist, könne auch das Schwert wieder an seinen Ort kommen und des Herzogs Waffe sein."

„Wekings Waffe!" sagte Herr Heinrich und sah sinnend auf das Schwert in seiner Hand. Seine Seele suchte den Mann zu begreifen, dem sie vormals eigen war, der sein ganzes Leben eingesetzt hatte, um der Sachsen Freiheit und Recht und Glauben gegen fremde Macht und Art zu behaupten; sie sagten, er habe keinen Erfolg damit gehabt und sei am Ende doch unterlegen, er und die Sachsengaue. Aber seine Waffe war geblieben, und die Sachsen waren noch immer da, und nun ein neuer Herzog, der nicht willens war, sich fremder Art und ehrlosem Zwang zu beugen.

„Wekings Schwert!" sagte er ernst und ehrfürchtig. „Es ist schwer. Aber es ist eine gute Waffe. Und daß ich sie heute erhalte, soll mir ein glückliches Vorzeichen für das Werk sein, das begann. Frau", wandte er sich an Mathildis, „was du mir gegeben hast, weißt du wohl kaum: die stärkste Waffe für den Kampf eines Mannes, für seinen Kampf um das Reich."

*

König Konrad war wütend, als er von Heinrichs erfolgter Wahl auf dem Werla-Thing erfuhr. Eine Unverschämtheit sei das, eine Anmaßung, die ihresgleichen suche. Bedrohlich schwollen die Adern an des Königs Schläfe, sein Herz pochte Sturm, und das Blut schien ihm zu kochen.

„Ich habe es von Anfang gewußt, daß er uns noch zu schaffen machen wird, der junge Ludolfinger", suchte Eberhard den Bruder zu beruhigen.

„Und ich sage dir, daß ich mir das nicht bieten lasse von ihm. Wie kann er ohne meinen, des Königs, Willen sich zum Herzog machen lassen über Gaue des Reiches. Das ist — Niedertracht, Empörung, schändlicher Verrat an mir und meinem Recht als König."

Vielleicht hätte Herr Konrad ruhiger und gelassener geurteilt, wenn nicht immer wieder jene letzte Unterredung mit Herzog Otto vor seiner Seele gestanden hätte. Dessen Worte hatten ihn härter getroffen, als er wahrhaben wollte, und der Hinweis, daß Heinrich das vollbringen werde, was ihm, Konrad, nicht gelungen, saß seitdem wie ein scharfer Dorn in seinem Fleisch, der um so mehr schmerzt, je mehr man sich dagegen wehrt.

War das nicht schon Abfall, mußte Konrad sich sagen, gänzliche Mißachtung seines Königtums, ein Hinweggehen über sein gutes Recht, die Würden und Lehen des Reiches zu vergeben? Wie lange mochte es dauern, und dieser Herr machte sich selbst zum König! Nein, hier zwang ihn sein königliches Amt, entschieden zu handeln, sonst hatte er für alle Zeiten verspielt.

Er sandte sofort einen Sendgrafen nach Nordhausen und ließ Herrn Heinrich sagen, daß er dessen angemaßte Herzogswürde nicht anerkennen könne, da nur er, der König, Lehen

zu vergeben habe; und Herrn Heinrich habe er sie noch nicht verliehen.

Dann reiste er nach Mainz, um sich mit Herrn Hatto zu beraten, was weiter zu tun sei. —

Den Erzbischof überraschte die Nachricht keineswegs, die Konrad ihm brachte. Ungefähr so habe er es auch erwartet, meinte er, und man hätte es ein Wunder nennen müssen, wenn es anders gekommen wäre. Aber er stimme mit Konrad darin überein, daß die königliche Gewalt dazu nicht schweigen dürfe, wenn sie nicht zum Popanz werden wolle. Das Recht, erläuterte Hatto dann, stünde voll und ganz auf des Königs Seite. Durch Karls des Großen Paderborner Gesetz sei den Sachsen verboten, Thing abzuhalten ohne Wissen und Willen des Königs; damit sei alles, was auf der Werla beschlossen wurde, ungesetzlich und hinfällig. Zum zweiten gelte seit eben diesem Kaiser Karl in allen fränkischen Reichen, daß nur die königliche Gewalt über Länder und Rechte verfüge und damit diejenigen beleihe, die ihr treu und genehm seien. Wenn dennoch die Sachsenherzöge an ihrer Gewohnheit festhalten wollten, sich ihre Lehen und Rechte auch von der Volksversammlung bestätigen zu lassen, so könnten sie das nur nach der königlichen Belehnung und nur mit Wissen und Willen des Königsherrn tun, keinesfalls aber vorher und eigenmächtig. Im übrigen halte er, sagte Hatto, diese Volksbefragungen für überflüssig und schädlich für das Ansehen der Mächtigen. „Bauern sollen ihren Acker pflügen, aber nicht regieren wollen", meinte er. Was schließlich Heinrichs Anrecht auf die Herzogswürde angehe, sagte Hatto weiter, so ließe sich nicht leugnen, daß es seit langem Gewohnheit geworden sei — freilich eine durch nichts gerechtfertigte Gewohnheit — dem Sohn das Lehen des Vaters wieder zuzusprechen; aber auch das müsse

allein in die Entscheidung der königlichen Gewalt gestellt sein und dürfe nicht als Anspruch in den Händen der Erben liegen. Um dies festzustellen, habe er, Hatto, ja auch das Thüringer Lehen nicht an Bardo und Burchard, des gefallenen Herzogs Söhne, gegeben, sondern es zunächst zur Verfügung der Krone gehalten. Wenn man also schließlich ein gewisses Anrecht Heinrichs gelten lassen wolle, so käme jedenfalls nur Sachsen in Frage, das seit je der Ludolfinger Erblehen war, auf keinen Fall aber Thüringen. Der König wisse ja selbst, daß er Thüringen nur dem Herzog Otto für seine Person und zum Dank für dessen bewiesene Treue in Forchheim übergeben habe; darauf also könne Heinrich gar keinen Anspruch erheben, zumal sein Verhalten bis jetzt wenig königstreue Gesinnung beweise. Er halte es freilich auch für sehr gefährlich, in Heinrichs Händen solche gewaltige Macht und diesen ausgedehnten Besitz zu belassen, warnte der Erzbischof. Und darin konnte ihm König Konrad nur beipflichten.

Es sei also das Recht ganz auf seiner Seite, antwortete er, und die königliche Gewalt habe die Pflicht, dieses Recht um ihres Ansehens willen durchzusetzen. Er sei denn auch gesonnen, dies zu tun, wenngleich, gestand der König, er im Augenblick nicht zu sagen wisse, wann und wie er sich Heinrich gegenüber behaupten wolle.

Der Erzbischof lehnte sich in dem hohen Stuhl zurück. Nachdenklich sank ihm das Kinn auf die Brust; taktmäßig klopften die Finger der linken Hand eine Weile auf das Holz des Tisches, vor dem er saß.

Ja, des Königs Lage war für solches Vorhaben im Augenblick wirklich wenig günstig, mußte Hatto sich auch sagen. Sachsen war stark, und Konrad war schwach. Er hätte müssen die Reichsgewalt aufbieten gegen Heinrich, aber er schlug sich

ja selbst mit dem Schwaben Burkart herum, der sich von Konrad nicht in sein Herzogsamt wollte dreinreden lassen. Auf Arnulfs Hilfe war nicht zu rechnen, der würde von seiner Wacht gegen die Ungarn nicht ablassen; zudem verstand sich Konrad auch mit ihm nicht sonderlich. Die Lothringer Angelegenheit war ebenfalls noch nicht vorangekommen; ja, es war geradezu erstaunlich, daß der Westreichskönig Karl noch immer seine Drohung, gegen das Ostreich zu ziehen, nicht hatte wahrmachen können, vielleicht die einzige Möglichkeit, dachte Hatto, bei der die widerstrebenden Männer und Stämme zusammengefunden hätten. Aber der König des Westreichs mußte sich der Normannen erwehren, die mit ihren Wikingerschiffen seine Nordküste ständig bedrohten und immer wieder Heereszüge bis weit in sein Land hinein unternahmen. Außerdem schien König Karl auch selbst nicht allzu fest im Sattel zu sitzen.

Nein, günstig war König Konrads Lage keineswegs. Was nützt es, im Recht zu sein, wenn man das Recht nicht mit der Macht behaupten kann!

„Ich möchte meinem königlichen Herrn abraten, es durch Gewalt mit Herrn Heinrich zu verderben", sagte Hatto schließlich.

„Wozu brauche ich dann König zu sein!" fuhr Konrad heftig auf. „Ein König, der seine Rechte nicht verteidigen kann, verdient nicht das Schwert, das er trägt, viel weniger die Krone."

Hatto erschrak fast vor diesem zornigen Ausbruch des Mannes ihm gegenüber. Was war das für ein Geist, der diesen sonst so ruhigen und gutmütigen Franken erfaßt hatte!

Er meinte begütigend, der Herr König brauche deshalb nicht gleich zu verzagen und mißmutig zu werden. Es gäbe schließlich noch andere Mittel als die Gewalt, um das Recht

der Krone zu behaupten. Einem Verzicht des Königs habe er keineswegs das Wort reden wollen; er sei vielmehr vollkommen davon überzeugt, daß der Trotz des Sachsen ein für allemal gebrochen werden müsse. Aber ehe man es zu einer Auseinandersetzung mit den Waffen kommen lasse, bei der König Konrad kaum mehr als die Franken auf seiner Seite habe, solle man doch erst andere Mittel versuchen. Man könne zum Beispiel zunächst einmal mit Herrn Heinrich verhandeln, meinte er.

Dem König wollte dieser Vorschlag wenig zusagen. Er fühle sich von Herrn Heinrich in seiner Ehre verletzt. „Über seine Ehre verhandelt man nicht", sagte er. „Die wahrt man mit der Waffe in der Hand oder mit gänzlicher Verachtung des andern, sonst nicht."

Hatto fuhr fort, seinen Plan auszuspinnen. Er halte es für geraten, sagte er, Herrn Heinrich mit höflichen Worten zu einer Aussprache zu laden, vielleicht hierher nach Mainz, wo er, Hatto, dann zwischen ihnen vermitteln könne. Einer solchen Aufforderung, die ihn nicht verletze, werde sich Heinrich nicht versagen.

„Er wird kommen, aber beugen wird er sich nicht", entgegnete Konrad unmutig.

„So werden wir ihn beugen", antwortete Hatto betont.

Konrad hob den Kopf und schaute auf. Er blickte in ein Paar harte und eiskalte Augen.

„In Ketten legen? Gefangen nehmen?" fragte er bestürzt.

„Es brauchen nicht eiserne Ketten zu sein", sagte Hatto. „Mancher ist schon erstickt an der goldenen Kette, die man ihm um den Hals legte. Oft ist die goldene Kette sogar besser als die eiserne."

Konrad schüttelte den Kopf.

„Mit Gold und Würden ist Heinrich nicht zu gewinnen."

„Vielleicht", antwortete der Bischof. „Aber wenn er daran erstickt, so gibt es keinen Sachsenherzog mehr, und seine Gaue stehen König Konrad zur Verfügung."

„Du willst — — ihn umbringen lassen", stotterte Konrad. Er war kreidebleich geworden.

„Wieso umbringen lassen?" entgegnete Hatto ganz ruhig. „Damit man uns nachher als seine Mörder schilt? Wie unklug wäre das! Aber was könnten wir dafür, wenn dem Herzog auf dem Wege nach Mainz oder von Mainz zurück ein Unfall zustieße? Wer brauchte sich von seinem Tode beschwert zu fühlen? Auch nicht ein Sachsenmann soll die Hand heben und darf auf dich zeigen oder mich. Franken und Sachsen vereint aber würden in deiner Hand eine Macht bedeuten, der niemand im Reiche widerstehen könnte. Der König wäre aller Sorge ledig, er könnte sich zum unanfechtbaren Herrn aufschwingen und allenthalben das königliche Recht und das Recht der Kirche durchsetzen", schloß Hatto seine Betrachtungen.

Konrads Seele rang mit sich selbst. Verlockend waren die Aussichten, die Hatto ihm eröffnete, sehr verlockend. Aber irgend etwas in ihm wehrte sich dagegen. Vor seiner Herzogschaft stand der Tod des Babenbergers, den Hatto herbeigeführt hatte. Sollte vor seinem Königtum nun der Tod des Sachsen stehen, heraufbeschworen von demselben Manne? Dagegen stand etwas auf in König Konrad; denn er war eben doch — ein König.

„Ich bin damit einverstanden, daß man Herrn Heinrich hierher lädt", sagte er schließlich entschlossen. „Und du sollst zwischen ihm und mir ehrlich vermitteln; ehrlich, Hatto von Mainz, hörst du! Ich werde ihn als Herzog der Sachsen anerkennen und Heinrich wird mir den Treueid leisten. Über

Thüringen müssen wir uns verständigen. Von allem andern, Erzbischof von Mainz, von allem andern will ich nichts wissen. Denn das ist der Krone unwürdig."

*

„Habe ich dich überschätzt oder unterschätzt, König Konrad von Franken?" fragte sich Hatto, als er später allein war. „Bist du zu feige, auch nur zu dulden, was geschehen muß; oder bist du zu stolz und zu ehrbar dazu? Eins wäre so schlimm wie das andere. Ich kann weder deine stolze Ehrbarkeit gebrauchen noch deinen Mangel an Mut, König Konrad! Wie töricht mußt du sein, wenn du glauben kannst, neben dem Sachsensproß zu bestehen. Spürst du denn nicht, wie er schon jetzt die Hand ausreckt nach deiner Krone? Und du willst ihn noch stark machen dazu! Zu dem Griff, der ihm allein zu tun nötig ist!"

Hatto ging mit langen Schritten durch das Gemach. Er trat ans Fenster und schaute hinaus auf die Gassen, in denen schmutziges Schneewasser in trägen Pfützen stand. Es fröstelte ihn. Er wandte sich ab, stellte sich vor den offenen Kamin, die Hände im Rücken verschränkt. Wohlig strahlte ihn die Glut an. Er setzte seine Rede mit sich selbst fort:

„Du kannst beruhigt sein, König vom Ostfrankenreich. Herr Heinrich wird den Griff nach deiner Krone nicht tun. Ich werde dafür sorgen, ich muß dafür sorgen um deinetwillen und um meinetwillen, sonst sind wir beide verloren, Herr König, du und ich."

Einstweilen beschloß er, wirklich eine goldene Kette für Herrn Heinrich anfertigen zu lassen. Er ließ einen kunstfertigen Goldschmied kommen, der in der Stadt wohnte und dessen Können der Erzbischof schon manches liebe Mal in Anspruch

genommen und reichlich belohnt hatte. Als der Mann kam, gab er ihm den Auftrag und besprach mit ihm die nähere Ausführung des Schmuckstückes. Dabei fragte der Goldschmied, für wen die Kette bestimmt sei, für einen Mann oder eine Frau, und Hatto nannte ihm den Namen des Sachsenherzogs. Sie solle ein Geschenk für Herrn Heinrich von Sachsen sein, sagte er, den man demnächst in Mainz zu Gast erwarte, und der Goldschmied möge seine ganze Kunst an das Stück setzen.

Es hätte dieser Aufforderung durch den Bischof nicht einmal mehr bedurft; als der Goldschmied vernommen hatte, für wen die Arbeit bestimmt sein sollte, war er ohnehin entschlossen, sein Bestes zu leisten; denn er war selbst aus dem Sachsenlande gebürtig und in jungen Jahren nach Mainz gewandert, wo er für seine Fertigkeiten ein reiches Betätigungsfeld erhoffen konnte. Für den Herzog seiner Heimat zu schaffen, das war ein ganz besonderer Auftrag und machte ihn stolz und glücklich.

Und damit ging er an die Arbeit.

*

Herzog Heinrich erhielt in der Folgezeit zwei Schreiben, eins von König Konrad, das andere vom Erzbischof von Mainz als dem Kanzler des Reiches. Sie kamen rasch hintereinander.

König Konrad schrieb, daß es ihm sehr leid tue, zu sehen, wie der Sohn seines besten Freundes die königliche Würde so gering achte und sich beharrlich weigere, seine Länder aus des Königs Hand entgegenzunehmen. Er, Konrad, wünsche in Frieden und Freundschaft mit Herrn Heinrich zu leben; zu einem Hader zwischen ihnen bestehe gar kein Anlaß. Herr Heinrich möge nunmehr in der Mitte des Ostermonds nach

Mainz kommen, seinem König den Treueid als Herzog leisten und sein Erblehen Sachsen aus seinen, des Königs Händen empfangen. Auch was Thüringen angehe, schrieb der König, werde man sich wohl verständigen können.

„Das klingt schon etwas anders als die erste Botschaft, Herr Konrad von Franken", sagte Heinrich, als er den Brief gelesen hatte.

Danach kam das Schreiben von Mainz. Hatto schrieb, es sei bedauerlich, wenn zwei so ehrenwerte und tapfere Herren wie der König und sein Sachsenherzog sich nicht einig werden könnten, wie sie geben und nehmen sollten. Wenn bisher harte Worte gefallen seien, so möchten beide sie in echt christlicher Weise vergeben und vergessen, aber schleunigst sich zusammenfinden, damit nicht Ärgernis erregt und anderen ein böses Beispiel gegeben werde. Das Reich vertrage eine solche Spannung zwischen König und Herzog nicht länger ...

„Dieses Reich heißt Hatto von Mainz", schaltete der Herzog hier ein.

Der Erzbischof schrieb weiter: Er habe darum sich bereit erklärt, zwischen dem König und dem Herzog zu vermitteln und beschwöre diesen, doch ja zu Mitte April nach Mainz zu kommen, damit aller Unfriede aus der Welt geschafft und ein gutes Einvernehmen zwischen beiden hergestellt werde.

„Und wer wird diese Vermittlung bezahlen?" fragte Herr Heinrich, ohne zu ahnen, daß nichts Geringeres denn sein Leben als Preis dafür bestimmt war.

„Mein Gott, was habe ich nur getan, daß sich plötzlich Reich und Kirche meinethalben in Bewegung setzen! Ich habe nach Väterbrauch mein Land und mein Amt in Besitz genommen. Das ist alles. Hätte sich Herr Konrad damals nicht so widerborstig gezeigt, er hätte längst meinen Treueid haben

können. In Gottes Namen, fahren wir im Ostermond nach Mainz!"

So ward die Fahrt beschlossen, das Gefolge bestimmt und die notwendigen Vorbereitungen dazu getroffen. In den ersten Apriltagen brach Herr Heinrich auf. Aber nach Mainz kam er nicht.

Als man eben das Gebiet des Herzogtums Franken nahe Cassala betreten hatte, führte man bei einer Rast Herrn Heinrich einen Mann zu, dem die Spuren einer hastigen und weiten Wanderung in Gesicht und Gewandung geschrieben standen. Er beschwor Herrn Heinrich fußfällig, sofort umzukehren in sein eigenes Land, auf keinen Fall aber nach Mainz zu reisen; denn irgendwo zwischen hier und Mainz lauere der Tod auf ihn.

Herr Heinrich fragte den Mann, wer er sei und woher er komme.

Er sei Goldschmied aus Mainz, antwortete dieser.

„In des Erzbischofs Dienst?" fragte Heinrich weiter.

„Ja, zuweilen, Herr", lautete die Antwort.

„Dann leistest du deinem Herrn einen schlechten Dienst, wenn du ihm die Vögel verscheuchst, die er anlocken will", sagte Herr Heinrich.

„Herr, ich bin Sachse", entgegnete der andere. „Und der Bischof hat deinen Tod beschlossen. Wie kann ich da schweigen!"

„Du mußt dich irren, Mann", sagte Heinrich. „Der Bischof ist ein frommer Mensch und tut nur, was Gott gefällt. Glaubst du, daß es Gott gefallen könnte, wenn ich jetzt ermordet würde?"

Der Goldschmied wollte schier verzweifeln, weil der Herzog ihm keinen Glauben zu schenken schien.

„Ein frommer Mensch ist der Bischof nicht. Er hat den Satan im Leib", schrie er.

Heinrich wandte sich zu Thietmar, der bei ihm im Raume war.

„Wie heißt doch das Wort? Aus dem Munde der Kinder und Unmündigen ..."

„... werdet ihr die Wahrheit hören", ergänzte Thietmar.

„Das ist ein gutes und kluges Wort; man soll es sich merken", sagte Heinrich sinnend und nach einer Weile wieder zum Goldschmied gewendet:

„So, so, meinen Tod hat der Bischof beschlossen. Und er selbst hat dir das gesagt, Mann?" forschte er.

„Vor Wochen hat er bei mir eine goldene Kette bestellt", erzählte der Goldschmied nun. „Und als ich ihn fragte, wegen der Ausführung, wem die Kette gehören sollte, hat er deinen Namen genannt. Das hat mich gefreut, weil ich selbst aus dem Sachsenland bin, und daß ich nun für dich die Kette anfertigen durfte. Als ich dann die Arbeit zu Hatto brachte, besah er sie sich lange und gründlich und rief auch einen andern Mann dazu, der bei ihm im Zimmer war. ‚Ist sie nicht schön?' fragte er den. Der andere nickte und sagte: ‚Sehr schön'. Da seufzte der Bischof, wie mir schien, sehr schwer und meinte dann: ‚Ja, eigentlich zu schön dafür, daß er sie nie bekommen wird.' Das machte mich stutzig; ich ließ mir aber nicht anmerken, daß ich von damals her wußte, für wen die Kette bestimmt war. Als nun der Bischof hinausging, um mir den Lohn für meine Arbeit zu holen, fragte ich den Mann, was die wunderliche Rede und das Seufzen des Erzbischofs zu bedeuten hätte. Der guckte mich eine Weile an, lachte dann und sagte: ‚Diener sollen eigentlich nicht neugierig sein; aber weil du so köstliche Arbeit geleistet hast, will ich dir's sagen:

dein Herr weiß, daß der, dem die Kette zugedacht ist, sie nie wird tragen können; denn er wird tot sein, ehe er sie erhält. Dein Bischof ist ein sehr kluger Mann, Goldschmied.' So sagte der Mann zu mir. Ich mußte mich hart zusammennehmen, daß ich mich nicht verriet, so fuhr mir der Schreck in die Glieder; denn ich wußte ja, daß die Kette für dich bestellt worden war. Wenn du aber vor deinem Eintreffen in Mainz sterben solltest, so mußte der Tod dir auf dem Wege zugedacht sein. Und der Bischof mußte dahinter stehen. Wie hätte er es sonst wissen können! Darum bin ich dir entgegengeeilt, so schnell ich konnte, um dich zu warnen und dir zu sagen, was ich weiß."

„Und die Kette?" fragte Herr Heinrich, der ruhig und aufmerksam gelauscht hatte. „Die Kette hast du mir nicht mitgebracht?"

Die habe doch der Bischof an sich genommen und ihn auch bezahlt dafür, wandte der Goldschmied verwirrt ein.

„Das ist schade", sagte der Herzog. „Wenn du sie nicht mitgebracht hast, mußt du sie mir noch einmal anfertigen; denn meine Kette will ich nun haben. Ich werde sie dir mit dem Dreifachen bezahlen, was Hatto dir gegeben hat. Aber du wirst sie nicht in Mainz anfertigen, sondern bei mir. Das Mainzer Gold ist nicht echt, und am Ende würdest du auch nicht mehr fertig dort. Nun geh, und laß dir zu essen geben und dann ruh dich aus, bis wir heimfahren."

„Ich glaube, das genügt", sagte er dann zu Thietmar, als sie allein waren.

„Der Mann spricht die Wahrheit, daran ist nicht zu zweifeln", antwortete der Graf. „Hatto plant einen Anschlag auf dein Leben. Scheint, er will das Spiel mit dem Babenberger Adalbert noch einmal wiederholen."

„Wir werden ihm dazu keine Gelegenheit geben", entschied Herr Heinrich; „und König Konrad wird vorläufig ohne meinen Treueid auskommen müssen. Wenn er Hatto zur Gesellschaft hat, braucht er mich nicht."

Es sei nicht erwiesen, daß König Konrad um Hattos Vorhaben wisse, wandte Thietmar ein. Aber für den Herzog stand unbezweifelbar fest, daß beider Einladung nach Mainz dazu bestimmt war, ihn in Sicherheit zu wiegen, um ihn dann mit Hinterlist zu beseitigen.

„Und nun wollen wir den Herren unsere Antwort geben", schloß er.

Er fertigte einen Boten an den Erzbischof ab und gab ihm diesen Auftrag: Melde Herrn Hatto von Mainz, daß Heinrichs Hals nicht härter ist als der des Babenberger Adalbert; daß wir darum vorziehen, zu Hause zu bleiben und darüber nachzusinnen, wie wir ihm besser dienen können, als durch die Menge unserer Begleiter ihm jetzt lästig zu fallen.

An König Konrad ließ er ein Schreiben ausfertigen, in welchem es hieß, er bedaure, des Königs Einladung nicht annehmen zu können; aber er wolle die Barbaren lieber an seinen Grenzen erwarten, als sich von ihnen betören lassen, und er stehe jederzeit ohne Zaudern seinem Herrn zu Diensten.

Der König, ohne jeden Argwohn auf Hatto, verstand diese Antwort des Herzogs nicht; er meinte, daß vielleicht die slawischen Grenzvölker oder die Ungarn Sachsen bedrohten und Heinrich darum die Fahrt nach Mainz nicht wagen könne.

Er begab sich zu Hatto, mit ihm erneut zu beraten.

Er fand ihn furchtbar gereizt, mißmutig und keines vernünftigen Gespräches fähig. Konrad zeigte ihm Heinrichs Absagebrief. Hatto las, schleuderte den Brief über den Tisch und sagte dann:

„Er ist wahnsinnig geworden, der Ludolfinger." —

Rasch sollte er Herrn Heinrichs „Wahnsinn" noch nachhaltiger zu spüren bekommen.

Kaum nach Nordhausen zurückgekehrt, gab Heinrich Befehl, an ein und demselben Tage gleichzeitig sämtliche Güter Hattos und seines Erzbistums, die in Thüringen gelegen waren, zu besetzen und für Sachsen in Verwaltung zu nehmen. Und so geschah es. Das war Herrn Heinrichs Antwort auf die Umtriebe des Mainzer Bischofs gegen ihn.

Sie genügte Herrn Hatto ein für allemal.

Als man ihm von dieser Tat des Sachsenherzogs Kunde gab, blieb er wie versteinert stehen. Das Blut wich ihm aus den Wangen; er riß den Mund auf, brachte aber kein Wort heraus. Jäh fuhr die Hand zum Herzen. Mit dumpfem Laut brach der mächtige Mann zusammen und verschied. —

König Konrad aber glaubte, zu diesem neuen Übergriff des Sachsenherzogs nicht schweigen zu dürfen. War er bis dahin immer noch geneigt gewesen, sich mit Heinrich in Frieden zu verständigen, so sah er jetzt in diesem Angriff auf die kirchlichen Güter — dessen Ursache er freilich nicht kannte — eine unmittelbare Gefahr für das Reich und seine Kirche. Er beschloß, sich baldigst aus den schwäbischen Wirren zu lösen und gegen Herrn Heinrich zu Felde zu ziehen.

„Er will den Kampf; er soll ihn haben", sagte Konrad zu Eberhard, der sich anbot, ein Heer gegen Sachsen zu führen.

Immerhin vergingen noch zwei Jahre, ehe dieser Zug zustande kam, denn mit den Schwaben geriet man erst auseinander, nachdem Erzbischof Salomon von Konstanz den tüchtigen Markgrafen und Herzog Burkart hatte totschlagen und seine Söhne verbrennen lassen. Ihre Lehen und Allode wurden dem Bistum einverleibt.

Heinrich wußte, daß Konrad handeln würde. Er war ruhig und entschlossen. Er rief die Grafen der Gaue und Marken zusammen und gab ihnen Kenntnis davon, daß König Konrad seine, Heinrichs Erwählung zum Herzog nicht anerkennen wolle, daß man ihm sogar nach dem Leben trachte, und daß es nun not sei, zu kämpfen, wenn der König heranziehe. Er fand die Männer bereit, ihren Treueid bis zum Letzten zu halten. Er ließ sofort gegen das Frankenland Grenzwacht beziehen, wie man sie im Osten gewohnt war. Die alten Wallburgen, einst der Urväter geweihte Stätten und heilige Malörter, die nach dem Frankenland zu gelegen waren, wie die Eresburg, Grona und Badiliki, wurden instandgesetzt. Sie sollten den Rückhalt bilden für das Heer und notfalls Teile davon in ihren Wällen aufnehmen. Der Herzog selbst ritt von Gau zu Gau, ordnete an, prüfte alles, sprach zu den Männern und stählte ihnen Mut und Willen zum Kampf um Sachsens gutes Recht. Er ließ sich auch nicht täuschen von Konrads scheinbarer Gleichgültigkeit, er war über alles unterrichtet, was geschah, und wußte: die Probe muß bestanden werden. Darauf bereitete er sich und die Männer seines Landes vor, so daß jeder einer spürte: eine alte Zeit versank und eine neue kam herauf.

*

Mit der alten Zeit aber ging in diesen Monaten auch Frau Oda hinweg, der Ludolfinger Ahnmutter. Sie, die den Anfang, Karls Weltreich, noch erlebt hatte, selbst mit Klugheit und Zähigkeit durch ihr gesegnetes Frauendasein als Eheweib, Mutter und Großmutter an der Gestaltung und Formung dieser Zeit mitgeplant und mitgeschafft hatte, sie sah nun das Ziel eines mehr als hundertjährigen Hoffens und Strebens

sich entfalten wie die Knospe unter der Sonne im Lenzing. Sie sah den Enkel kraftvoll und entschlossen seinen Weg gehen, ihre Hand schaukelte leise die Wiege Ottos, der geboren ward, als ein anderer Otto starb, dem sie Mutter, Naterin und Trösterin gewesen war. Sie hatte nun nichts mehr zu tun auf dieser Welt. Frau Mathildis war da und Herr Heinrich, der Herzog von Sachsen; in deren Händen lagen Gegenwart und Zukunft.

Da ging sie still und ruhig hinweg.

Man fand sie eingeschlafen in ihrem Lehnstuhl. Ihre Hand ruhte noch auf dem Rand der Wiege, in der das Kind schlief. In ihrem Gesicht lag ein tiefer Frieden und ein verklärtes, glückliches Lächeln, als müsse das Letzte, was sie gesehen hatte, etwas unendlich Schönes gewesen sein.

7. Kapitel: Not über Sachsen

In seiner Werkstatt auf dem Hof zu Miminleun legte Sigbert das Schnitzmesser aus der Hand. Vorsichtig fügte er die Figur, an der er gearbeitet hatte, in das Bildwerk ein, das vor ihm stand. Prüfend flog sein Blick über das Ganze. Er schüttelte den Kopf; es gefiel ihm nicht. Nun stand er auf und ging mit unruhigen Schritten in dem Raum auf und ab.

„Warum gerät mir nichts mehr?" fragte er sich. „Zehnmal schon habe ich den Kopf versucht; es will nicht werden!"

Er holte tief Atem, als könne er damit Müdigkeit und Unlust bannen.

„Wozu überhaupt?" fragte er weiter. „Wen bekümmert, was ich tue oder nicht tue!"

Sigbert war unzufrieden mit sich und der Welt. War es,

weil ihm nicht gelingen wollte, was er sich vorgenommen hatte? Oder gelang es ihm darum nicht, weil er unzufrieden war mit sich selbst?

Er blieb vor dem Schrein stehen, hinter dessen fein geschnitzten Türen sich das Bildwerk der Frau Hathburg befand, Sigberts erstes großes Werk. „Das war eine gute und schöne Arbeit", sagte er. Noch immer stand der Schrein hier in der Werkstatt; Herr Heinrich hatte Anweisung versprochen, was damit geschehen sollte, aber dabei war es auch geblieben.

„Er hat es vergessen", grollte Sigbert in seiner Unzufriedenheit. „Alles hat er vergessen, das Bild, die Frau und uns. Natürlich!" grollte er weiter; „er ist Herzog, er wohnt in Nordhausen, was braucht er da noch uns! Wir sind ihm lästig, unangenehme Erinnerungen."

Mit geschicktem Griff öffnete Sigberts Hand den Verschluß des Schrankes. Er schlug die Flügel der Türen auseinander. Vor ihm stand das Schnitzwerk. Sein Blick glitt darüber hin und blieb auf der Frauengestalt haften. Und wieder packte ihn der alte Zauber und bewegte seine Seele.

„Ja, Frau", sagte Sigbert halblaut vor sich hin, „es ist schon so. Uns ist nichts geblieben als die Sehnsucht und das Leid."

Er dachte an Diethmot, an ihre wunderbaren Augen, die so klar erkannt hatten, daß das Bild nicht die Gottesmutter war; er dachte daran, daß er sie so lange nicht wiedergesehen hatte, und daß darum wohl der Kopf, den er für sein neues Werk brauchte, nicht geraten wollte. Da kam schon wieder der Unmut über ihn.

„Wozu soll ich sie sehen?" sagte er. „Ich, der Holzschnitzer, der nichts ist und nichts kann. Wozu soll ich sie sehen, sie die Edelingstochter! Wie darf ich überhaupt wagen, ich, der

Namenlose, Sippenlose, ihr zu begegnen und ihr nahen zu wollen. Es war wohl nur im Traum geschehen, daß ich einmal an ihrer Seite schritt und neben ihr an der Tafel saß."

Er lachte bitterlich vor sich hin, zornig über sich selbst und über sein Schicksal, das keinen Anfang zu haben schien und darum keinen Sinn.

Er nahm die Figur vom Werktisch wieder auf und besah sie noch einmal. Ohne Zweifel war das Diethmots Gesicht, das ihn daraus ansah: ein fein geformtes, gutes, ruhiges Jungfrauenantlitz mit gütigen Augen und glatten Wangen, eingerahmt von den leichtgeschwungenen Wellen des schönen Haupthaares. Sie war es, ja; und war es doch nicht, gestand sich Sigbert ein; irgend etwas fehlte daran; es ging kein Leben von ihr aus. Nichts als totes Holz war das, tot wie der Stein. Und das allein war es auch, was in dem Gesamtwerk störte, zu dem er diesen Kopf hatte gebrauchen wollen.

Natürlich! dachte er jetzt; daß er das nicht längst bemerkt hatte, das war es, das ganz allein.

„Du gehörst nicht hierher, Jungfrau Diethmot. Wir gehören überhaupt nicht zusammen, du und ich", sagte er, jetzt lebhaft geworden. „Muß es denn Diethmot sein?" — Seine Hand griff nach dem Schnitzmesser. „Irgend jemand anderes tut es auch. Aber das Gesicht darf nicht so ruhig ausschauen, so — gleichmütig glücklich. Wir leiden und dürfen nicht klagen, Menschenkind — —" Das Messer arbeitete an dem Antlitz der Gestalt, kleine Späne flogen. „Wir haben die Sehnsucht im Herzen, die Sehnsucht nach Licht, weil es so finster ist, und die Sehnsucht nach Liebe, weil wir so einsam sind." Er wechselte das Werkzeug. „Wir möchten uns verströmen in Freude und Schönheit und Glück; aber jeder Tropfen gefriert, und der Hauch wird uns zu Eis. Ja, so wird es

schon!" sagte er mit prüfendem Blick auf das Werk in seinen Händen und arbeitete fort. „Der Mund —" sagte er, „ein wenig lächeln muß er, niemand soll wissen um unsere Sehnsucht und um unser Leid. — So! Nun die Augen noch — — sie verraten, was der Mund verschweigen will. — So, nun laß sehen, Menschenkind, was aus dir geworden ist."

Ein kurzer Blick über die Figur, dann fügte er sie in das Bildwerk ein, rückte sie zurecht, überflog die Wirkung im Rahmen des Ganzen.

„Sieh", sagte er zufrieden, „jetzt ist's anders. Als du Diethmot warst, warst du ein totes Stück Holz, und jetzt bist du —"

Er stutzte, hielt inne, griff mit zitternden Fingern nach der Figur und hielt sie vor sich ins Licht.

„Jetzt — bist du — Diethmot", kam es stammelnd von bebenden Lippen.

„Jetzt bist du Diethmot", sagte er noch einmal. „Jetzt, wo die Sehnsucht in deinen Zügen liegt und das heimliche Leid in deinen Augen. — Diethmot!" rief er. „O Diethmot!" —

Herzog Heinrich, der an diesem Nachmittag nach Mimmleben kam, wohin er auch Thietmar bestellt hatte, Erwin von der Merseburg und die Grafen vom Wigsili- und Ostergau, traf Sigbert in tiefer Erregung vor dem der Vollendung entgegengehenden Bildwerk. Bewundernd sah Herr Heinrich die gewaltige Arbeit; aber Sigbert wies immer wieder auf die Gestalt Diethmots:

„Siehst du, mein Herr Heinrich, wie sie leidet?" sagte er.

Da faßte Herr Heinrich einen Entschluß.

Er sagte zu Erminfried, als sie, die Ankunft der andern erwartend, beisammen in der Halle saßen:

„Du mußt Sigbert sagen, wer er ist. Er quält sich darum. Ich habe es gesehen."

Und als Erminfried nachdenklich schwieg, fuhr er fort und sagte:

„Es ist wegen Diethmot, Frau Mathildis Gefährtin, daß es ihn quält."

„Ich weiß", entgegnete der Alte, „es ist um Diethmot. Aber er schweigt darüber, und ich schweige auch. Es ist am besten so."

„Was sein Mund verschweigt, davon künden seine Hände", sagte Herr Heinrich, „und lauter als Worte es vermöchten."

Wieder dachte der Alte nach, ehe er antwortete:

„Auch das ist gut. Denn es ist schwer, schweigen zu müssen. Wenn er so reden kann, wird es ihm leichter werden."

Heinrich schüttelte den Kopf.

„Worauf wartest du?" fragte er. „Er zerbricht daran. — Höre, Erminfried! Ich will dir und deinem Erben Miminleon geben. Das ist mein Herzogsrecht. Dann kann Sigbert die Waffe tragen und sich Diethmot erkämpfen."

„Ich bin ein Neiding", antwortete Erminfried, „ein Ausgestoßener, Sippenloser. Was sollten deines Landes Sippen dazu sagen, Herzog Heinrich! Was willst du antworten, wenn sie dich fragen, woher der Mann kam, dem du Miminleon zu eigen gabst?"

„Was kümmert mich, woher ein Mann kommt, wenn ich sehe, daß er ein ganzer Mann ist. Mißt sich Verdienst allein nach der Herkunft? Ist, was du getan hast, dein Leben, dein Schaffen, deine Treue, ist das alles — nichts?" fragte Herr Heinrich.

„Herzog", antwortete Erminfried ernst und zwingend, „rüttle nicht an dem Recht und Gesetz deines Volkes. Daß der Väter Recht mehr galt bei uns als das der Franken, das hat Sachsen stark gemacht. ‚Wenn ein Mann ein Weib nimmt, das nicht

seines Standes ist, so soll man sie ausstoßen aus der Volksgemeine, beide, den Mann und das Weib', das ist unser Rechtsbrauch. Und das ist gut so und richtig. Es ist ein hartes Gesetz, Herzog Heinrich; aber wie kann ein Volk hart werden, wenn nicht sein Gesetz hart ist. Wer ein Mann ist in Sachsen, der weiß darum", schloß Erminfried.

„Aber Sigbert und Diethmot!" wandte Herr Heinrich noch einmal ein. Er wußte, daß Erminfried, der die ganze Härte des Sippengesetzes an sich selbst erfahren hatte, gerade darum recht hatte. Aber er wehrte sich um des Freundes willen, ihm zu helfen in der Not seines Herzens.

„Sigbert ist ein freier Mann", entgegnete Erminfried. „Aber er hat keinen Namen und keine Abkunft; er muß seinen Weg allein gehen und beginnen, wo alle Sippen und Geschlechter einst begonnen haben: Mann zu sein und hart zu werden im Kampf mit dem Leben. Willst du ihm das nicht gönnen, Herzog Heinrich? — Hast du behalten dürfen das Weib deiner Wahl?" fragte er. „Wärst du, der du heute bist, wenn dein Herz nicht wäre erhärtet worden im Kampf mit dir selbst? Und Sigbert wird es leichter haben als du", schloß der Alte.

Er erhob sich, ging und ließ einen nachdenklichen Mann zurück, der darüber nachsann, ob wirklich das Recht stärker sein sollte als das Schöne und Gute und Liebe. Er dachte an sein Leben und das Ringen mit seiner Sippe um Hathburg. Er hatte Hathburg nicht behalten dürfen. Wäre er heute wirklich ein anderer, wenn es doch hätte sein sollen? Wäre er nicht Sachsens Herzog und stünden sie nicht hinter ihm, seine Mannen, so wie heute? Er erinnerte sich, was Erwin von der Merseburg damals an dieser Stelle gesagt hatte: Wie könnten wir dir gehorsam sein, wenn du selbst ungehorsam bist!

Wohl, wohl, sein Herz war gehärtet worden in diesen Jahren. Möchte es aber nie zum harten Herzen werden, dachte Heinrich, nie härter als es nun war; das würde nicht gut sein. Welch prächtiger Mann war Erminfried, dachte er weiter; er schilt nicht das Recht, an dem sein Leben zerbrach. Er lebt es und baut sich ein neues Dasein. Und sein Sohn verbirgt sein Leid vor den Menschen und schafft so Schönes, ist andern Trost und Besinnung. Findet er aber auch selbst Trost dabei und Frieden? — Einst habe ich Hathburg geliebt mit allen Fasern meines Herzens, dachte Herr Heinrich, jetzt liebe ich euch, meine tapferen Sachsenmannen, alle, die ihr treu seid euch und unserm Volk. —

Stunden danach saß er mit Thietmar zusammen und den Gaugrafen der Grenzmarken im südlichen Osten. Er ließ sich von ihnen berichten, wie es um die Sicherheit der Grenzen stünde und ob Gefahr von den Slawen her zu befürchten sei. Die Dalaminzier und die Milziner schienen keine Absichten gegen Sachsen zu haben, meinten die Männer; dagegen traue man den Ungarn nicht recht.

Heinrich sagte, die Ungarn seien zwar in den letzten Jahren immer nur in Bayern eingefallen; aber seit Herzog Arnulfs Scharen sie zuletzt am Inn vertrieben und scharfe Grenzwacht bezogen hätten, müsse man mit einem neuen Vorstoß auch nach Sachsen wieder rechnen. Größer jedoch als die ungarische Gefahr sei im Augenblick jene, die vom König und von Franken her drohe. Es sei nun so weit, sagte der Herzog, daß Sachsen für sein Recht werde kämpfen müssen. Es stehe fest, daß des Königs Bruder, Herzog Eberhard von Franken, jetzt in Worms ein Heer sammele, das zweifellos für Sachsen bestimmt sei. „Wir haben das lange schon erwartet, und es trifft uns nicht unvorbereitet", sagte Herr Heinrich. Dennoch scheine

es ihm wichtig, alles, was an waffenfähigen Männern irgendwie entbehrlich sei, bereit zu halten, um den Franken stark entgegentreten zu können. „Je schneller und gründlicher wir mit Konrad fertig werden, um so weniger wird die Grenze im Osten in Gefahr kommen. Wenn wir aber zaudern oder Schwäche verraten, kann das leicht ein Zeichen für die andern sein, über uns herzufallen", sagte der Herzog. Er wünsche deshalb, daß die Gaugrafen sich mit der geringstmöglichen Zahl von Hundertschaften begnügen möchten und die andern nach dem Westen abgäben. Auch Thietmar, der in diesen Jahren die Wacht im Osten gehalten habe, müsse jetzt einen Teil der Heeresmacht gegen die Franken führen. Statt seiner solle Erwin von der Merseburg den Oberbefehl in den Grenzgauen übernehmen. Sollte Not am Mann sein, sagte Heinrich, so müsse ohne Rücksicht alles, was überhaupt eine Waffe tragen könne, zur Verteidigung aufgeboten werden, sei es nun im Westen oder im Osten. „Behaupten müssen wir uns, oder wir werden weggefegt wie die Spreu von der Tenne", schloß der Herzog seine Ausführungen.

Das sahen die Männer auch ein. Darum billigten sie seine Absichten und stellten ihm an Bewaffneten zur Verfügung, was ihnen irgend möglich war.

Heinrich besprach dann weiter mit Thietmar seinen Plan für den Kampf gegen den König.

Die Franken würden, meinte er, wohl durch das Fuldatal oder von der Eder her in Sachsen einbrechen wollen; daß sie über das Thüringer Gebirge kämen, sei unwahrscheinlich, dazu seien die Wälder zu dicht und die Berge zu unwegsam. Die Franken müßten also auf der Strecke der drei Burgen Badiliki, Eresburg und Grona zu fassen sein; es brauchten sich nur die Grenzwachten auf diese Burgen zurückzuziehen. Er wolle

daher das Heeer einstweilen auf die drei Plätze verteilen und es dann nach der einen oder anderen Stelle zusammenziehen, je nachdem der Anmarsch der Franken erfolge. In dieser Voraussicht seien die Burgen bereits instandgesetzt, ihre Wälle verstärkt, überall Vorräte niedergelegt worden, und es sei alles bereit, die Heerbanne aufzunehmen. Was weiter werde, müsse man abwarten.

Thietmar hieß Heinrichs Absichten gut. Er meinte, es müsse dann sogar möglich werden, die Franken von zwei Seiten, vielleicht gar im Rücken zu packen und sie desto sicherer zu vernichten.

Jedenfalls waren alle an diesem Tage sehr zuversichtlich, und niemand zweifelte daran, daß der Sieg über die Franken gewiß sei.

Herzlich war Herrn Heinrichs Abschied von Erminfried und Sigbert. Beide wünschten seinem Vorhaben vollen Erfolg und gutes Gelingen, einen wackeren Sieg über den anmaßenden Gegner.

Heinrich dankte ihnen.

„Wir werden es schaffen", sagte er und schlug auf die Waffe, die ihm an der Seite hing.

Da fiel Erminfrieds Blick auf das Schwert. Es kam ihm bekannt vor. Er beugte sich, es näher zu betrachten, und sah die Tyrrune auf seinem Griff. Erstaunt fragte er:

„Du trägst — —?"

„— — eines tapferen Mannes Waffe", antwortete Herr Heinrich stolz. „Wir werden vollenden, was er begann und nicht mehr schauen durfte."

Erminfrieds Augen leuchteten auf.

„Dann ist die Zeit gekommen, die Zeit des großen Gerichts", sagte er feierlich. „Wohl uns, die wir sie erleben! Dann bist

du der Fürst, von dem die Wala sagt, daß er kommt zum Gericht gefahren, Urteil beschließt und Ordnung sichert mit ewiger Satzung."

*

Während Herzog Eberhard mit seinem Heer durch Franken heranzog, führte Graf Thietmar die Hundertschaften aus dem Osten bis zur Wallburg Grona vor. Die übrigen Heerbanne der Sachsen hatte der Herzog nach den andern beiden Burgen aufgeboten. Die Hauptmacht lag auf der Eresburg; hier weilte auch Herr Heinrich, prüfte die Nachrichten über das Vorrücken der Franken und ließ den Gegner genauestens beobachten. Als feststand, daß Eberhard über Fridislar heranzog, ließ Heinrich die Scharen von Badiliki ebenfalls nach der Eresburg kommen, auf die hin Eberhards Zug nun führen mußte. An Thietmar erging Weisung, Grona zu verlassen und sich hinter das fränkische Heer zu setzen, wodurch dieses zwischen zwei Feuer geraten mußte.

Eberhard überschritt die Grenze nach Sachsen. Die Grenzwachten zogen sich zurück; die Franken folgten. Einen ganzen Tag lang zogen sie unangefochten durch sächsisches Gebiet. Am Abend war Herzog Eberhard sich darüber klar, daß der Feind auf der Eresburg sitze und wohl auch dort bleiben werde. Wollte er ihn bezwingen, so hieß es, die Burg stürmen. Ganz wohl war dem Herzog bei diesem Gedanken nicht. Er hatte einen schnellen Fortgang und Abschluß des Feldzuges erhofft, um zu seinem Bruder Konrad zurückkehren zu können, der in Schwaben am Twiel stand und mit der Einnahme der Burg nicht vorankam. Es schien, als ob die Haltung der Schwaben sich erneut versteifen wollte. Nach Burkarts gewaltsamem Tode hatten jetzt die Markgrafen Erchanger und Berthold

zum Widerstand gegen den König und den Bischof von Konstanz aufgerufen; ihr Ruf verhallte nicht ungehört. Des Königs Lage in Schwaben mußte ernst werden, wenn er hier im Sachsenlande vor der Eresburg für lange Zeit festliegen und sie belagern müßte. Es war für ihn eine wirkliche ernsthafte Sorge, daß die Sachsen vielleicht nicht wagen würden, die überaus feste Burg zu verlassen.

Aber dieser Sorge sollte Eberhard bald ledig sein. Denn als er sich im Frühlicht des nächsten Morgens der Eresburg näherte und ihren steilen Gipfel ersah, da fand er sich gleichzeitig dem Heer der Sachsen gegenüber, das etwa eine Meile vor der Burg auf den Höhen südlich von ihr zur Schlacht bereit stand.

Der Platz war von Herrn Heinrich mit Vorbedacht und recht geschickt gewählt worden. Steilhänge zur Rechten und Linken verhinderten eine Umfassung; ein wenn auch schmaler Höhenzug machte ein Zurückgehen auf die Burg jederzeit möglich, hinderte aber den Gegner daran, in diesem Fall mit der ganzen Macht seines Heeres nachzustoßen. In tiefen Staffeln standen Herzog Heinrichs Kolonnen, die Schwerstbewaffneten in der Mitte, willens, Eberhards Heer anzufallen und in die Talschluchten hinunterzuwerfen.

Eberhard hatte keine Wahl; er mußte die Schlacht annehmen. Er war zudem viel zu froh darüber, überhaupt die Sachsen auf offenem Felde zu treffen, als daß er lange überlegt hätte, ob er sich so oder so hätte günstiger aufstellen können. Er suchte die Schlacht. Hier ward sie ihm geboten. Er nahm sie an. Sein Heer rückte dem Heinrichs gegenüber auf, und der Sachse ließ ihm volle Zeit, sich in Ruhe zu entfalten und bereitzustellen.

Dann griffen die Franken an. Sie glaubten nichts anderes

als Heinrichs gesamter Macht gegenüberzustehen; sie hatten nicht die geringste Ahnung davon, daß Thietmar mit den Aufgeboten aus dem Osten bereits hinter ihrem Rücken heranmarschierte. Schon stieg auf der Höhe der Burg weithin sichtbar das Rauchsignal hoch, das Thietmar zum Eingreifen heranrief. Die Franken saßen in der Falle, noch ehe die Schlacht begonnen hatte.

In langem Anlauf kamen Eberhards Scharen heran. Eine Wolke von geworfenen Speeren brach in ihre Reihen, bevor sie noch selbst zum ersten Wurf gekommen waren. Ihr Anlauf stockte. Aber schon hatte sich, hinter seinen Speeren her, Herzog Heinrichs erstes Treffen in Bewegung gesetzt und griff die Franken an. Wohl flogen auch deren Wurfspeere jetzt den Angreifern entgegen, aber diese sahen sich gezwungen, hangauf zu fechten, während die Sachsen talab den besseren Stand hatten. Mit aller Wucht brachen Heinrichs Mannen in den fränkischen Heerbann ein. Das Schwert tat seine furchtbare Arbeit. Langsam aber sicher fraß es sich in den Reihen der Franken vorwärts, vornehmlich in ihrer Mitte. Heinrich hatte einen Teil der Schwerbewaffneten zurückgehalten. Als er jetzt übersah, daß die Franken in der Schlacht gebunden waren, seine Flügel im Ansturm hielten, seine Mitte vorkam und keinerlei Überraschung mehr von seiten der Franken zu befürchten war, hielt er es für richtig, die Entscheidung zu erzwingen, ganz gleich, ob Thietmar noch rechtzeitig käme oder nicht. Er führte selbst die zurückgehaltene Reserve zur weiteren Verstärkung seiner eigenen Mitte an den Feind. Dieser neue Anprall gab den Ausschlag. Eberhards Front brach auseinander und kam in Gefahr, nach beiden Seiten in die Steilhänge abgedrängt zu werden. Eberhard konnte nicht einmal Herrn Heinrich selbst gegenübertreten; er riß seinen rechten Flügel

zurück; den linken mußte er verloren geben, dort schloß sich schon die vernichtende Umklammerung.

In diesem Augenblick hörte Eberhard auch weit zurück Kampflärm erschallen, dort, wo sein Troß lagern mußte. Er wollte es nicht glauben, erhielt aber nur zu bald die Gewißheit, daß auch dort die Sachsen angriffen. Das war Thietmar mit seinen Leuten, die nun heran waren und als erstes den zurückgelassenen Troß der Franken überfielen. Ohne sich jedoch dabei länger als notwendig aufzuhalten, rückten Thietmars Hundertschaften auf die Höhe hinauf, wo die Schlacht tobte.

Sie hatten keine große Arbeit mehr zu leisten. Zwar versuchte Eberhard sich mit Gewalt den Rückzug zu erkämpfen; aber die verzweifelten Stöße, die er gegen Thietmar noch führen konnte, waren viel zu schwach, um Erfolg zu haben. Von zwei Seiten gepackt, blieb auch dem rechten Heerflügel der Franken nichts anderes übrig, als seitlich in die Schluchten zu entweichen. Die Flucht wurde allgemein. Selbst Eberhard wurde mitgerissen. Vergeblich bemühte er sich, wenigstens die Entkommenen zu sammeln und zu einem Rückzug zu ordnen. Niemand hielt mehr stand. Was dem Schwert der Sachsen entrann — viel war es ohnehin nicht — das lief, was es laufen konnte, um die bergende Grenze zu gewinnen.

Heinrichs Sieg war vollkommen. Die Kunde davon flog durch die Lande. Wie sehr man dem „Pfaffenkönig" diese Niederlage gönnte, ersah man daraus, daß die fahrenden Sänger, die davon berichteten, allenthalben mit begeistertem Beifall belohnt wurden. So sangen sie:

„Wo ist eine Hölle, groß genug,
Der Gefallenen Menge aufzunehmen!
Wann hat ein Fürst je stolzer gesiegt
Wie an der Heeresburg Heinrich von Sachsen!"

Auf dem Schlachtfeld trafen sich Heinrich und Thietmar. Der Herzog trug noch die offene Waffe in der Hand, das breite Schlachtschwert Wekings, das einst am Süntel gesiegt hatte und in der Schlacht bei Theotmal. Er schwang es lachend und rief Thietmar zu:

„Die alten Sachsen leben noch! Daran wird auch Herr Konrad nicht länger zweifeln!"

Man beriet, was geschehen könnte. Die eigenen Verluste waren verhältnismäßig gering gewesen, das Frankenheer völlig zersprengt. Heinrich wollte seinen Sieg auskosten und nach Franken hinein nachstoßen. Thietmar meinte zwar zunächst, es sei vielleicht geraten, abzuwarten, was Konrad und Eberhard nun unternähmen; es könnte falsch sein, das Heer zu weit von der Grenze wegzuführen. Dann aber konnte er selbst doch auch dem Verlockenden dieser Stunde nicht widerstehen. So brach man von der Eresburg auf, verfolgte den fliehenden Gegner und brach in das Frankenland ein. Man wollte Eberhard und seinen königlichen Bruder noch einmal entscheidend treffen und ihnen das Wiederkommen gründlich verleiden.

Und doch war Graf Thietmars erster Gedanke richtig gewesen. Ohne daß er und Heinrich davon wußten, war das Verhängnis bereits über Sachsen hereingebrochen, und während sie jetzt südwärts marschierten, froh und guter Dinge, hoffend, den Franken völlig zu Boden zu zwingen, war fern im Osten schon das Tor aufgestoßen, durch welches die ungarischen Horden Tod und Verderben, Vernichtung und grausame Not bis tief hinein nach Sachsen trugen.

*

Die Steppenreiter hatten sich mit König Wenzel von Böhmen verbündet, der ihnen den Rückweg offen halten mußte,

und waren über Dalaminzien gegen Sachsen und Thüringen vorgebrochen. Allerdings hatte Erwin von der Merseburg rechtzeitig ihre Absicht erkannt und nach seines Herrn Weisung alles zur Verteidigung der Ostgaue aufgerufen, was irgend dazu in der Lage war. Er hatte darüber hinaus Sorge getragen, daß die Frauen, Greise und Kinder aus den Gaulandschaften im Osten mit ihrer beweglichen Habe in die dichten Wälder entwichen, die die Ungarn zu meiden pflegten, oder sich hinter schützende Burgwälle auf unzugänglichen Höhen bargen; denn Erwin sah selbst ein, daß die wenigen Hundertschaften, die ihm als Grenzwacht zur Verfügung standen, gegenüber den Ungarn einen schweren Stand haben würden und sie schwerlich daran hindern könnten, schließlich doch mit der Masse ihrer Angreifer die Grenze zu überrennen. Selbst die Tapfersten kam der Schrecken an, als sie hörten, die Ungarn seien im Anritt.

„Es nützt nichts, sich gegen sie zu wehren", sagten sie zu Erwin. „Die Ungarn sind unbesiegbar; sie sind stärker als wir. Sie fliegen mit ihren schnellen Pferden heran, schießen ihre kleinen spitzen Pfeile gegen uns, und ehe wir noch zum Wurf kommen, sind sie wieder fort; bald vor uns, bald hinter uns, wie wilde Immen summen sie um einen herum, und wenn du nach ihnen schlägst, geht der Schlag in die Luft."

Graf Erwin redete ihnen gut zu. Er habe schon Botschaft an Herrn Heinrich geschickt, sagte er; der werde nicht säumen, ihnen sofort zu Hilfe zu eilen; sie müßten nur hier aushalten und den Einfall abwehren, bis Heinrichs Heer herangekommen sei und den Ungarn jedes Eindringen ins Land unmöglich mache.

Freilich, Erwin wußte nur zu gut, daß es höchst fraglich sei, ob der Herzog und Graf Thietmar sich von den Franken

zu lösen vermöchten, mit denen sie nun wohl im Kampf stehen mußten; er wußte, daß er auf sich gestellt war und zuzusehen hatte, wie er mit der Gefahr fertig wurde. Ihr mannhaft ins Auge zu sehen und alles zu tun, wozu er in der Lage war, das war ihm eine selbstverständliche Pflicht.

Der Einbruch der Ungarn war bei der Merseburg zu erwarten; südlich davon lagen undurchdringlich dichte Wälder, nördlich ein ausgedehntes Sumpfgelände, so daß die Ungarn, wohin sie auch reiten wollten, an der Merseburg in jedem Fall vorbei mußten. Hierhin verlegte Erwin darum die Hauptkraft des Widerstandes; hier sammelte sich, was an helfenden Händen aus den Ostgauen noch zusammenströmen konnte.

Hierher kamen auch Sigbert und Erminfried, als in Miminleou die Nachricht von der drohenden Gefahr und Herrn Erwins Aufruf bekannt geworden war. Sigbert hatte das Schnitzmesser beiseitegelegt und sich mit einem Schwert umgürtet, das Erminfried ihm verschaffte. Not über Sachsen! Wer mochte da noch an Bildschnitzen denken oder auch an die Not der eigenen Seele. Wie gering kam ihm das alles jetzt vor, jetzt, wo die Heimat rief, weil sie in Gefahr war, in der Flut zu versinken, die sich aus den Steppen des Südostens heranwälzte. Nur ein Damm konnte diese Flut aufhalten, ein Damm aus Menschenleibern gefügt, ein Damm, in dem auch nicht ein einziger Mann fehlen durfte, wenn er unerschütterlich sein sollte. Darum trat auch Sigbert an. Darum ritt auch Erminfried selbst mit nach der Merseburg, nachdem er in Miminleou Weisung gegeben hatte, von seines Herrn Gut in Sicherheit zu bringen, was nur geborgen werden konnte.

Der alte Burgwall auf dem Höhenrücken zwischen Saale und Klie war zum Heerlager geworden. Die Häuser der

Siedelung, die dabei lagen, wurden geräumt; die Einwohner flüchteten in die Wälder, denn zu ihrer Aufnahme war die Burg zu klein; auch schien sie dem Grafen nicht sicher genug. Es war ein altes Werk aus der Väter Tagen, einem starken Ansturm sicherlich nicht gewachsen.

Auch Graf Erwin hatte nicht die Absicht, hinter den Wällen liegen zu bleiben, sondern wollte trotz der geringen Zahl seiner Streiter den Ungarn entgegengehen und ihnen den Zutritt ins Saaletal verlegen. Gerade darum aber ließ er die Gegend um die Burg her räumen, sich selber im Rücken keine Sorge zu belassen und in voller Bewegungsfreiheit handeln zu können.

Schon auf ihrem Wege nach der Merseburg waren Erminfried und Sigbert Scharen von Flüchtenden begegnet, Weiber, Kinder, Alte, auf dem Rücken oder in kleinen Wagen das mitführend, was sie vor dem Zugriff der Ungarn bergen wollten. Klagen, Jammer und Elend waren die Begleiter dieser Flüchtigen gewesen. Hier bei der Merseburg fanden sie die Letzten im Aufbruch, darunter auch von Erwins Hof Frau Hathburg mit ihrem Knaben Thankmar.

Es war ein bewegtes Wiedersehen, das ihnen beschieden war, schmerzlich und hastig; denn während Frau Hathburg mit den Männern sprach, hatte sie gleichzeitig acht, daß die Wagen gut und richtig geladen wurden, die ihre, Herrn Erwins und einiger Nachbarn Habe wegbringen sollten.

Trotz des schmerzlichen Anlasses aber begegnete Frau Hathburg den beiden recht herzlich und freundlich. Sie fragte nach ihrem Ergehen, hatte ihre Freude an den stattlichen Gestalten, die schwertumgürtet und hoch zu Roß gekommen waren, um die Not wenden zu helfen, die hereinzubrechen drohte. Sie sprach zuversichtlich von den Maßnahmen, die ihr Vater ge-

troffen hatte und von den Aussichten für den zu erwartenden Kampf. Sie sprach von allem Möglichen, nur nicht von Miminleon und Herrn Heinrich, und als einmal der Name des Herzogs fiel, da zog sich ihre Stirn in abwehrende Falten, und ihr Blick wurde kalt, so daß Erminfried rasch von etwas anderem zu reden anhub.

Als die Wagen geladen waren, erschien auch Graf Erwin, um von seiner Tochter Abschied zu nehmen und zum Aufbruch anzutreiben. Da fehlte Thankmar. Er hatte, während seine Mutter mit den Männern sprach, die Gelegenheit benutzt, sich heimlich davonzumachen.

Nun gab es eine neue Verzögerung, denn der Knabe mußte gesucht werden. Man fand ihn schließlich droben in der Burg, wo er den Waffenübungen der Mannen zusah und jedesmal hell auffjauchzte, wenn ein Speerwurf sein Ziel traf oder einer der Fechter mit der Waffe einen besonders geschickten Hieb führte.

Er wehrte sich auch mit der ganzen Kraft seiner zehn Jahre, die er nun alt war, dagegen, daß er mit den Frauen und andern Kindern weggehen sollte.

„Die Frauen mögen gehen", sagte er, „und die Kinder auch; ich gehöre zu den Männern und will hier bleiben."

Er war kräftig herangewachsen, von edler Gestalt, wohl ein Kind noch, aber doch schon ganz seines künftigen Mannestums bewußt. Eine trotzige Locke fiel ihm in die Stirn, und seine Fäuste ballten sich, wenn er sprach.

Weder der Mutter Befehl noch des Großvaters mahnende Worte konnten ihn jetzt bestimmen, seinen Widerstand aufzugeben. Erst als Erminfried ihm klarmachte, daß die Abziehenden auch eines „männlichen" Schutzes bedürften und unmöglich ohne seine, Thankmars Hilfe bleiben könnten, leuch-

tete ihm das ein, und er wurde überlistet. Allerdings mußte man ihm auch dann erst noch einen leichten Speer bewilligen, damit auch jeder sähe, daß er nun als Mann mit dem Zuge marschierte, der ins Hinterland aufbrechen sollte. Danach war er Feuer und Flamme für den Abmarsch und war kaum dazu zu bringen, sich von den Zurückbleibenden ordentlich zu verabschieden.

„Er ist eben Herzog Heinrichs Sohn", sagte Erminfried zu dem Grafen von der Merseburg, als sie den Wagen nachsahen, die allmählich in der Ferne verschwanden.

„Ja — leider", antwortete Erwin mit einem Seufzer. „Er ist viel mehr Heinrichs als der Hathburg Sohn. Das wird schwer werden für sie alle beide; denn sie möchte ihr Kind nicht auch noch verlieren. Gott mag es fügen, wie er will", schloß der alte Kriegsmann; „er wird auch wissen, warum er's will." —

Schon einen Tag später brach das Verhängnis herein. Durch das Land der Dalaminzier wälzte sich das Ungarnheer gegen Sachsens Grenze. Erst kamen sie einzeln, dann kleine Trupps auf flinken Pferden; sie ritten bis an das Saaleufer, schauten hinüber auf die Merseburg und die Wachen, die am sächsischen Ufer standen. In ihrer unverständlichen Sprache schrien sie etwas, wer mochte wissen, ob sie sich selber meinten oder die Männer drüben. Ein paar schnelle Pfeile flogen über den Fluß, dann jagten ihre Gäule am Ufer entlang, hinauf und hinunter, sammelten sich später weiter rückwärts und verschwanden schließlich in rasendem Galopp in der Richtung, aus der sie gekommen waren. Da wußte Graf Erwin, daß es nun so weit war und er mit dem Ansturm der Ungarn rechnen mußte.

Er sandte, um nicht überrascht zu werden, Späher gegen

die Anrückenden aus, beschloß über den Fluß zu gehen und seine kleine Streitmacht zwischen dem Saaleufer und dem ungangbaren Sumpfgebiet der Luppe bereitzustellen. Er durfte hoffen, damit den Ungarn den Übergang über die Saale zu sperren, ohne doch von ihnen umritten und in Rücken und Flanke bedroht zu werden, wie es vormals dem Bayernherzog Luitpold und seinen Streitern ergangen war. Ausweichen konnten die Steppenreiter nicht, sie mußten — wollten sie nicht umkehren — sich zum Kampfe stellen.

Das alles war vom Grafen Erwin klug und richtig gedacht. Wenn ihm dennoch der Erfolg versagt blieb, so lag es an der ganz andersartigen Kampfesweise der Ungarn und an ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit.

„Ihr dürft den Speer nicht werfen, Männer", sagte Erwin, „ehe die Ungarn nicht ganz nahe sind; dann ist es gleich, ob ihr das Roß trefft oder den Reiter. Und dicht stehen, Mann neben Mann, daß sie nicht zwischen euch einbrechen können. Hoch mit dem Schild und ihre Pfeile abfangen. Und das vorderste Treffen die Speere vor wie der Igel seine Stacheln. — Da kommen die Teufelsgesellen. So helfe uns Gott!"

Die Ungarn kamen auf dem einzig möglichen Wege über die Luppe herüber, sahen die Sachsen, den Saaleübergang deckend, zwischen Ufer und Sumpfgelände fest stehen. Sie griffen keineswegs sofort an, sondern bogen zunächst nach Süden aus, um ein günstiges Gelände für ihren Anritt zu gewinnen.

Ungestört konnten sie ihre Aufstellung vollziehen; in mehreren Treffen hintereinander ordneten sich ihre Reiterscharen. Dann gab ihr Anführer das Zeichen zum Angriff und, ein ohrenbetäubendes Geschrei und Geheul ausstoßend, jagte das erste Treffen auf die Sachsen los.

„Aufgepaßt, Männer! — Schild hoch! — Ruhig bleiben!"

konnte Graf Erwin eben noch rufen, da war der wilde Schwarm auch schon heran. Nicht so nahe, daß der Speerwurf des Gegners sie hätte erreichen können, parierten die Ungarn blitzschnell ihre Pferde, rissen den Bogen vor und ihr Pfeilregen prasselte in die vorgehaltenen Schilde der Sachsen. Schon aber hatte sich die Flut geteilt und jagte nach beiden Seiten ab, ohne daß die Sachsen überhaupt zum Wurf kamen.

Sofort war das nächste Treffen dem ersten nachgejagt. Wieder sausten Pfeile durch die Luft und splitterten in die Schilde, und ehe die Männer noch zur Besinnung kamen, brauste der dritte Schwarm heran, und wieder einer und noch einer; es wollte kein Ende nehmen; längst waren die ersten zum Ausgangspunkt zurückgejagt, hatten sich neugeordnet und ritten zum nächsten Angriff.

Die Sachsen kamen zu keinem Kampf. Hier und da aber brach schon ein Kämpfer zusammen, weil er im unrichtigen Augenblick den Schild sinken ließ oder schräg von vorn getroffen wurde. Die Schilde der vordersten Reihe waren mit Pfeilen gespickt und fingen an, schwer und schwerer zu werden; aber es war nicht einmal möglich, sie auszuwechseln, so unaufhaltsam flog der Pfeilregen und wechselte Schwarm um Schwarm der Ungarn vor ihnen. Wo einer glaubte, daß es Zweck habe, warf er schließlich trotz weiter Entfernung den Speer, aber der Erfolg war gering.

„Es hat keinen Sinn", sagten die Männer, „die Bogensehne reicht weiter als unser Arm. Sie haben den Teufel im Leib. Wir kommen nicht an sie heran", stöhnten sie. Zahlreicher wurden die Verluste in ihren Reihen.

Da — mit einem Male verlief sich die Flut. Der Pfeilregen versiegte. Die Männer atmeten auf. Von ihnen weg jagte das letzte Ungarntreffen dem Sammelplatz zu.

Sollten sie einsehen, daß sie den Widerstand der Sachsen nicht brechen konnten? Wollten sie umkehren? Manch einer in den Reihen der Sachsen wollte schon frohlocken.

Graf Erwin trieb zum Handeln. Schnell wurden die Reihen ausgewechselt; frische Kämpfer kamen nach vorn. Die Toten und Verwundeten wurden zurückgeschafft. Fest schloß sich wieder der Damm der Leiber, bereit, sich der Flut entgegenzustemmen, falls sie erneut anbranden sollte.

Und sie kam wieder.

Auch die Ungarn hatten ihre Verbände anders geordnet. Kleiner waren die einzelnen Treffen geworden und noch dichter folgten sie aufeinander. Dazu ritten sie nun lediglich den rechten Flügel der Sachsen an, der am nächsten dem Saaleübergang stand. Hageldicht flogen jetzt die schnellen Pfeile bald hoch, bald tief in die Reihen der Verteidiger, die selbst mit ihren Waffen gar nichts ausrichten konnten. Der linke Sachsenflügel stand untätig und sah zu, wie das Verderben über die Gefährten hereinbrach.

Wohl erwog Graf Erwin, diesen linken Flügel vorstoßen zu lassen und dadurch den Abstand zwischen den Sachsen und den Ungarn zu mindern; eine Loslösung von dem Sumpfgelände an seiner linken Seite hätte jedoch diese dem Angriff der Ungarn preisgegeben; und das wäre mehr als gefährlich gewesen.

Er hat weder diesen noch jenen Flügel retten können.

Indem sie beim Flußübergang noch immer den Pfeilhagel abwehrten, sanken plötzlich am äußersten Flügel die Männer zu Boden, den tödlichen Pfeil in der — rechten Seite.

Wie war das möglich? — Da sahen sie, daß bereits am andern Saaleufer Ungarn herangekommen waren und über den Fluß hinweg ihre Pfeile entsandten. Bis tief hinein ins

Wasser trieben sie ihre Gäule, sich dabei immer außer Reichweite der Wurfspeere haltend. Sie mußten weiter oben die Saale überschritten haben — vielleicht waren sie gar hinübergeschwommen — und standen nun doch in der Flanke der Sachsen.

Als Graf Erwin das sah, wußte er, daß nun alles verloren war; nicht einmal mehr zurückgehen konnte er. Mann auf Mann brach jetzt an der Furt zusammen; sich nach zwei Seiten der Pfeile zu erwehren, das war unmöglich. Der gesamte rechte Flügel der Sachsen geriet in Unordnung, er war nicht mehr zu halten.

Die Männer in der Mitte und links davon bissen die Zähne aufeinander. Sie erkannten so gut wie Graf Erwin, daß das Ende kommen mußte. Aber wenn, dann wenigstens nicht das Leben so billig, so für nichts hingeben, das war ihr einziger Wunsch noch. Graf Erwin hat ihnen diesen Wunsch denn auch erfüllt. Er mußte nun, koste es, was es wolle, die Ungarn an die Waffe bekommen. Mit der Mitte und dem linken Flügel sprang er plötzlich vor. Die schweren Wurfspeere der Sachsen flogen durch die Luft und trafen nun — endlich die unbewehrten Leiber der Pferde und Menschen. In die Niederbrechenden hinein jagte die nächste Welle der Anreitenden. Da waren auch die Sachsen heran, und ihre Schwerter begannen zu wirken. Das dritte Treffen der Ungarn hatte freilich im Anreiten die offene Flanke erspäht und preschte hinein. Es gab einen kurzen, harten Kampf Mann gegen Mann; dann hatte die Überzahl gesiegt.

Von allen Seiten umschwärmt und angefallen, blieb der sächsischen Grenzwacht nichts anderes übrig, als wacker kämpfend zugrunde zu gehen. Daß sie nicht allein die Walstatt deckte, war im Sterben ihr Trost.

Gefangene machten die Ungarn in diesem Kampfe nicht. Die Sachsen kämpften, bis sie am Boden lagen, niedergeschlagen, niedergeritten, niedergeschossen. Wenige nur entkamen, auch diese nur, weil sie verwundet sich im Sumpfdickicht bergen konnten oder für tot auf dem Schlachtfeld lagen und später wieder zu sich kamen.

Einer von diesen war Erminfried.

Ein Hieb mit dem Streitkolben, den ein Ungar vom Pferd herunter gegen seinen Schädel führte, hatte ihn umgeworfen und betäubt. Aber der harte Sachsenschädel war nicht zerbrochen. Hingesunken zwischen Bergen von Leichen lag der Alte lange, lange Zeit. Als er aus der Betäubung erwachte, brach die Abenddämmerung herein. Von den Ungarn war nichts mehr zu sehen. Sie hatten ihren Troß nachgezogen und waren über die Saale gegangen. Von drüben herüber aus den Höfen um die Merseburg scholl ihr trunkenes Siegesgekreisch. Der Weg nach Sachsen hinein war ihnen offen.

Erminfried spähte vorsichtig umher. Vereinzelt klang noch Stöhnen Verwundeter auf, leises Röcheln Hinsterbender. Die Ungarn schienen sich um nichts gekümmert zu haben, weder um ihre noch um der Sachsen Gefallenen, noch um die Verwundeten. Wollten sie noch einmal zurückkommen, um wenigstens die Ihren zu holen?

Erminfried fühlte seine Kräfte wiederkehren. Er tastete sich ab, um festzustellen, ob seine Glieder noch heil waren. Außer ein paar unbedeutenden Wunden und Schrammen konnte er nichts finden, nur daß sein Schädel entsetzlich weh tat und stark verschwollen war. Er bezwang den Schmerz, denn nun galt es, zunächst Sigbert zu suchen und dann zu helfen, wo noch Hilfe möglich war.

Der Dunst, der über dem Wasser aufstieg, sicherte ihn da-

vor, gesehen zu werden. Er richtete sich hoch und tat taumelnd ein paar Schritte. Eisern riß er sich zusammen. Die Nacht würde bald da sein. Es hieß handeln.

Sigbert suchen! Er ging zwischen den Haufen der Gefallenen hindurch. Wenn er noch am Leben wäre! dachte er. Immer hatte sich Erminfried dicht bei ihm gehalten; seine waffengeübte Hand hatte mehr als einmal den Sohn gedeckt, als es zum Kampf gekommen war. Bis zuletzt waren sie noch beisammen gewesen. Aber dann kam jener Kolbenhieb über den Schädel und das Hinsinken ins Nichts. Was war danach aus Sigbert geworden? Wenn nur noch ein Funken Leben in ihm wäre! dachte er, hoffte er verzweifelt.

Aber sein Hoffen war umsonst.

Als er Sigbert fand, war der junge Mann tot. Er hatte keine großen Heldentaten vollbracht. Als einer von vielen war er gefallen, kämpfend für seine Heimat, sich wehrend gegen den Feind, so gut er es vermochte. Er war tapfer gestorben und gut, wie alle die vielen, die da lagen. Niemand hat danach gefragt, ob es ihm leicht wurde oder schwer, so dahinzugehen unter dem sausenden Hieb des Schlachtentodes. Keiner weiß um den letzten Gedanken, der in seinem Hirn aufglühte, als der Ungarnpfeil das Herz traf, jener bittere Pfeil, den Erminfried jetzt mit zitternder Hand aus der Wunde zu ziehen suchte.

Er hielt den Leblosen im Arm.

„Sigbert", klagte seine wehe Stimme, von Tränen erstickt, „Sigbert — du, mein Sohn."

Er wollte es noch immer nicht glauben, er konnte es nicht fassen, daß es ein Toter war, den er umfangen hielt.

Er nahm Sigberts Hände; sie waren kalt und starr. „Sie werden kein Schnitzmesser mehr führen und kein Kunstwerk mehr schaffen", murmelte Erminfried. Der Schmerz zer-

drückte ihm die Stimme. „Und deine Augen, mein Sohn, können nichts mehr sehen, nicht mehr den Vater, nicht mehr Herrn Heinrich, nicht Diethmot mehr, die liebe Diethmot; und dein Herz leidet keine Qual mehr. Nein, es leidet nun — keine Qual mehr."

„Der ist tot, dem kannst du nicht mehr helfen", sagte eine Stimme neben Erminfried.

Da stand noch einer, der dem Sterben entronnen war, blutverklebt, aber doch aufrecht. Er kam wohl in gleicher Absicht wie Erminfried drüben aus dem Sumpfdickicht: zu helfen, wo noch geholfen werden konnte, das Leben zu halten, das sich noch halten ließ.

„Komm, Freund", sagte er jetzt zu Erminfried, „zu jenem dort drüben, der lebt noch, den hilf mir wegtragen."

Schwerfällig stand Erminfried auf, und schwer war der Dienst, der seiner wartete.

*

Die erste Nachricht, die Herr Heinrich von dem Einfall der Ungarn ins Sachsenland erhielt, kam nicht von der Grenzwacht. Jener Bote, den Graf Erwin an ihn abgesandt hatte, erreichte sein Ziel nicht so schnell wie die Schreckenskunde, die bald danach von Quitlingen und von Halberstadt ihren Ausgang nahm.

Da wußte Herr Heinrich, daß der Riegel am Tor im Osten zerbrochen war. Vergebens wartete er auf sichere Kunde von der Merseburg. Da war niemand mehr, der ihm hätte künden können, denn selbst die Überlebenden, die sich nach dem Abzug der Ungarn mühselig über die Saale retteten, hatten zunächst mehr als genug mit sich selbst zu tun.

Aber gerade weil keine Nachricht von der Merseburg kam, wußte Herr Heinrich, wie es stand.

Er besprach sich mit Thietmar. Der Siegeslauf war zu Ende. Mit einem Schlag hatte sich das Blatt gewendet. Wo mochten die Ungarn inzwischen hingezogen sein? Vor dem Gebirge entlang nach Engern? Vielleicht gar nach Westfalen? Sie würden keinen Widerstand finden. Entsetzlich, daran zu denken, wie sie hausen und wüten würden. Und man wußte nicht einmal, wo ihnen entgegentreten!

Sofort umkehren, nach Sachsen zurück! Das war selbstverständlich. Konnte man aber die Grenze nach Franken ganz entblößen? Da war schon die Kunde gekommen, daß König Konrad, um seines Bruders Niederlage zu rächen, sich aus Schwaben zurückgezogen und sein Heer im südlichen Franken verstärkt habe, um diesmal selbst gegen Sachsen vorzugehen.

Bitter ernst wurde damit Herrn Heinrichs Lage. Welches war der stärkere Feind, die Ungarn oder der König? Welcher war zuerst zu treffen, dieser oder jener? Wie Heinrich auch wog, das Wagnis blieb, das alles vernichten konnte, was er schon gewonnen glaubte.

„Wir werden tun, was wir können", sagte er; „im übrigen vertrauen wir der gerechten Sache und dem Mut unserer Sachsen. Dann wird uns auch Gott nicht im Stich lassen."

Er ordnete an, daß zwei Dritteile seiner Heeresmacht unter Thietmars Führung durch Engern hindurch vorstoßen, die Ungarn fassen oder wenigstens vertreiben sollten. Das letzte Dritteil wollte er selbst nach Sachsen zurückbringen, mit ihm an der Grenze Aufstellung nehmen und dort König Konrads zweites Heer erwarten. Dabei hoffte Herr Heinrich, daß der ewig zaudernde Franke sich auch diesmal wieder Zeit lassen werde, Zeit genug für den Grafen Thietmar, mit seinem

Heerbann wieder zur Stelle zu sein, wenn es mit den Franken Ernst würde. Im äußersten Fall, meinte Herr Heinrich, werde er sich mit seinem kleinen Heer in eine der Grenzburgen zurückziehen und dort stehenbleiben, bis Thietmar ihm zur Hilfe kommen könnte.

Mit dieser Abmachung trennten sich die beiden Männer. Thietmar rückte in eiligen Märschen nach Norden, die Ungarn zu suchen, Heinrich ging langsamen Schrittes auf seine Grenze zurück.

Der König stieß rascher nach, als es Herrn Heinrich lieb war. Aber der Sachse ließ sich das Heft nicht aus der Hand winden. Als er davon überzeugt war, daß er eine offene Feldschlacht gegen Konrad nicht bestehen konnte, ging er über die Weser und zog sich auf die Burg Grona zurück. Damit sperrte er dem Franken sowohl den Einmarsch nach Ostfalen, wie er auch hoffen konnte, Thietmar den Weg durch Engern in den Rücken der Franken freizulegen; denn es war kaum anzunehmen, daß Konrad über den Verbleib dieses Heeresteiles mehr wußte als Herr Heinrich selbst.

In der Tat war König Konrad recht erstaunt, als er vernahm, die Sachsen seien über die Weser zurückgegangen, noch mehr, als er hörte, das Heer habe sich in die Burg Grona geworfen.

„Wie?" fragte er. „So klein ist Heinrichs Heer?" Dennoch traute er von Anbeginn an dem Unternehmen nicht recht; immer fürchtete er eine List der Sachsen, die ihm verderblich werden sollte. Das war Herzog Heinrichs großes Glück. Er spürte das Zaudern und die Unlust des Franken und wurde wieder hoffnungsfreudig und zuversichtlich.

Daß er Grona damals hatte instandsetzen lassen, kam ihm jetzt zugute. Die Wälle waren hoch, von mächtigen Palisaden-

wänden gekrönt, hinter denen die Verteidiger Deckung fanden. Das Tor schützten zwei feste Türme, die zugleich einen guten Überblick über Freund und Feind boten. Wasser war vorhanden, nur die Lebensmittel waren knapp; denn Thietmar hatte seinerzeit sein Aufgebot daraus verpflegt, aber niemand inzwischen für Erneuerung der Vorräte gesorgt. Das war und blieb zunächst das einzig Sorgenvolle für Herrn Heinrich, dem die Kürze der Zeit auch nicht mehr gestattet hatte, diesen Schaden zu beheben. Einstweilen hoffte er, man werde damit auskommen, bis Thietmar zurück sei und die Entscheidung falle.

Lange Zeit hindurch geschah so gar nichts Besonderes. Die Franken zogen sich zurück, nachdem ihr erster Versuch, mit Gewalt die Burg zu nehmen, gescheitert war, und beschränkten sich darauf, Grona in weitem Bogen abzuschließen; Heinrich und seine Sachsen ließen den Gegner nicht aus den Augen, hielten ihn von den Palisaden fern und zehrten von den Vorräten, die sich minderten, ohne daß man gewußt hätte, wie sie erneuern. Die Franken ihrerseits brauchten nicht Not zu leiden, trauten aber der Ruhe in Heinrichs Lager nicht und sicherten sich vorsorglich nach allen Seiten.

Dann begann in der Burg der Hunger seinen Einzug zu halten. Wenig hatte es genützt, mit den Vorräten zu sparen; sie wurden geringer und geringer, und satt wurde keiner mehr. Aber die Sachsen wollten sich nicht unterkriegen lassen. Sie bissen die Zähne aufeinander und trösteten sich damit, daß das Wasser von Tag zu Tag besser schmecke. Freilich gab dieser Trost keine Kraft, weder dem Arm, der das Schwert und den Speer schwingen, noch dem Herzen, das mutig und tapfer schlagen soll, solange ein Mann lebt. Beängstigend wuchs die Zahl der Kranken; sie mehrte sich täglich, und keinem konnte rechte Hilfe zuteil werden.

Herr Heinrich überlegte, ob er nicht doch einen Ausfall aus der Burg wagen solle. Viel war dabei freilich nicht zu gewinnen, die Übermacht der Franken war zu groß; aber war es nicht besser, ruhmvoll unterzugehen als eines qualvollen Hungertodes zu sterben? Er spähte von den Türmen nach Thietmar und seinem Heer aus. Nichts war zu sehen, nichts. Trostlos alles bis auf den letzten Trost, die Waffe an seiner Seite.

Während Herr Heinrich so mit sich selbst zu Rate ging, die Möglichkeiten abwog, zwischen denen er noch wählen konnte, brachte man ihm die Nachricht, daß vor der Burg ein Abgesandter des Königs stehe, der den Herzog zu sprechen wünsche.

Heinrich war überrascht. Wollte sich der Franke ein Bild machen, wie es um die Burg stehe? Kam irgendein rettender Zufall ihm jetzt zu Hilfe?

Er konnte nicht wissen, daß es den Franken gelungen war, einen Boten Thietmars abzufangen, der zu Herrn Heinrich wollte und nun dem Frankenkönig das Nahen des sächsischen Heeres verkündete. Da hatte sich Konrad zum Verhandeln entschlossen, um dem Streit ein Ende zu machen, möglichst ehe das Heer heran war, über dessen Entfernung der Gefangene nur höchst unsichere und widersprechende Angaben machte. Er sandte daher den Grafen des Maingaues zu einer Unterredung auf Heinrichs Burg.

„Männer", sagte Herr Heinrich, „tut mir die Liebe und macht die frohesten Gesichter der Welt, wenn der Franke jetzt hereinkommt. Er braucht nicht zu sehen, wie es um uns steht. Um so besser werden wir mit ihm fertig."

Er ließ eine Ehrenwache aufziehen und empfing den fränkischen Grafen nicht anders, als seien sie in Nordhausen mit-

ten im Frieden und nicht in einer an der Kriegsnot fast zerbrechenden Burg.

In der Halle des Haupthauses richtete dann der Graf seinen Auftrag aus:

Der König, sagte er, wolle mit dem Herzog von Sachsen in Frieden leben, wie er schon des öfteren betont habe. Er wisse, daß die Sachsen ein tapferes Volk seien und ihr Herzog ein entschlossener, tatkräftiger Mann, wie die Franken das zu ihrem Leidwesen hätten erfahren müssen. Er möge nichts lieber, ließe der König sagen, als Herzog Heinrich und die Sachsen zu Freunden zu haben, statt in Feindschaft mit ihnen leben zu müssen. Darum biete er dem Herzog noch einmal aufrichtig und versöhnlich die Hand und hoffe, daß Herr Heinrich einschlagen werde. Er, der König, wolle Herrn Heinrich nichts nehmen; er werde ihn als Herzog der Sachsen und Thüringer anerkennen, alles verzeihen, was er gegen die Krone unternommen und womit er ihn gekränkt habe. Herzog Heinrich möge nur herauskommen aus seiner Burg und ihm den Treueid leisten, auf den der König ein Anrecht habe. Herr Heinrich möge sich erinnern, ließe der König weiter sagen, wie man vor Jahren bei Herzog Otto dem Erlauchten eines Sinnes gewesen sei, ein starkes Reich zu schaffen, und wie man schon damals keinen Zweifel haben konnte, daß dies nur gelingen werde, wenn Franken und Sachsen zusammenstünden. Herr Heinrich möchte sich dieses Vermächtnisses seines erlauchten Vaters entsinnen und handeln, wie jener gehandelt hätte.

Der Herzog hörte sich die Rede des fränkischen Grafen an.

„Ja", sagte er dann, „wenn man dem König glauben könnte."

König Konrad sei bereit, einen heiligen Eid auf das Freund-

schaftsbündnis abzulegen und biete jede Sicherheit, die der Herzog verlange.

„Auch die für meinen Hals?" fragte Herr Heinrich. „Oder hält man drüben wieder eine goldene Kette bereit?"

Auch dazu zu sprechen, sei er befugt, entgegnete der Graf, obwohl der König viel lieber selbst mit Herrn Heinrich darüber geredet hätte. Erst vor kurzem habe er erfahren, ließe der König sagen, warum seinerzeit die Begegnung in Mainz nicht zustande gekommen sei. Er habe mit dem Anschlag auf des Herzogs Leben nichts zu tun. Er habe nur die Vermittlung des Bischofs angenommen, und als dieser von dunklen Möglichkeiten sprach, derartiges mit aller Schärfe zurückgewiesen. Gerade weil er nun Herrn Heinrichs späteres Verhalten vollkommen verstehen könne, müsse er es milde beurteilen und biete die Hand zu einer endgültigen Versöhnung.

Heinrich bat den Grafen um eine kleine Weile Geduld; er wolle sich bedenken. Er ging mit ruhigen Schritten im Gemach auf und nieder, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

Was Konrad ihm da sagen ließ, dachte er, das klang sehr schön, sehr edelmütig, sehr echt. War es das auch? Konnte man ihm noch vertrauen? War er wirklich unschuldig an Hattos Plan? Hatto ist tot, dachte Heinrich, leicht ist ihm auch anderer Schuld aufgeladen, und der Tote trägt sie willig. Nein, König Konrad, dein Königtum ist vorbelastet, und die Last läßt sich nicht abstreifen wie ein Hemd vom Leib. Warum willst du meine Freundschaft? fragte Herr Heinrich. Warum erinnerst du dich mit einem Male der Stärke der Sachsen? Weil du ein schwacher König bist, dem niemand Freund sein kann. Hast es mit den Bayern verdorben und mit den Schwaben und kannst den Lothringer nicht halten. Und nun soll der

Sachse dich stützen. Ich soll dich stark machen. Wir sollen dir helfen, die andern zu unterwerfen, über die du nicht Herr werden konntest — trotz deiner Bischöfe. Das ist es. Das nennst du Freundschaft.

Er blieb am Fenster stehen und sah hinaus. Ein paar Übermütige hatten sich in der Nähe der Halle aufgestellt, einige verstanden, das Gequieke von Ferkeln täuschend nachzuahmen, die andern lachten dazu. Der Franke sollte glauben, daß es hier noch genug von diesen Borstentieren gäbe.

Es sind prächtige Kerle, dachte Heinrich. Und ich soll sie verkaufen? An diesen König um dieser Freundschaft willen verkaufen? Ich weiß etwas besser um das Vermächtnis des erlauchten Herzogs Otto Bescheid als du, König Konrad. Deinem Königtum kann ich Sachsenblut nicht verkaufen. Nein, das kann ich nicht.

Also — ablehnen das Angebot? —

Ein tiefer Atemzug hob die Brust.

Habe ich überhaupt noch eine Wahl? —

Draußen schleppten sie gerade wieder einen Mann vorüber, der auf dem Turm vor Entkräftung und Hunger zusammengebrochen war. Hier war die Not Herr und Meister und regierte die Stunde. Wieder quiekten die eingebildeten Ferkel.

Der Ton weckte in Herrn Heinrich begehrliche Wünsche. Jetzt eines saftigen Schinkens gewiß sein, einer Schüssel kräftigen Krauts, einer Kanne köstlichen Bieres — —

Pfui, sagte der Herzog zu sich selbst, Essen und Trinken — wer wird sich davon bestimmen lassen!

Aber, wandte eine andere Stimme ein, siehst du nicht die ausgemergelten Gestalten? Wie lange kannst du sie noch auf den Beinen halten? Wie lange wirst du selbst leben können,

wie du jetzt leben mußt! Steig herunter von deinem stolzen Roß, Heinrich, du bist auch nur Mensch unter Menschen! Hast du nicht längst eingesehen, daß dies hier zu Ende sein muß! Kannst du mehr gewinnen, wenn du morgen einen Ausfall wagst, wenn übermorgen die Franken gegen deine Burg anstürmen? Glaubst du, das Schicksal bietet dir noch ein zweites Mal Gelegenheit, dich so einfach, so ehrenvoll aus der Klemme zu ziehen? Schlag die Hand aus, die dir entgegenstrebt, aber dann beklage dich nicht über das, was kommen wird!

Heinrich rang mit sich.

Ja, so ist es, gestand er sich schließlich; ich habe nicht mehr die Freiheit eines Entschlusses. Es hilft nichts, ich muß Konrads Erbieten annehmen.

Er trat zum Tisch zurück. Er stellte dem Unterhändler noch ein paar nebensächliche Fragen, um langsam sein Einverständnis vorzubereiten ...

Da hörte er auf dem Hof laute Heilrufe, ein Jubel flog durch die ganze Burg. Mit schnellen Schritten war Heinrich an der Tür. Er riß sie auf und — stand Thietmar gegenüber.

„Thietmar!" rief er und mußte sich beherrschen, daß er dem Langersehnten nicht um den Hals fiel. „Thietmar, was bringst du?"

„Dreißig Gauschaften im Anmarsch von der Eresburg", sagte der Graf. „Wo willst du, Herzog, daß —" Er brach ab. „Verzeih", fuhr er fort, „ich wußte nicht —" und wies nach dem Franken, als habe er jetzt erst dessen Anwesenheit bemerkt.

„Wir reden gleich darüber", antwortete Herr Heinrich. Dann wandte er sich dem fränkischen Herrn zu. „Kommen

wir zum Entschluß", sagte er. „Einmal muß der Handel zwischen dem König und mir ausgefochten werden. Daran kommen wir nicht mehr vorbei. Geh und sage dem König dies: Solange noch ein einziger Franke auf dem Boden der Sachsengaue steht, wird Herzog Heinrich mit dem König nicht paktieren. Aber morgen soll das Schwert zwischen euch und uns Richter sein."

Der Graf vom Maingau hatte sich erhoben. Schon als Thietmar erschien, wußte er, daß seine Mission gescheitert war. Nun galt es, schleunigst den König von dem zu verständigen, was er unfreiwillig soeben erfahren hatte.

Er verabschiedete sich mit Haltung und großem Ernst. —

„Wie werden wir Herrn Konrad packen?" fragte Heinrich den Grafen Thietmar, kaum daß sie allein waren.

„Gar nicht", antwortete dieser vergnügt.

„Warum?" entgegnete der Herzog erstaunt.

„Weil du mit deinen ausgehungerten Gestalten da draußen keinen Sieg über die Franken gewinnen kannst. Ihr müßt erst einmal tüchtig aufgefüttert werden."

„Und deine Heerhaufen?" wandte Heinrich ein.

„Dreißig stehen, wenn's gut ging, jetzt bei Detmold; die andern sind hinter den Ungarn her und treiben sie aus dem Haus. Ich bin mit fünf Mann vorausgeritten, um zu sehen, wie es hier aussieht. Es war übrigens gar nicht leicht, durch die fränkischen Wachen hindurchzukommen. Schlagen kannst du die Franken jetzt nicht. Ich glaube, es wird auch nicht nötig sein. Sie sind genug geschlagen."

„Und was sollte das mit der Eresburg?" fragte Herr Heinrich, der des Thüringers List zu durchschauen begann.

„Das war für König Konrad bestimmt. Tu, als wenn du es nicht gehört hättest", antwortete Thietmar.

Da lachten sie beide dröhnend auf.

So hatte Herr Heinrich das Glück doch wieder beim Schopf gepackt, und er hielt es nun fest.

*

Thietmars List hatte Erfolg. Die Sachsen von der Eresburg im Anmarsch? Der König sah sich im Rücken bedroht, abgeschnitten von seinem Frankenlande. Sollte er sich auch dieses Heer vernichten lassen? Er gab Befehl, die Belagerung aufzuheben. Noch in der Nacht brach man das Lager ab und zog in Eilmärschen davon, der drohenden Umfassung zu entgehen.

Eintönig und gleichförmig troff der Regen aus verhangenem Himmel. Trübsinnig und schweren Gemütes zog der König inmitten seines Heeres dahin.

„Wir haben kein Glück", sagte er zu Eberhard, der an seiner Seite ritt, „kein Glück."

Er grübelte: Warum war nun auch das wieder mißlungen? Er hatte es ehrlich gemeint mit seinem Angebot an den Sachsenherzog. Er brauchte den Frieden mit Heinrich; so dringend hätte er die Sachsen nötig gehabt, so dringend. Schwaben hatte sich hinter Erchanger und Berthold gestellt. Mit guten Worten hatte er die beiden hingehalten: er wolle ihre Ansprüche prüfen. Das mußte ihm den Rücken freihalten. Nun hatte in Bayern auch Arnulf schon damit begonnen, Kirchengut einzuziehen und seine Grafen und Mannen damit zu belehnen. Warum auch nicht, wenn der Sachse es ungestraft tun durfte! Und was konnte er, der König, dagegen unternehmen? Zog er gegen den einen, so fiel ihn der andere an. Und nun war Heinrich der Dritte im Bunde gegen ihn. Was würde das Ende sein?

So grübelte der König und suchte nach dem Fehler in seiner Rechnung, aber er fand ihn nicht.

„Wir haben eben kein Glück", das war alles, was er zu sagen wußte. Und litt unter der Last der Krone, die allgemach ihm zu schwer werden wollte.

*

Herr Heinrich löste den Heerbann auf. Nur die Grenzwachten ließ er gegen die Franken stehen. Thietmar hatte recht: Von dort drohte keine Gefahr mehr, wenigstens vorläufig nicht.

Während Thietmar noch im Westen zurückblieb, ritt Herr Heinrich von Grona ostwärts. Nur kurz verweilte er in Nordhausen, Frau und Kinder zu begrüßen; dann jagte er weiter. Sein Ziel war die Merseburg. Er wollte mit eigenen Augen schauen, was dort geschehen war. Schauerliche Gerüchte liefen um; sie waren auch ihm zu Ohren gekommen. Er wollte selbst sehen, was daran Wirklichkeit war.

So kam er nach Miminlevu und erfuhr alles; erfuhr es von einem, der selbst mit dabei gewesen war, von einem der wenigen, die überhaupt noch erzählen konnten von dem blutigen Tag an der Merseburg.

Da war Herr Heinrich tief erschüttert. Den Kopf in die Hand vergraben hörte er Erminfrieds Bericht. Furchtbar war das: Erwin von Merseburg tot, Frau Hathburgs Vater, vier Gaugrafen erschlagen, eisenharte, kampferprobte Männer, die Aufgebote vernichtet, soviel blühende, tapfere Menschen und — Sigbert gefallen, Erminfrieds Sohn. Herr Heinrich stöhnte. Was gäbe er, wenn das alles nicht wahr wäre, ein finsterer Traum, aus dem man aufwachen kann, und er verfliegt. Aber es mußte doch wohl so sein. Da stand

der Vater, dem der Sohn gefallen war. In seinen Armen hat er den Toten gehabt; er hat ihm selbst das Grab geschaufelt, die Bettstatt zur letzten Ruhe, hier in Miminlevu im Garten drüben, wo die Kapelle steht; er sollte nicht an der Saale liegen, wo er nur einmal hinging, um sein junges Leben auszuhauchen; hier sollte er ruhen, wo seine Heimat war, die Heimat, die er liebte, in der er schuf, für die er lebte und starb.

Und dann standen sie beide vor dem Fleckchen Erde, das nun Sigberts ewige Heimat geworden war.

„Er ist heimgefahren zur Erdmutter", sagte Erminfried nach stummem Verweilen, „das Schicksal des Wölflings ist erfüllt."

„Er lebt", sprach Herr Heinrich aus seiner Trauer fest und gläubig. „Er lebt in der Seele seines Volkes. Von dort kam er, und dorthin ging er nun zurück, ewig uns unverloren." —

In Sigberts Werkstatt grüßte sie des Meisters letztes Werk, noch eben vollendet, ehe er das Messer für immer aus der Hand legte. Es war eine gewaltige Arbeit, und die große Sehnsucht sprach aus ihr, wie sie die Menschen beseelt und vorwärtstreibt, die Sehnsucht nach Licht, nach Wahrheit, nach Leben, echtem Leben. Die da zur Linken flüchteten, feige und erschrocken sich verkrochen, waren die Dämonen der Falschheit, der Treulosigkeit, der Sattheit und der Habsucht. Wie Gewürm ringelten sie sich am Boden. Die von rechts hereinströmten in das Bild, das waren die Menschen mit ihrer Sehnsucht. Sie kamen aus Wahn und Irrtum, aus Leid und Schuld, das war ihren Gesichtern anzusehen. Aber über ihnen schwebten die guten Geister, die Tapferkeit mit dem Schwert, der Mut, die Hand vorwärtsreckend, die Aufrichtigkeit, des

Lichtes Fackel tragend, und die Liebe, Blüten streuend über die Menschen und ihre Sehnsucht. An ihrer Spitze, hoch zu Roß, ritt einer, der unverkennbar Herrn Heinrichs Züge trug. Ja, auch das war ihm schließlich noch gelungen, dem großen Meister, den Kopf zu formen, der sich vordem seiner gestaltenden Hand immer entzog, seines Herrn Heinrichs Kopf. Aber da es ihm gelang, war es nicht mehr der Kopf eines Herzogs; auf der hohen Stirn des Reiters saß die Krone — des Königs.

„Du hast gewußt, wofür du starbst, Freund", sagte da Herr Heinrich. „Und ich weiß, wozu ich leben muß."

8. Kapitel: Schicksalswende

Sie standen zu dritt auf der Höhe der Merseburg, der Herzog, Thietmar und Erminfried, der seinem Herrn hier an Ort und Stelle noch einmal genauestens den Verlauf der unglückseligen Schlacht anschaulich geschildert hatte. Sie blickten jetzt schweigend von der Burghöhe über das Land. Dort zwischen Saale und Sumpfniederung hatte Erwin sein Heer aufgestellt, da war der Weg der Ungarn, von dort drüben kamen ihre Reiterangriffe, es war alles klar und verständlich. Wie hätte man es anders machen sollen? fragte sich Herr Heinrich. Gewiß, Erwin hätte sich hier oben verschanzen können, wie er es mit seinem Heer auf Grona tat; aber die Ungarn waren nicht die Franken. Soweit kannte man sie nun schon, um zu wissen, daß das völlig zwecklos gewesen wäre; die Ungarn hätten ihren Troß gedeckt und wären an Burg und Besatzung vorbeigezogen, weiter nach Sachsen hinein. Was schierte sie eine Besatzung in ihrem Rücken; sie waren ja viel schneller als diese.

„Erwin ist zu schwach gewesen", meinte Thietmar; „wir haben ihm zuviel Männer weggenommen damals."

Heinrich schüttelte den Kopf.

„Nein", sagte er, „das allein war es nicht. Erwin hätte mit seinem Aufgebot dem Heer widerstanden, wenn es nicht die Ungarn gewesen wären, mit denen er zusammenstieß."

Wie der Herzog das meine, fragte Thietmar.

Heinrich schaute den Berghang hinunter, an dessen Fuß die verkohlten Trümmer der Häuser lagen, die verbrannt worden waren, als die Ungarn abzogen. Seine Augen suchten den Fleck, auf dem des Grenzgrafen Haus gestanden hatte, Erwins und der Hathburg Hof.

„Seht", sagte er dann zu Erminfried und Thietmar, den Blick widerwillig losreißend von jenem Fleckchen Erde, „es ist nicht die Zahl der Kämpfer gewesen, woran Erwins Schlachtordnung zerbrach, sondern unser Kämpfen überhaupt. Was nützt uns der Wurfspeer, wenn der Feind nicht nahe genug kommt, daß wir werfen können; was hilft das Schwert, wenn der Ungar außer seiner Reichweite bleibt. Was bedeutet unsere Kraft, wenn der andere sich ihr schnell und mühelos entzieht auf seinem flinken Pferd. Es ist nun immer so gewesen, daß wir die Ungarn nicht haben packen können. Sie sind eben schneller als wir."

„Richtig", sagte Thietmar und dachte daran, daß er auf seinem jüngsten Zug ebenfalls nicht zum Schlagen kam und noch froh sein mußte, daß sein Erscheinen in ihrer Nähe die Ungarn zum schleunigen Aufbruch und zur Umkehr bewog.

„Wir sind zu langsam und zu schwerfällig ihnen gegenüber", fuhr Herr Heinrich zu reden fort. „Wir wollen sie angehen bedächtig mit geballter Kraft, wie das unsere Art ist; sie aber sind wendig wie Katzen. Der Vergleich stimmt. Es ist

als wenn der Stier mit der Katze kämpfen wollte. Schwerlich wird dabei der Stier ihrer Herr werden. Wir werden so lange mit den Ungarn nicht fertig, als wir nicht lernen, uns so schnell zu bewegen wie sie. Wir müssen Reiter haben, flinke Pferde, hinter ihnen her sein wie der Blitz aus der Wolke."

„Ein Reiterheer?" fragte Thietmar, zweifelnd daran, daß das möglich sei.

„Jawohl, ein Reiterheer", sagte Herr Heinrich. „Reiter, die fest im Sattel sitzen. Mit dem Schild den Pfeilregen abfangen, indem sie anreiten; dann mit langem Speer gegen den Feind angehen; je länger der Speer, um so sicherer für den Reiter; zerbricht er, dann das Schwert nehmen. Flieht der Feind, ihm nachjagen und nicht locker lassen, bis er aus dem Sattel fliegt."

Thietmar und Erminfried sahen mit Staunen zu dem Mann hinüber, der da sprach, als sähe er das alles schon leibhaftig vor sich. Heinrich fuhr fort:

„Wir müssen es auch mit Pfeil und Bogen versuchen. Aber nicht die Reiter sollen ihn brauchen. Männer, die zu Fuß kämpfen, flinke, leichte, gewandte Männer, die vor den schwerbewaffneten Fußkämpfern stehen, hineinschießen in den Schwarm, der anreitet, ihn anlocken an die Schwertmänner, dann hurtig zur Seite weichen und dem Schwert das Feld freigeben."

„Wenn das möglich wäre — —" sagte Thietmar jetzt. In seinen Augen stand die grenzenlose Achtung vor dem Schüler, der in dieser Stunde weit über seinen Meister hinauswuchs. „Wenn das gelänge!"

„Es ist möglich!" sagte Herr Heinrich bestimmt. „Jetzt, wo wir wissen, daß es notwendig ist, muß es möglich sein. Es gibt nichts in dieser Welt, was nicht wirklich werden kann, wenn

man es nur ernstlich will. Es wird nicht leicht sein", fuhr er fort, „wir werden es nicht von heute auf morgen erreicht haben; vielleicht erleben wir es überhaupt nicht mehr. Aber anfangen damit müssen wir; sofort anfangen!"

„Wir werden anfangen damit, sofort", entgegnete Thietmar; der Kriegsmann hatte die Größe und Bedeutung von Heinrichs Gedanken erfaßt: Das, das allein war der Sieg über die Steppenreiter. „Du hast uns in diesem Augenblick die Welt neu geschenkt, Herr Heinrich. Hab' Dank, mein Herzog!"

„Wir haben nicht vergeblich gekämpft und geblutet", sagte Erminfried, „und sie sind nicht umsonst gestorben, die da drüben gefallen sind. Aus ihrem Sterben wächst neues Leben. Unser wird die Rache sein."

„Und — die Freiheit!" schloß der Herzog. —

Als die Männer von der Burg herabstiegen und an den Fuß des Berges kamen, sahen sie, daß vereinzelt schon die Flüchtlinge zurückzukehren begannen. Sie standen jetzt vor den Trümmern ihrer Häuser, unschlüssig, ob sie bleiben oder anderswohin ziehen sollten.

Heinrich trat unter sie. Sie waren überrascht, ihn zu treffen.

„In den nächsten fünf Jahren soll hier kein Zehent gehoben werden", bestimmte der Herzog. „Jeder von euch bleibt von Abgaben frei, bis ihr aufgebaut und wiederhabt, was euch verlorenging."

Da hatte er schon ihre Herzen gewonnen. Er fragte noch: „Oder — wollt ihr weggehen und die Merseburg im Stich lassen?"

Nein, nein, das wollten sie gewiß nicht, antworteten die Zurückgekehrten, nur — man wisse nicht, wie lange man hier sicher sein könnte vor den Ungarn.

„Baut jetzt nicht mehr als notwendig", erwiderte Herr Heinrich. „Die Äcker, die ihr bestellt, kann euch der Ungar nicht forttragen. Wenn er wiederkommt, darf er hier nichts finden als leere Hütten. Eure Erntehäuser setzt dort droben hinter den Wall. Droht Gefahr, so könnt ihr schnell in Sicherheit sein. Der Wall wird verstärkt, bekommt Mauern und Türme, damit man ihn verteidigen kann. Dann wird den Ungarn wenig daran gelegen sein, euch dort zu belästigen. Auch mit den schnellsten Gäulen können sie keine Wälle einrennen. Und einmal, verlaßt euch drauf, einmal werde ich sie erwischen und ihnen das Wiederkommen gründlich verleiden. Wenn ihr sonst Hilfe oder Rat braucht, wendet euch an den Grafen, der bald hier an Herrn Erwins Statt wohnen wird. Auch ich will oft bei euch sein. Und nun ans Werk, Männer!"

Die Flüchtlinge atmeten auf. Wie leicht war mit einem Male alles geworden, was ihnen vorher noch Sorge und Not gewesen. Und wie er an alles dachte. „Nein, so ein Mann", sagten sie, und machten sich an die Arbeit.

Herr Heinrich war zu Erwins Hofstatt gegangen. Auch hier nur Schutt, Asche, Trümmer. Noch war niemand zurückgekehrt. Ob Frau Hathburg überhaupt noch einmal hier hausen wollte? Es war ein Grafenhof gewesen, und der Graf war tot.

Ich werde nun doch mit ihr reden müssen, dachte Heinrich; man muß ihr die Sorge erleichtern auch um das Kind. Nein, damit kann ich Thietmar nicht beauftragen, das muß ich schon selbst tun. Und es ist wohl auch keine Gefahr mehr für mich dabei, dachte er und lächelte bitter vor sich hin. Dann wandte er sich zu Erminfried.

„Wir werden uns hier trennen, Alter", sagte er. „Ich will mit Thietmar weiterreiten nach Quitlingen und dann den

Weg, den die Ungarn gezogen sind. Ich will selber zusehen, daß der Schaden bald geheilt wird. Du gehst nach Miminleou zurück. Aber ehe wir scheiden, möchte ich eins noch wissen."

Er nahm Erminfried am Arm und ging etwas abseits mit ihm; er wünschte nicht, daß Thietmar ihr Gespräch hören sollte.

„Ich will dich an Herrn Erwins Stelle setzen und dir die Merseburg geben", sagte er dann. „Ich wüßte niemanden, dem ich sie lieber geben möchte als dir. Ein Namenloser bist du nun nicht mehr, Erminfried. Was du einmal deine Schuld nanntest, ist gesühnt. Wenn keine Sippe sich zu dir bekennt, ich bekenne mich zu dir, ich und die Merseburg. Niemand, selbst das Thing nicht, wird dagegen schelten. Was meinst du?"

Erminfried schüttelte den Kopf.

„Ich bin ein alter Mann, Herr Heinrich. Wenn Sigbert noch lebte, ja, dann — dann vielleicht. Die Waltenden haben es so gewollt. Der Sproß, der unfruchtbare und unehrliche, ist verdorrt, wie es sein muß. Was soll ich nun noch mit der Merseburg?"

Heinrich hätte dem Vater des toten Freundes in seinem Leid gern eine Freude bereitet; er dachte auch daran, daß für diesen Wachtposten auf der Merseburg niemand geeigneter war als der Mann, der selbst im Kampf dort gestanden hatte. Es tat ihm leid, daß Erminfried keine Neigung dazu zeigte. Gegen seine Gründe war nichts einzuwenden.

„Ich weiß", sagte Erminfried nach einer Weile in das Schweigen, „du meinst es gut mit mir. Und ich danke dir für deine Güte, Herr. Wenn du glaubst, daß ich dir dort mehr nützen kann als in Miminleou, dann will ich es tun, damit du meinen Dank siehst."

„Nein, Erminfried, Freund, so nicht." Heinrich hob die

Hand. „Zwingen sollst du dich nicht. Der zu danken hat, bin ich."

„Dann — nimm mich nicht weg von Sigbert", bat Erminfried. „Laß das deinen Dank sein. Es ist genug, übergenug."

„Es soll sein, wie du willst", nickte Herr Heinrich sein Einverständnis.

Danach bat er Erminfried noch, ihn bei der Nachforschung über Frau Hathburgs Verbleib zu unterstützen; es sei seine Pflicht, sagte Heinrich, sich ihrer anzunehmen, jetzt wo der Vater für ihn gefallen sei.

Erminfried fragte, ob Heinrich sicher sei, daß Frau Hathburg seine Hilfe brauche und sie dulden werde.

„Soll Hathburg weniger gut behandelt werden als andere, nur darum, weil sie mein Weib war?" entgegnete Herr Heinrich.

„Wenn du jetzt nach Quitlingen reitest", meinte Erminfried, „so wirst du Frau Hathburg dort wohl finden, Herr Heinrich. Aber es wird ein schwerer Weg sein für dich und wahrscheinlich ein ungesegneter", sagte er.

„Ein Mann muß auch Schweres tragen", antwortete Heinrich. „Wie er's kann, das sah ich an dir."

*

Frau Hathburg, die für sich und Thankmar in Quitlingen notdürftig ein Unterkommen gefunden hatte, erschrak, als sie Herrn Heinrich mit seinen Begleitern in den Hof einreiten sah, wo man sie zunächst aufgenommen hatte.

Sie schickte den Knaben in die Kammer, die sie mit ihm bewohnte; er sollte diesem Mann nicht begegnen.

Allein erwartete sie ihn in der Diele, und mit kühler Ablehnung trat sie ihm entgegen, ihm, dem — Herzog des Landes.

„Was wünscht Herzog Heinrich von mir?“ fragte sie kalt. Herr Heinrich senkte den Kopf.

„Muß das sein, Hathburg?“ fragte er ruhig, „muß es sein, daß du mir so begegnest?“

Sie schwieg dazu.

Die Stille lastete auf ihnen, bis Herr Heinrich sagte:

„Du wohnst nicht gut hier, Hathburg. Soll ich dir den Hof deines Vaters aufbauen lassen, oder möchtest du lieber auf einem der Herzogsgüter Wohnung nehmen?“

„Wie kommt der Herzog dazu, mich das zu fragen?“ Ihr Auge sprühte; sie spürte, wie ihr das Blut zu Kopf stieg.

Heinrich antwortete:

„Der Herzog hilft allen, die durch die Ungarn zu Schaden gekommen sind. Er wird auch vor dir nicht halt machen. Du hast mehr verloren dabei als mancher andere, der sich meine Hilfe gefallen läßt. Dein Vater war mein Grenzgraf. Wie könnte ich an deinem Opfer vorübergehen!“

„Ich begehre deine Hilfe nicht, Herzog von Sachsen. Ich wünsche auch dein Mitleid nicht. Ich will überhaupt nichts von dir, nichts, nichts, gar nichts!“

Das Letzte schrie sie geradezu aus sich heraus.

Heinrich blieb auch jetzt ganz ruhig. Er nahm die Helmhaube vom Tisch, auf den er sie beim Eintreten gelegt hatte.

„Ich gehe wieder, Hathburg. Nicht um dich zu kränken, kam ich her, oder um dir wehe zu tun. Bei Gott nicht! Ich kam nur darum, weil ich glaubte, daß etwas über deinen Haß gehen müsse, die Liebe zu deinem Kind, zu ...“

... unserm Kind, hatte er wohl sagen wollen; da unterbrach ihn die Frau.

„Der Herzog braucht sich um die Liebe einer Mutter nicht zu kümmern.“

„Dann ist's gut. Wie du willst, Hathburg", entgegnete Herr Heinrich. „Dann — leb wohl!"

Hinter ihm schloß sich die Tür.

Frau Hathburg stand wie im Boden verwurzelt. Die Wut kochte in ihr, die Wut darüber, daß er es gewagt hatte, dieser Mann, ihr so gegenüberzutreten. Meinte er vielleicht, weil sie jetzt schutzlos sei, müsse sie sich seiner Gnade ausliefern! Nein, Herr Heinrich, die Brücken zwischen uns sind ewig abgebrochen; es führt kein Weg mehr von mir zu dir, du wirst auch keinen mehr finden von dir zu mir, keinen.

Helles Knabenlachen drang an ihr Ohr.

Das Kind, dachte sie, wo ist das Kind?

Sie stürzte ans Fenster und sah Thankmar bei den Reitern auf dem Hofe stehen, die eben wieder aufsaßen; und der vor ihm stand, war — Herr Heinrich. Wie kam der Knabe da hinaus? Hatte sie ihn nicht in die Kammer verwiesen? Mein Gott, dachte sie, er will mir den Knaben davonführen.

„Thankmar", schrie sie verzweifelt. „Sofort ins Haus!"

„Ja, gleich, Mutter", kam die Antwort des Kindes.

Sie sah Herrn Heinrich einen Augenblick das Gesicht ihr zuwenden. Sein Lächeln beruhigte sie. Dann hörte sie ihn zu dem Knaben sagen:

„Du mußt immer tun, was deine Mutter dir sagt. Leb wohl, kleiner Mann!"

Er stieg zu Pferd und ritt davon.

Da fühlte Frau Hathburg, wie sie am ganzen Leibe zitterte.

„Willst du mir das auch noch nehmen, du?" sprach sie tonlos mit bebenden Lippen. —

„Wer war der Mann mit dem feinen Kleid?" fragte eine Weile später Thankmar seine Mutter.

„Das war der Herzog von Sachsen", antwortete diese bedrückt und müde.

„Das war ein lieber Mann, den mag ich wohl leiden", redete Thankmar weiter. „Du auch, Mutter?" fragte er.

„Nein", sagte sie barsch und abweisend, „das ist kein guter Mann. Und du sollst nie mehr mit ihm reden."

„Aber, Mutter", wandte er ein, „warum denn nicht? — Er war wirklich so freundlich zu mir. Ob ich schon reiten könnte, hat er mich gefragt, und ein schönes Pferd wollte er mir schicken, weißt du, ein kleines, hat er gesagt; ich soll aber achtgeben, daß ich nicht 'runterfalle. Da hab' ich gelacht und er auch."

„Hör auf", sagte Frau Hathburg. „Später einmal, wenn du größer bist, will ich dir sagen, warum der Herzog kein guter Mann ist."

„Aber Mutter, ich bin doch schon groß. Ich kann doch schon den Speer tragen."

„Ein unfolgsamer Junge bist du, der seiner Mutter großen Kummer macht" tadelte ihn Frau Hathburg jetzt. „Ich habe dich vorhin in die Kammer geschickt. Wie kommst du auf den Hof?"

„Das Fenster drin stand offen", gestand er kleinlaut, „und draußen waren doch die Reiter."

„Und was hat der Herzog vorhin zu dir gesagt? Daß du immer tun sollst, was deine Mutter will. Dann tu es auch!" sagte sie streng.

„Ja, Mutter", versprach Thankmar und gleich danach: „Mutter, wenn er mir das Pferd schickt, das kleine, weißt du, das behalten wir doch? Ja, Mutter?"

Frau Hathburg seufzte.

„Nein, das behalten wir nicht", antwortete sie. „Aber ich

werde dir ein Pferd schenken, ein schöneres noch; dann kannst du auch reiten. Aber nur, wenn du folgsam bist." —

Am Abend lag Frau Hathburg lange noch wach.

„Den Knaben sollst du mir nicht nehmen, Herzog von Sachsen, nicht mit Worten und nicht mit Geschenken! Es ist mein Knabe, Herr Heinrich; und wenn es sein muß, werde ich darum kämpfen wie die Henne gegen den Habicht, wenn es um ihre Brut geht. Nehmen sollst du mir das Kind nicht!"

Ihre Seele ahnte, was an Kampf und Not ihr noch bevorstand.

*

Herr Heinrich ritt von Quitlingen aus mit seinen Begleitern, zu denen auch Thietmar gehörte, weiter auf der Spur des Ungarnzuges. Zerstörte Gehöfte, ermordete, mißhandelte, beraubte Menschen, niedergetretene Saaten, zerrittene Felder bezeichneten den Weg, den sie gezogen waren; Kirchen und Klöster waren ausgeplündert worden, Vieh geraubt, Lebensmittelvorräte mitgenommen und vernichtet, was mitzunehmen nicht möglich war oder sich nicht lohnte. Frauen und Kinder, ja selbst Greise noch waren in die Gefangenschaft fortgeschleppt worden.

Allenthalben mußte Herr Heinrich Mut zusprechen, Verlassene trösten, Gebeugte aufrichten, Verzweifelnde wieder zur Arbeit bewegen. Er half, wo Hilfe nottat, besprach mit den Gaugrafen, was hier und dort geschehen müsse, um solche Verheerung künftighin, wenn noch nicht unmöglich zu machen, so doch in ihrem Ausmaß zu mildern. Vor allem sollte der Verlust an Menschenleben vermieden werden. Menschen waren das kostbarste Gut des Sachsenlandes: Die Männer seine Gegenwart, die Kinder seine Zukunft, die Frauen und Mütter

aber die Walterinnen über beides, das Heute und das Kommende. Wenn der Blutstrom des Volkes verebbt, wie will das Volk dann leben! Der Krieg gegen den König hatte Menschenleben gekostet, mehr noch, viel mehr der Einfall der Steppenreiter. Allzuoft durfte solcher Aderlaß nicht kommen. Dahin galt es vor allem jetzt zu wirken.

Wo der Herzog hinkam, nahm man ihn bewegten Herzens und dankbar auf; wenn er ging, folgten ihm Segenswünsche, und getröstete Menschen gingen an die harte Arbeit ihres Tagwerkes. Nach Wochen erst endete Herzog Heinrichs Fahrt in seiner Pfalz in Nordhausen.

Es war fast Nacht, als die Reiter hier eintrafen. Frau Mathildis empfing ihn beglückt und doch auch etwas mißmutig.

„So lange hast du mich warten lassen, mein Herr Heinrich", sagte sie. „Durch viele Wochen bin ich allein gewesen, ganz allein."

Heinrich lachte begütigend und streichelte ihre Hand.

„Ganz allein?" antwortete er. „Aber Frau, wie kannst du das sagen! Du hast die Kinder gehabt und deine Gefährtin Diethmot und den Hof mit seiner Arbeit und seiner Freude. Wie willst du da ganz allein gewesen sein?"

Sie saßen am Kamin in der Halle nieder, wo aus mächtigen Holzscheiten knisternde Flammen schlugen und wohlige Wärme schufen.

„Doch", beharrte die Frau schmollend, „ich bin allein gewesen. Die Kinder?" sagte sie, „ja, sie sind lieb, und ich habe sie gern; aber da ist keins, das ich Heinrich nennen kann ..."

„Dann werden wir den nächsten Knaben eben Heinrich nennen", warf der Mann ein. Sie tat, als habe sie das Wort nicht gehört.

„... und Diethmot", fuhr sie fort, „an ihr habe ich auch keine rechte Freude mehr; sie ist einsilbig und still geworden, wer mag wissen, warum. Und die Hofwaltung? — Meinst du, daß es mich freut, wenn ich schon im voraus weiß, daß du doch wieder schiltst, weil ich zuviel weggeschenkt habe?"

„Falsch, falsch, Frau Mathildis!" fiel nun Heinrich dazwischen, halb scherzend, halb ernsthaft. „Nicht daß du wegschenkst, tadele ich; sondern daß du denjenigen gibst, die schon genug haben. Ich bin kein Geizhals", sagte er weiter, „wahrhaftig nicht! Was meinst du, wieviel ich auf meinem Ritt durch die Gaue weggeschenkt habe. Aber da war Not zu lindern, Niedergerissenes aufzubauen, Beraubten zu helfen und den Bedürftigen das Allernotwendigste zu schaffen. Wenn du so gibst, Frau, werde ich niemals dich tadeln. Wem aber schenkst du zumeist? Den Mönchen und Nonnen und ihren Häusern, den Priestern und ihren Kirchen, den Bischöfen, als ob sie nicht schon genug hätten, mehr als genug!"

„Was wir den frommen Vätern und der Kirche spenden, geben wir Gott", entgegnete Mathildis — das Gespräch war nun ganz ernsthaft geworden — „es ist unser Dank, und er schenkt es uns tausendfach zurück."

„Glaubst du wirklich, Mathildis, daß Gott auf unsere Gaben angewiesen ist?" fragte Heinrich. „Was fängt er an mit den Äckern und mit dem Geld, das die Menschen ihm geben? Lebt er davon? Oder der Bischof von Halberstadt und der Herr in Mainz und die Klostermänner und Nonnen! Nein, Mathildis, Gott braucht unsere Gaben wahrhaftig nicht. Aber daß der Not gesteuert wird, die über uns kam und über unser Volk, daß die Menschen wieder zu Kraft kommen, und die Verzagten Mut zur Arbeit gewinnen, die Geschlagenen sich aufrichten und die Kranken gesund werden, das will Gott."

„Und denkst du nicht daran, daß wir uns das ewige Leben gewinnen mit den guten Werken, die wir tun?" wandte Mathildis dagegen ein.

„Ist, was ich tue, etwa nicht gut?" fragte Herr Heinrich. „Kann jemand Besseres tun vor Gott, als wenn er unser Volk erhält, das doch auch Gottes Volk ist? — An das ewige Leben denken, sagst du? Mir macht das jetzige genug zu schaffen, Frau! Ich habe gekämpft für unsere Freiheit und unser Recht. Ich bin wochenlang durch die Gaue geritten, um die Schäden zu heilen, die uns der Ungar geschlagen hat. Ich sitze und grüble, was man bessern kann und anders einrichten, damit unsere Sachsen leben, schaffen und ruhig schlafen können. Gott wird mich nicht scheel ansehen, wenn ich dabei nicht Zeit habe, an das ewige Leben zu denken."

„Eben darum sollst du froh sein und dankbar, wenn die Frommen ihre Fürbitte auch für dich vor Gott bringen", sagte Mathildis.

„Wenn sie es nur tun, weil du sie dafür bezahlst, so sollen sie's getrost sein lassen", entgegnete Heinrich unwirsch und stand auf.

Er war nun wirklich ärgerlich, teils über die Frau, teils über sich, daß ihm der erste Abend, den er seit langem daheim war, damit verdorben wurde.

Auch Frau Mathildis war betrübt und schwieg gekränkt. Des Mannes Art verletzte ihre empfindsame Seele, die ganz in den Gedanken der christlichen Lehre eingesponnen war.

Heinrich ging ein paarmal in dem Raum hin und her. Er hätte nicht sagen können, wie es kam, daß da mit einem Male die Begegnung mit Hathburg vor seiner Erinnerung stand. Das war eine andere Frau, dachte er, die sprach nicht vom ewigen Leben, aber sie stand ganz allein in dem wirklichen, ihr

gegebenen; sie war von einem Stolz, der demütigte; von ihrem Haß ging eine Eiseskälte aus, dachte Herr Heinrich, aber wohler habe ich mich dort gefühlt als jetzt hier.

Er erschrak ordentlich bei dem Gedanken, daß er zu vergleichen anfing, wo es nichts zu vergleichen gab — für ihn nicht mehr. Nein, das durfte nicht sein. Ich bin ein Narr, sagte sich Herr Heinrich. Er trat zu Mathildis und sah, daß sie Tränen im Auge hatte.

„Frau", sagte er da, „wenn dich meine Worte kränkten, verzeih mir. Ich weiß, daß du in manchem anders denkst als ich. Ich will dir nichts nehmen davon und dich nicht anders haben, wie du bist. Du wärst sonst nicht mehr Mathildis, meine Mathildis. Aber du mußt auch mich lassen wie ich bin; sonst höre ich auf Heinrich zu sein, und das wäre schlimm. Und nun wisch' dir die Tränen fort, Frau. Es soll über Gott keinen Streit mehr geben zwischen uns, Mathildis. Wozu auch sollen wir darüber reden! Das mögen die tun, die sich Gottes Diener nennen und seine Sachwalter. Wir können nichts anderes sein als des Herrgotts Handlanger auf dieser Erde. Und das ist, meine ich, genug."

Seine Hand fuhr über den blonden Scheitel der Frau. Sie hob den Kopf und sah zu ihm auf, abbittend und demutsvoll.

„Es war nicht recht von mir, mein lieber Herr, daß ich klagte, als du kamst, statt mich zu freuen über deine Heimkunft. Und ich habe mich doch so auf diesen Tag gefreut."

Sie stand auf und legte ihm die Hände auf die Schulter.

„Du darfst mich nicht wieder so lange allein lassen", bat sie; „es ist nicht gut für mich, wenn ich ohne dich sein muß, mein lieber Herr, du."

„Nun brauchst du ja nicht mehr allein zu sein", tröstete sie

Herr Heinrich und schloß sie in seine Arme, „nun bin ich ja bei dir."

„Ja", antwortete die Frau leise, „nun — bist du bei mir. Du — bei mir."

*

Es war am nächsten Morgen, daß Herr Heinrich Diethmot begegnete und sie ihn fragte:

„Ist es wirklich wahr, Herr Heinrich, daß auch Sigbert gefallen ist, Sigbert aus Miminleou?"

Heinrich blickte sie einen Augenblick besorgt an, ehe er antwortete:

„Ja, Jungfrau Diethmot. Es ist so."

„Danke, Herr Heinrich", sagte das Mädchen und wollte gehen. Aber der Herzog hielt sie zurück.

„Wir trauern beide um ihn und werden ihn nicht vergessen", sprach er; „aber leben, Diethmot, leben müssen wir nun auch ohne ihn."

Sie sah ihm starr ins Gesicht, betroffen davon, daß der Mann wußte, was sie als ihres Herzens Geheimnis wähnte.

„So hat er es gewollt, Diethmot, ehe er von uns ging", redete Heinrich weiter, „und dafür ist er gestorben, daß wir leben sollen. Sieh dir seine letzte Arbeit an, wenn du wieder nach Miminleou kommst, dann wirst du auch das verstehen. Du wirst deinen Schmerz bezwingen, Diethmot, und — leben."

Sie nickte tapfer unter Tränen, schlug die Hände vors Gesicht und ging.

Heinrich sah ihr nach.

Da gehst du nun, Jungfrau Diethmot, und bist traurig, dachte er. Wenn es nach mir gegangen wäre, dann hätte dich Sigbert zu seinem Weibe gemacht. Und dann hättest du heute

zwei Buben von ihm oder drei. Deine Trauer wäre darum nicht geringer, Diethmot, aber dein Leben wäre besser; denn dann müßtest du für Sigberts Kinder leben. Und auch Erminfried wäre getröstet, dachte Herr Heinrich.

Als er später mit Frau Mathildis darüber sprach, daß Sigbert gefallen und Diethmot in großer Trauer um ihn sei, da konnte Frau Mathildis nicht verstehen, warum Herr Heinrich sagte:

„Wir haben ein Unrecht an ihr gutzumachen und müssen trachten, daß sie zu sich und ihrem Leben zurückfindet."

*

Wochen danach erschien der Bischof von Halberstadt bei Herzog Heinrich, von ihm Urlaub zu einer Fahrt nach Hohenaltheim zu erbitten, wohin Heriger von Mainz, Hattos Nachfolger, zugleich im Namen des Königs sämtliche Bischöfe des Ostfrankenreiches zu einer Synode eingeladen hatte.

„Und was soll es in Hohenaltheim geben?" fragte der Herzog den Bischof.

„Es wird ein Bote des Heiligen Vaters in Rom zugegen sein, um den Streit zu schlichten, der um Herrn Burkarts Tod in Schwaben entstanden ist", antwortete der Bischof.

„Ach!" sagte Herr Heinrich. „Dazu braucht man also einen Gesandten von Rom? Um in deutschen Gauen Ordnung zu schaffen!"

Es solle auch über das Recht der Kirche gesprochen werden, wie es in den alten Gesetzen und Schriften niedergelegt sei, und über die Stellung des Königs im Reiche, berichtete der Bischof weiter.

„Aha!" meinte Herr Heinrich. „Nicht vielleicht auch darüber, daß der Heilige Vater in Rom überhaupt zu bestimmen

hat, wer hier bei uns König sein darf und wer nicht? Er hat ja vormals schon Herrn Karl von Franken zum Kaiser gemacht und, wie ich hörte, jetzt Berengar von Italien mit dessen Krone gekrönt. Warum sollte er künftighin nicht Gleiches mit allen Königen der Welt tun!"

Der Bischof wandte ein, daß es doch gut sei, wenn der ewige Streit zwischen dem König und seinen Herzögen endlich einmal geklärt würde. Wie aber sollte das anders möglich sein, als daß man das alte Recht und Gesetz wieder zur Geltung brächte.

„Darin sind wir einig, Bischof", entgegnete Herr Heinrich. „Auch ich bin der Meinung, daß allein das alte Recht für uns zu gelten hat, das Recht, wonach das Thing den benennt, der unser Herr sein soll."

„Das Thingrecht?" sagte der Bischof. „Nein, das habe ich nicht gemeint. Als das Thingrecht galt, gab es noch keinen König. Das Königsrecht hat das Thingrecht aufgehoben. Was König Karl darüber niedergeschrieben hat, das allein kann jetzt als unser Recht gelten."

„Du irrst, Bischof", sagte der Herzog. „Das Recht lebt nicht von dem Pergament, auf dem es wer niedergeschrieben hat; das Recht lebt von den Männern, die es in ihrer Brust tragen und dafür einstehen. Du kannst nicht sagen: vormals galt das Thingrecht, und heute soll das Königsrecht gelten. Was nicht in uns als Recht lebt, kann nicht unser Recht sein. Was man einmal uns aufgezwungen hat, früher, als wir schwach waren, das kann nicht ewig dauern, das fällt ab von uns, nachdem wir wieder stark geworden sind. Und ihr Bischöfe wollt euch jetzt dagegen stellen?" fragte Herr Heinrich. „Ihr wollt dulden, daß ein Gesandter des Bischofs von Rom feststellt, was hier bei uns als Recht zu gelten hat?"

Der Bischof von Halberstadt schwieg nachdenklich. Was der Herzog da sagte, das klang so uneben nicht. Und doch konnte er nicht ganz damit einverstanden sein.

Er könne doch aber dem Befehl des Königs und des Erzbischofs von Mainz nicht den Gehorsam verweigern, wandte er ein.

„Wer hat dich zum Bischof von Halberstadt gemacht?" fragte Herr Heinrich. „Der König? — Der Erzbischof von Mainz? — Oder der Herzog von Sachsen?"

Der Bischof mußte zugeben, daß es Otto der Erlauchte gewesen war, der ihn nach Halberstadt berufen habe.

„Also der Herzog von Sachsen", stellte Heinrich fest. „Und Herzog von Sachsen bin jetzt ich. Hör zu, ich will dir etwas sagen, Bischof. Was man in Hohenaltheim sinnt, das nenne ich — Verrat. Jawohl, Verrat!" bekräftigte er noch einmal, als er des Bischofs erschrockene Augen sah. „Verrat nicht nur an unserm Recht, sondern an unserm Volk, auch wenn es der König tut und der Herr von Mainz. Du kannst wählen, was dir lieber ist: Bischof von Halberstadt zu bleiben wie bisher, oder nach Hohenaltheim gehen und — Verräter werden. Dann ist freilich hier in Sachsen kein Bleiben mehr für dich. Nun tu, was du willst."

Wie er zu dem Bischof von Halberstadt gesprochen hatte, so gab Herr Heinrich auch den andern Bischöfen in Sachsen seine Meinung kund. Danach fand sich auch nicht einer bereit, nach Hohenaltheim zu fahren, und das keineswegs aus Furcht vor des Herzogs Zorn, sondern weil die meisten doch einsahen, daß Herr Heinrich im Grunde genommen recht hatte. —

Die Synode von Hohenaltheim unter dem Vorsitz des römischen Legaten war König Konrads letzter Versuch, die königliche Gewalt gegenüber den widerstrebenden Herzögen doch noch

durchzusetzen. Wie vormals das königliche Schwert dem Kreuz den Weg geebnet hatte, so sollte nun die Kirche die Krone stützen und das Schwert stählen, das gegen jeden gezogen wurde, der der Krone Widerstand zu leisten versuchte.

Zwar wagte Konrad nicht, Herzog Heinrich selbst nach Hohenaltheim zu fordern, wie er es mit Erchanger und anderen tat, vielleicht, weil er damit bedeuten wollte, daß er Heinrichs Herzogsamt überhaupt nicht anerkenne, gewiß aber, weil er hoffte, hier die sächsischen Bischöfe gegen ihren Herrn aufwiegeln zu können, wie das auch in Bayern Erfolg zu haben schien. Denn hier hatte sich gegen Arnulfs Bemühen, Kirchengut — ähnlich wie es in Sachsen geschehen war — zu besetzen und seine Lehnsmannen und Getreuen damit zu beleihen, ein nicht unbeträchtlicher Widerstand erhoben, dessen Seele der Bischof von Reginesburg war, der wiederum in Thiedo, dem Bischof von Wirziburg, einen Fürsprecher bei König Konrad hatte. Da in Schwaben durch das trotzige Auftreten der Grafen Erchanger und Berthold gegen den König und den Bischof von Konstanz ebenfalls neue Unruhen aufgekommen waren, entschloß sich Konrad, alle Streitfragen vor den Richterstuhl der Kirche zu bringen, die — das wußte er genau — ihm recht geben und damit ihm den Rücken und das Schwert stählen mußte.

So wurden alle Bischöfe des Reiches nach Hohenaltheim eingeladen, und der König forderte die schwäbischen Grafen wie den Herzog von Bayern auf, dort zu erscheinen, ihre Sache vorzutragen, damit man zu einer friedlichen Beilegung der Streitigkeiten komme. Daß er sich damit nicht mehr wie vordem von der Kirche nur beraten ließ, sondern ihr die Würde der Krone, ja, die Gewalt des Königs geradezu auslieferte, das merkte Herr Konrad erst, als es zu spät war.

Wohl hätte ihm zu denken geben müssen, daß die sächsischen Bischöfe überhaupt nicht erschienen und ebenso Arnulf sich weigerte, nach Hohenaltheim zu kommen; aber er brachte es nicht fertig, noch in allerletzter Stunde das Rad herumzuwerfen oder wenigstens aufzuhalten, das sein Königtum unrettbar zermalmen mußte.

Der päpstliche Legat war ein kluger Mann. Ihn kümmerten die Streitigkeiten im Ostfrankenreich gar nicht. Er wußte, daß es seine Aufgabe sein mußte, vor allen Dingen die Stellung der römischen Kirche zu festigen, die Unabhängigkeit der Bischöfe und Priester von den weltlichen Machthabern zu erreichen und, wenn möglich, die königliche Gewalt selbst zum Werkzeug des römischen Oberhirten zu gewinnen.

Gestützt auf alte Urkunden und Rechtstitel, die nichts anderes als eine glatte Fälschung waren, stellte er fest und ließ beschließen:

zum ersten, daß die Geistlichen sollten hinfort nicht mehr der weltlichen Gewalt unterworfen sein;

zum zweiten, daß den Geistlichen müsse gestattet werden, in allen Dingen, die ihr kirchliches Amt angingen, den Heiligen Vater in Rom als ihren obersten Herrn anzurufen;

zum dritten, daß mit dem kirchlichen Bann und ewiger Verdammnis bestraft werde, wer noch einmal an kirchlichem Besitz und Recht sich vergehe;

zum vierten schließlich, daß ebenso mit der Strafe des Bannes und der ewigen Verdammnis bestraft werde, wer auf den Untergang des Königs sinne, ihn des Reiches berauben wolle oder sich gar gewaltsam die Königsherrschaft anmaße.

Danach war es kein Wunder, daß die Synode die beiden schwäbischen Grafen mit ihren Ansprüchen auf die Herrschaft und ihren Klagen über den Bischof von Konstanz wegen des

Mordes an Herzog Burkart nicht nur abwies, sondern sie als Rebellen gegen den König und die Kirche festsetzen ließ und der königlichen Gewalt zur Verurteilung überantwortete. Auf Befehl des Königs wurden sie nebst ihrem Neffen, der sie begleitet hatte, hingerichtet. Endlich einmal hatte der König seinen Willen durchsetzen können. Freilich um welchen Preis! In Schwaben wurde danach der Graf Burchard zum Herzog berufen, dessen Vater in Rätien geherrscht hatte.

Wie gut hatte Herzog Arnulf daran getan, nicht nach Hohenaltheim zu kommen! Ihm wäre wohl das gleiche Schicksal beschieden gewesen wie den wackeren Schwabenherren, die im Vertrauen auf ihr gutes Recht und das Wort des Königs, ihre Klagen gerecht zu prüfen, frei und unbekümmert nach Hohenaltheim gegangen und schmählich betrogen worden waren.

König Konrad, gestützt auf die in Hohenaltheim ihm zuerkannten Rechte, rückte nun gegen Arnulf von Bayern. Es gelang ihm, Reginesburg zu gewinnen; Arnulf mußte sich zurückziehen. Er ging nach Salzburg, ordnete sein Heer neu und erwartete den Einmarsch des Königs und die Entscheidungsschlacht. Als Konrad jedoch nicht kam, rückte Arnulf im nächsten Jahr wieder vor, besetzte die Gaue seines Landes erneut und vertrieb Eberhard aus Reginesburg, so daß der König in der Folgezeit noch einmal gegen den Herzog ziehen mußte. Diesmal focht er mit weniger Glück und kehrte mit schweren Wunden heim. Sein Stern war im Sinken begriffen.

*

Die Wintertage des Jahres 918 sahen in Fridislar einen todwunden Mann, an Bett und Lehnstuhl gefesselt, äußerlich und innerlich unfähig, sein hohes Königsamt noch weiterhin

auszuüben. In der aufgezwungenen Muße schlafloser Nächte und schmerzgepeinigter Tage hatte Konrad Gelegenheit, sein Handeln und seine Anschauungen immer und immer wieder zu überprüfen.

Wo war der Fehler in seiner Rechnung? das fragte er sich. Er hatte als ein Nachfolger König Karls mit Karls Mitteln und Gedanken das Königsamt verwalten, behaupten und durchsetzen wollen. Es war mißlungen. Nein, er täuschte sich darüber nicht mehr hinweg: es war mißlungen. Der alte Herzog Otto hatte recht behalten, Konrad hatte es nicht schaffen können, das Reich, von dem sie sprachen. Außer seinen Franken, deren Herzog er gewesen war, kümmerte sich niemand um ihn. Ja, zuweilen kam er sich vor wie ein Ausgestoßener und Verfemter. Einem Wolf gleich bin ich umhergezogen, sagte er sich jetzt, hierhin und dahin; und wo ich hinkam, waren unübersteigbare Hürden, richteten sich Mauern auf, die nicht niederzuringen waren. Immer wieder kreisten seine Gedanken um diese letzte Unterredung mit Otto dem Erlauchten. ‚Weil du ein Pfaffenkönig bist', hatte der gesagt, ‚weil du zu den Bischöfen hältst.' War es wirklich darum, daß ihm alles mißlungen war? Er dachte an die Empörung, die nach Hohenaltheim ihm entgegengeschleudert worden war; von Verrat wagten sie zu sprechen. Er sah Erchanger wieder vor sich stehen und Berthold, beide in Ketten gelegt, ihn mit verächtlichen Blicken mustern und hörte Erchangers Stimme sagen: ‚Nun bist du ganz Hattos würdig, Konrad von Franken. Nun gibt es keinen König mehr!'

Wenn solche Bilder vor ihm aufstiegen, stöhnte der König und wand sich in Qualen, und seine Umgebung bedauerte ihn, weil seine Wunde und seine Krankheit ihm so zu schaffen machten.

Nein, was ihn am härtesten quälte, war die Sorge für die Zukunft; nicht für seine eigene — er wußte, er würde von diesem Lager nicht mehr aufstehen; was da drinnen wühlte und brannte, das war wohl das Ende, der Tod. Was ihn sorgte, war das Königtum, das Reich, nach dem auch er, gerade er Verlangen trug. Nun würde es ganz dahin sein. Es würde Franken geben und Bayern und Sachsen und Schwaben, aber kein Reich mehr; die Herzogsgewalten hielten es ja nicht einmal für nötig, auch nur die einfachsten Formen des Rechtszustandes zu wahren. Und Eberhard, der nun Anspruch auf die Krone hatte, Eberhard? Nein, der würde es ebensowenig schaffen können. Gab es überhaupt einen, der das fertigbrachte? — Wieder sah der König den alten Sachsenherzog vor sich, hörte ihn sagen: ‚Heinrich, mein Sohn.‘ Unabläßig ging dies Wort mit ihm. Es erzürnte den König nicht mehr wie vormals. Wer ohne Hoffnung für sich ist, so wie ich, dachte er, den kann nichts mehr kränken. Ruhig bedachte Konrad, ob Otto auch damit recht behalten könnte.

Heinrich ist anders als ich war, dachte der König. Sachsen ist stark und mächtig. Die Bischöfe mögen ihn nicht, der von Mainz und von Konstanz; aber die von Sachsen kamen nicht nach Hohenaltheim; sie stellten sich zu Heinrich. Sie werden mit ihm gehen und hinter ihm stehen auch gegen Mainz, wenn es notwendig sein sollte. Muß es überhaupt dazu kommen? fragte sich der König weiter. Heinrich lehnt die Bischöfe ab, ja, aber er läßt sie in Frieden; seine Gemahlin stiftet sogar Kapellen und Kirchen, ist eine fromme Frau, wie man hört. Es wird Auseinandersetzungen geben, dachte der einsame Mann auf seinem Lager, aber der Sachsenherzog ist klug und sehr geschickt; er kann sich auf seine Mannen verlassen. Wenn es gelänge, dachte Konrad sehnsüchtig, wenn es gelänge, Sachsen

und Franken zusammenzubringen, der Macht könnten die andern nicht widerstehen, die Schwaben nicht, die Bayern nicht, und dann könnte Lothringen zurückgewonnen werden, und dann würde es doch erstehen, das Reich, wie — Otto es vorausgesagt hat.

Konrad fieberte bei diesem Gedanken. Dann aber legte sich eine neue Last auf seine Seele: Eberhard. Würde der Bruder zugeben, daß Heinrich die Krone trug, die er selbst hätte tragen mögen? Konrad wußte, wie sehr der Bruder daran hing, daß des Reiches Krone bei den Konradinern verblieb. Konnte Eberhard verzichten? Würde er verzichten? Bange Frage, wann wirst du Antwort finden?

Am Tag der Wintersonnenwende, kurz vor dem Weihnachtsfest, kam Herzog Eberhard, Konrad zu besuchen. Er fand ihn schwächer geworden und nicht gut aussehend. Konrad saß im Armstuhl und schlief, als Eberhard eintrat. Eberhard ließ ihn schlafen und setzte sich derweil auf eine Bank beim Feuer, von wo er den König beobachten konnte. Konrad schien selbst im Traum noch von den Sorgen um Reich und Krone verfolgt zu werden; er phantasierte, nannte Namen, aber es war kein Zusammenhang zu erkennen. Auch seinen Namen hörte Eberhard nennen und den Heinrichs. Der König stöhnte im Schlaf und warf den Kopf an der Lehne herum. Litt er Schmerzen? Eberhard trat heran, legte vorsichtig seine Hand auf die des Bruders, die sich in der Armlehne des Sessels verkrampfte. Da wurde der König ruhiger.

„Ja, Eberhard", flüsterte die Stimme des Königs wie aus weiter Ferne, „nun ist's gut, alles — gut."

Der Kopf legte sich sanft auf die Seite, tiefe Atemzüge kündeten an, daß Konrad schlief.

Stirbt er? dachte erschrocken Eberhard. Aber Konrad schlief

wirklich, und der heilkundige Mönch, der den König pflegte, meinte sogar, nun dürfe man Hoffnung haben, der König schlafe sich gesund.

In der Tat fühlte sich Konrad, als er nach einigen Stunden erwachte, frisch und kräftig wie seit langem nicht. Als aber Eberhard seiner Hoffnung Ausdruck gab, schüttelte der König den Kopf.

„Nein", sagte er zu Eberhard, „wir wollen uns nicht täuschen. Bald wird es aus sein mit mir. Wenn ich noch einmal zu Kräften kam, so nur, weil ich sie brauche zur letzten, allerletzten Tat, zur schwersten, mein Bruder", sagte der König. „Es muß Frieden werden zwischen den Sachsen und uns."

„Liegt es an uns, wenn nicht Frieden ist zwischen Heinrich und dir?" entgegnete Eberhard. „Hast du ihm nicht oft genug die Hand zur Versöhnung geboten?"

„Doch, doch", antwortete Konrad, „es liegt an uns. Nicht die Hand, die genügt nicht, die Krone müssen wir ihm bieten, den Stirnreif und das Schwert, den Mantel und die Lanze."

Eberhard erstarrte.

„Wie?" fragte er. „Du willst —? Du könntest —?"

Des Königs Hand legte sich auf seinen Arm.

„Bruder", sagte Konrad, „hör mich an: Wir haben alles gehabt, das Recht des Königs und die Gewalt, den Heerbann aufzubieten, wir haben Burgen und Waffen, wir tragen die königlichen Abzeichen und alles, was die königliche Würde erheischt. Alles haben wir gehabt, nur eins nicht: das Glück, das uns zum Erfolg hätte führen müssen. Das Glück stand gegen uns auf und hat gegen uns entschieden. Und hat sich für Heinrich entschieden", sagte der König, „für Heinrich und Sachsen. Ja, Bruder, sieh, das weiß ich nun: Das Heil des Reiches liegt bei den Sachsen, nicht bei uns mehr. Und auch

das ist gewiß: Heinrich wird des Reiches König sein; ob wir es wollen oder nicht."

Er schwieg und holte tief Atem.

Auch Eberhard schwieg, nachdenklich geworden durch des Bruders Worte. Da fuhr der König zu reden fort:

„Eberhard", sagte er, „Heriger will, daß du nach mir König wirst, und die Bischöfe wollen es und deine Franken. Einer nur will das nicht, einer muß dich warnen und dir abraten, einer muß dir sagen: Hier sieh mich an, das bin ich geworden als König, ich, dein Bruder. Glaubst du, daß dir mehr gelingt als mir? Kannst du Heinrich bezwingen oder auch nur Arnulf?"

Der Frankenherzog dachte an die Niederlagen, die er sich von beiden schon geholt hatte. Er zuckte die Achseln.

„Du kannst es nicht", sagte Konrad dann. „Als mir das einmal einer sagte, einer, der wie ich heute vorm Sterben stand, da habe ich ihm nicht geglaubt und bin meinen Weg weitergegangen bis hierher. Wenn du jetzt mir nicht glauben kannst, Bruder, dann wird es geschehen, daß das Frankenvolk samt dir hinsinkt vor dem, der allein von Gott berufen ist, das Reich zu retten. Dann werden sie mich den Totengräber des Reiches nennen und dich den Zerstörer Frankens. So wird es sein."

Eberhard war tief erschüttert.

„Was willst du, was soll ich tun?" fragte er.

„Geh hin zu Heinrich, mach Frieden mit ihm, und wenn es sein kann, gewinne dir seine Freundschaft. Und sage ihm dies in meinem Namen, sage ihm: Nimm das Schicksal des Reiches in deine Hand, Heinrich von Sachsen; rette du die Krone, die Konrad nicht hat retten können und die niemand retten kann außer dir. Sage ihm: Sei König, Herr Heinrich, unser König und Oberherr! Das sollst du tun, Bruder. Dann

wird mir das Sterben leichter sein; dann ist der Irrtum meines Lebens gelöscht. Bruder, willst du das tun? Bruder?" fragte der König bang und zaghaft.

Eberhard sah ihn an. Er legte seine Hand auf die des Königs und sagte fest und bestimmt:

„Ja, Konrad, ich will dein Bote sein und deine Worte dem Sachsenherzog überbringen; und will bei ihm stehn, wenn er mich noch haben will."

Da lächelte König Konrad dankbar und befreit von einer großen Last.

„Nun ist's gut, Eberhard, alles — gut", sagte er, und seine Stimme klang genau, wie sie vorher im Traum geklungen hatte.

Das war König Konrads letzte und beste Tat. Nie war er mehr König als in dieser Stunde, da er aufhören wollte, es zu sein.

*

Herzog Heinrich war nach Miminlevu gekommen, um hier in aller Stille die Jahreswende zu begehen. Frau Mathildis mußte mit den Kindern wegen der Winterkälte in Herford verbleiben, wohin man vor Wochen gereist war, weil ihr Vater, der Graf Thiadrich, plötzlich schwer erkrankte und starb. Nach dem Weihnachtsfeste, das man noch gemeinsam begangen hatte, war Heinrich dann aufgebrochen und, um nicht allein in Nordhausen bleiben zu müssen, nach Miminlevu gefahren.

So war er jetzt mit Erminfried zusammen. Sie saßen beim lodernden Feuer in der Halle, während draußen in klarer Winternacht Frost und Schnee ihre zauberhafte Welt schufen.

Herr Heinrich hatte Erminfried von den letzten Tagen Thiadrichs erzählt und von seinem Sterben; sie waren ja Brüder gewesen, Erminfried und Thiadrich, des alten Walepert Söhne, bis der Spruch des Vaters sie schied.

Ernst und versonnen saßen die beiden Männer vor dem Feuer und blickten in die Glut.

„So ist er noch vor mir fertig geworden, der Bruder, mit seinem Leben", sagte jetzt Erminfried. „Wer hätte das gedacht, daß ich auch ihn noch überleben sollte. Warum ist mein Leben so zäh, Herr Heinrich? Kannst du mir das sagen?"

Heinrich schaute auf.

„Weil einer von uns dreien hier in Miminleon Wache halten muß. Ich kann es nicht mehr, seit ich der Sachsen Herzog bin, Sigbert kann es auch nicht mehr, seit du ihn da drüben zum letzten Schlaf gebettet hast. Bleibst nur du von uns dreien."

„Über zwei Jahre sind es schon, seit Sigbert fiel", sagte Erminfried in wehem Erinnern.

„Und niemand setzt sein Werk fort", bedauerte Heinrich. „Es ist schade, daß er keinem seine Kunst gelehrt hat."

„Schade ist, daß er keinen Erben hinterließ, kein Kind, keinen Sohn", sagte Erminfried. „Aber das muß wohl so sein. Das war der Waltenden Wille und Gesetz."

Wirklich? dachte Herr Heinrich; aber wenn es Erminfried ein Trost war, wollte er ihn darin nicht stören. Er dachte auch an Diethmot, und daß sie noch immer umherging, ohne zu lachen. Man wird ein wenig nachhelfen müssen, daß sie wieder fröhlich wird und zum Leben findet, dachte Herr Heinrich.

„Wir wollen nicht zuviel zurückschauen", sagte er zu Erminfried, „es ist nicht gut, nur im Vergangenen zu leben."

„Du hast recht, Herr Heinrich", antwortete der Alte. „Du

mußt vorwärtsblicken und vorangehen auf deinem Weg, immer weiter. Aber ich ..."

„Du gehst mit. Natürlich gehst du mit", munterte ihn der Herzog auf. „Denk an Sigberts letztes Bild. Bist du nicht der Nächsten einer bei dem Reiter, der da vorandringt! Wirst mich doch nicht im Stich lassen wollen?"

„Solange mich die Beine noch tragen, gewiß nicht", gab Erminfried zur Antwort. „Aber sie sind nun bald fünfundsechzig Jahre alt, die Beine. Sie werden nicht lange mehr Schritt halten mit dem Roß, das voranstürmt. Wenn sie dann nicht mehr können, dann werde ich dir nachschauen, König Heinrich, und zurückschauen und glücklich sein, daß das letzte Stück meines Weges mich zu dir geführt hat, König Heinrich."

„Wie kannst du mich König nennen!" sagte Herr Heinrich. „Wer will wissen, ob ich es je werde?"

„Doch!" beharrte Erminfried. „Es braucht dazu keiner Sehergabe, das vorauszusagen. Sigbert hat es gewußt, als er den Kopf des Reiters schnitzte, und ich weiß es nun auch."

Heinrich wehrte ab.

„Erst bleiben wir im Vergangenen hängen, dann verlieren wir uns im Kommenden. Wollen wir nicht lieber bei dem bleiben, was eben wirklich ist. Ein Jahr versinkt, und ein neues kommt herauf. Was meinst du, wollen wir ihm auf die Höhe entgegengehen?"

Sie warfen die Mäntel über, setzten ihre Kappen auf und traten vor das Haus. Die Kälte war erträglich. Mond und Sterne hellten die Winternacht auf. Die Schneeflächen glitzerten. Die Luft war rein und klar.

„Prachtvoll", sagte Herr Heinrich, als sie vor das Hoftor traten und den Blick rundum gehen ließen.

Da sahen sie Fackelschein auf dem Wege herankommen. Es mußten Reiter sein, die sich näherten.

„Wer mag da noch unterwegs sein jetzt in dieser Nacht?" sagte der Herzog.

Die Männer blieben beim Tor stehen und warteten auf die Heranreitenden. Vielleicht suchten sie Obdach oder hatten sich verirrt und begehrten Auskunft.

Es waren fünf Pferde, die schnaubend und prustend vor ihnen anhielten.

„Ist dies Miminleou, wo Herzog Heinrich wohnt?" fragte einer der Berittenen.

„Miminleou, ja; und Herzog Heinrich auch, beide sind hier, Herren", antwortete Heinrich.

Der eine der Reiter schwang sich aus dem Sattel, die andern folgten.

„Dann sind wir am Ziel", sagte er, und auf die Männer beim Hoftor zukommend: „Kannst du mich zum Herzog führen?"

„Tut nicht not", kam die Antwort. „Du stehst vor ihm — Eberhard von Franken!" rief Herr Heinrich überrascht; „Herzog Eberhard, was führt dich hierher? Es ist lange, seit wir uns nicht gesehen haben."

„Seit Grona sind zwei Jahre vergangen", sagte ruhig der Franke, „seit dem Tag an der Eresburg fast drei."

„Verzeih, Herzog von Franken", sagte Heinrich, „ich wollte dich nicht kränken mit der Erinnerung an bittere Stunden."

„Es sind das die bittersten nicht gewesen", antwortete Eberhard. „Aus der bittersten komme ich jetzt erst: König Konrad ist gestorben."

„Konrad — tot?" fragte Heinrich erstaunt und erschrocken. „Wann?"

„Am Tag vor dem Christgeburtsfest", antwortete Eberhard. „Ich habe dir sein Vermächtnis zu bringen, Herr Heinrich. Dies ist es: Du sollst König sein, Herr Heinrich, und das Reich retten und seine Krone."

Heinrich schaute Eberhard lange an.

„Das sagst — du mir, Eberhard?" fragte er ungläubig.

„Ich sage dir das im Namen meines königlichen Bruders und aus eigener tiefer Überzeugung: Sei unser König!"

Einen Augenblick noch stand der Sachsenherzog starr und erschüttert, dann wandte er sich schnell ab und ging davon, dem Hügel zu.

„Was hat er?" fragte Eberhard beunruhigt.

„Laßt ihn gewähren", antwortete Erminfried, „er muß erst mit sich allein fertig werden. Morgen, Herren, wird er dann mit euch reden. Kommt ins Haus, zu ruhen nach eurem Ritt!"

Noch einmal blickten sie hinter Herrn Heinrich her. Sie sahen ihn einsam im hellen Licht des Mondscheins bergwärts streben. Über ihm wölbte sich der Bau des Himmels mit seinen zahllosen Gestirnen. Um ihn her war das tiefe Schweigen der Winternacht. Er ging dahin mit seinen ruhigen, sicheren Schritten; er glitt nicht aus, er wankte nicht, er schaute sich nicht um. Sein Blick war vorwärts gerichtet und aufwärts, der Höhe entgegen, die vor ihm lag.

Dritter Teil: Um des Reiches Einheit (919—928)

9. Kapitel: Schwert ohne Griff?

Als der Mai seinen Einzug hielt, rüsteten sich Franken und Sachsen zum Königsthing in Fridislar.

Vier Monate waren vergangen seit jener Nacht zum neuen Jahr, da Herzog Eberhard in Miminleou Herrn Heinrich seines Bruders letzten Auftrag übermittelte und der Sachsenherzog in der Stille mit sich zu Rate ging. Eifrige Verhandlungen waren jener Nacht gefolgt, zuerst in Miminleou und Nordhausen und später, als Eberhard Heinrichs Zusage hatte, von Fridislar aus mit Mainz, den Bayern und den Schwaben. Eberhard als Willensträger seines verstorbenen Bruders tat alles, was ihm möglich war, diesen Willen tatsächlich zu vollstrecken, und Heinrich, der sehr wohl wußte, welchen Verzicht der Frankenherzog damit auf sich nahm, lernte bald genug Eberhard als aufrichtigen, eifrigen und nicht ungeschickten Mann schätzen und achten; ihre Beziehungen wurden in dem Maße herzlicher und freundschaftlicher, als Eberhard sich mühte, die Voraussetzungen für Heinrichs Wahl zu schaffen und Hindernisse zu beseitigen, die ihr im Wege standen. Und diese Hindernisse waren keineswegs gering.

Denn Heinrich hatte erklärt, er werde auf keinen Fall die Königskrone aus der Hand der Bischöfe nehmen, sondern einzig

und allein aus der Hand der Völker. Dagegen verwahrte sich aber die Kirche; Heriger von Mainz ließ Eberhard sagen, er könne keinen König anerkennen, der nicht die heilige Salbung empfangen habe. Schwaben und Bayern aber lehnten Heinrich überhaupt ab, sei es, daß sie sich von einem toten König ebensowenig wollten Vorschriften machen lassen wie vormals von dem lebenden, oder gar selbst sich mit Plänen nach der Krone trugen, wie denn Arnulf ganz offen erklärte, wenn schon ein andrer als der Frankenherzog ein Anrecht auf die Krone geltend mache, so habe er als Verwandter der Karolinger jedenfalls ein größeres Recht dazu als der Sachsenherzog, dessen einziges Verdienst doch nur darin bestehe, daß er der Sohn Ottos des Erlauchten sei, den man vormals gern zum Oberherrn genommen hätte.

Als Eberhard nach langwierigen Verhandlungen Herrn Heinrich das Ergebnis seiner Bemühungen mitteilte, war es so, daß man mit Bayern und Schwaben nicht rechnen konnte. Heriger und die ihm ergebenen Bischöfe aber hielten an der Bedingung fest, daß der Erzbischof von Mainz die Krönung zu vollziehen habe.

Eberhard war etwas beklommen über seinen Mißerfolg; aber Herzog Heinrich tröstete ihn und sagte:

„Den Kopf brauchst du deshalb nicht hängen zu lassen. Ich habe es kaum anders erwartet. Heriger tut mir einen großen Gefallen damit, wenn er mich nicht anerkennt, das entbindet mich davon, ihn als Erzkanzler zu bestätigen, wie es bisher Gepflogenheit war. Und wenn Schwaben und Bayern nicht wollen, so muß es zunächst ohne sie gehen. Wenn Franken und Sachsen zusammenhalten, werden wir schon dafür sorgen, daß wir ans Ziel kommen. Im übrigen bin ich gewiß, eines Tages werden wir sie doch alle haben, die Bayern und die

Schwaben und auch die Lothringer. Ich werde sie gewinnen im Guten oder Schlimmen", sagte er. „Lassen wir ihnen einstweilen Zeit, und fangen wir indessen getrost an!"

Dann legte man die Kür auf den Monat Mai fest, ohne dazu Bayern und Schwaben überhaupt noch zu laden; Heinrich wollte jede Auseinandersetzung auf dem Thing vermieden wissen, weil er sich nichts davon versprach.

Einer allerdings war nicht gesonnen, sich so beiseiteschieben zu lassen, Heriger von Mainz. Hattos Nachfolger war, wenn auch nicht so gewalttätig wie dieser, so doch ein klarblickender und zielstrebiger Mann; nicht einen Fingerbreit gedachte er aufzugeben von dem, was ihm und der Kirche zustand. Er glaubte den Sachsenherzog zur Genüge zu kennen, um zu wissen, daß es nicht rosige Zeiten waren, denen die Kirche entgegenging, wenn dieser Mann König werden sollte. Wenn er nur gewußt hätte, wie es verhindern! Aber Eberhard hatte sich allem Anschein nach mit Leib und Seele diesem Sachsen verschrieben und hielt unerbittlich am Vermächtnis Konrads fest. Es war ein dummer Streich, den ihnen da der verstorbene König gespielt hatte, ein verteufelt törichter Streich, dachte der Erzbischof. Aber was war dagegen zu tun? Arnulf von Bayern zum König zu machen, hatte ebensowenig Zweck, denn er stand der Kirche nicht weniger feindselig gegenüber wie der Sachse. Und Burchard von Schwaben mochte wohl ein tüchtiger Mann sein, er würde sich aber kaum gegenüber Heinrich und Eberhard durchsetzen. Auch über die Grenze ging Herigers Blick; er erwog, ob er den Anschluß an das Frankenreich jenseits des Rheines fördern sollte, konnte sich aber auch von dorther wenig versprechen, da König Karl III. genug zu tun hatte, um der dauernden Unruhen im eigenen Lande Herr zu bleiben. Und der Heilige Vater in Rom? — Es waren

keine guten Nachrichten, die von dort her über die Berge kamen, Nachrichten, mit denen keine Ehre zu gewinnen war und die man besser verschwieg. Heriger seufzte, wenn er daran dachte, wie der Thron des Heiligen Vaters in Rom zum Spielball in den Händen einer Theodora und Marozia entweiht war, die es verstanden, ihren Liebhabern oder Söhnen den Weg dahin zu ebnen. Das stolze Rom war herabgesunken zum Höllenpfuhl, es war dem Christentum zur Schande geworden, aber kein Vorbild mehr. Nein, der Heilige Vater konnte ihm nicht helfen. Dennoch mußte die Kirche gerettet werden, und der Erzbischof gedachte unter allen Umständen und in jedem Fall, das in Hohenaltheim Gewonnene gegen Heinrich zu verteidigen oder aber ihn zu zwingen, sich klar und offen gegen die Kirche und ihre Rechte zu stellen; auch damit war dann weiterzukommen.

So reiste Heriger unter dem Vorwand, daß sowohl sein Amt als Erzkanzler König Konrads wie auch als Erzbischof von Mainz, dem ein Teil der sächsischen Bischöfe unterstand, ihn dazu berechtige, nach Fridislar, um selbst zu sehen, was hier zu erreichen sei.

Die Ankunft des Bischofs am Vorabend des Things verursachte einige Unruhe unter den sächsischen und fränkischen Edlen, die hier versammelt waren. Noch war jener Versuch Hattos von Mainz, Herrn Heinrich zu beseitigen, in allzu lebhafter Erinnerung. Aber Heinrich selbst war überzeugt, daß Heriger nicht gekommen war, dieses Mittel seines Vorgängers noch einmal anzuwenden, wenn er sich auch klar darüber war, daß der Erzbischof nichts unterlassen werde, um Anspruch und Ansehen der Kirche zur Geltung zu bringen. Heinrich war entschlossen, dies ebenso entschieden wie geschickt abzuweisen, ohne sich dem Bischof gegenüber eine Blöße zu geben,

wie er andererseits auch dazu entschlossen war, jeden Einfluß der geistlichen Herren auf die Reichsgeschäfte und sein Königtum bedingungslos auszuschalten.

Als Heriger noch am Abend seiner Ankunft den Herzog von Sachsen um eine Unterredung bitten ließ, lehnte Heinrich diese mit der Begründung ab, daß er anderer Geschäfte wegen jetzt den Bischof nicht empfangen könne, ihm aber morgen nach dem Thing gern zur Verfügung stehen wolle. Erst wollte Heinrich König sein, ehe er mit dem Erzbischof zu verhandeln gedachte. —

Im hellen Licht eines wunderschönen Maientages trat das Königsthing in Fridislar zusammen. Groß war die Zahl der Thingmannen, Grafen und Edlen aus beiden Völkerschaften, die hier zusammengekommen waren, zahlreich auch die Menge derer, die aus Franken und Sachsen herbeizogen, um den festlichen Tag mitbegehen zu können. Vergessen waren Hader und Zwist, die noch vor kurzem die beiden Stämme entzweit hatten. Schon jetzt zeigte sich, daß König Konrads hochherziger Entschluß und Herzog Eberhards uneigennützige und aufrichtige Gesinnung schöne Frucht reifen ließen. Die Freude unter den beiden Völkerstämmen war tief und echt, und selten hatte vordem ein Mannenthing so die Herzen bewegt wie dieses gemeinsame zwischen Franken und Sachsen. Als die beiden Herzöge von der Pfalz Konrads aufbrachen, um Seite an Seite reitend sich zum Thingort zu begeben, umbrandete sie der unbeschreibliche Jubel der Menge, die ihren Weg umsäumt hielt. Wenn Herzog Eberhard noch Zweifel gehegt hätte, ob der Sachsen Gewohnheit, ihr Amt aus den Händen des Volkes zu nehmen, eine innere Berechtigung habe oder nicht, dieser Zug zum Thing in Fridislar mußte ihn endgültig belehren.

Fanfarenrufe empfingen die Herzöge, als sie vor die Versammlung der Thingmannen traten. Sie begrüßten die Grafen und Bischöfe, die als Lehnsmannen der Herzöge zum Thing erschienen waren, darunter auch Heriger von Mainz.

Eberhard trat vor die Thingmannen. Er schilderte ihnen Konrads Ende und den Wunsch des Sterbenden, die Krone des Reiches in Herzog Heinrichs Hände zu legen, auf daß dieser „in Wahrheit ein König sei und Oberherr vieler Völker werde".

Waffengeklirr und Heilrufe antworteten.

Zwar fehlten auf diesem Thing noch die Edlen von Bayern und Schwaben, fuhr Eberhard zu reden fort, da sie sich nicht hätten entschließen können, das Vermächtnis des verstorbenen Königs anzuerkennen, er hoffe indessen, sagte Eberhard, es werde gelingen, sie noch nachträglich zu gewinnen; jedenfalls dulde die Wahl des Oberherrn kein Hinauszögern mehr. Daß sie hier einmütig von Franken und Sachsen erfolge, werde nicht ohne Eindruck auf die Abseitigen bleiben und auch dem neuen Herrn die Gewißheit geben, seine Anerkennung bei jenen durchsetzen zu können.

„Ihr kennt nun, Edle, Herren und Mannen, meines verstorbenen Bruders, unseres gewesenen König Konrads letzten Willen: Heinrich von Sachsen soll unser Oberherr sein. Wer diesen Willen zu schelten hat, der trete vor und rede!"

Er sah sich im Kreise um, über dem tiefe Stille lag. Sein Auge haftete eine Weile auf Heriger von Mainz, aber der Erzbischof hatte bereits erkannt, daß hier nicht der geeignete Ort war, sich dem Strom entgegenzuwerfen. Hier kam eines Volkes Wille zur Geltung, unmittelbar und gewaltig; Synodenbeschlüsse, Verordnungen und alte Rechtstitel konnten dagegen nicht aufkommen; Heinrichs Wahl war nicht zu

hintertreiben, das war auch Heriger klar. Er mußte abwarten; seine Stunde war noch nicht gekommen.

Eberhard fuhr zu sprechen fort:

„Ich sehe", sagte er, „daß niemand die Wahl schelten will. Damit haben wir wieder einen König: Heinrich der Sachse ist sein Name!"

Die Jubelrufe der Thingmannen und der sie umsäumenden Menge bestätigten noch einmal den Willen der beiden Stämme.

Herr Heinrich trat neben Eberhard. Sie drückten sich die Hand. Es war mehr als eine höfliche Form; es war das Zeichen aufrichtiger Freundschaft und unauflöslicher Verbundenheit, ein Gelöbnis, treu zusammenzustehen in guten wie in schlimmen Tagen. Das mußte allen klar werden, als der König zu sprechen anhub.

„Männer von Franken und Sachsen", sagte Heinrich, und eine lautlose Stille legte sich über den Platz. „Berufen nach dem Willen des gewesenen Königs und bestätigt durch euren Willen, trete ich damit mein Amt als euer Oberherr an. Wie wir heute beisammenstehen, eines Sinnes und eines Willens, so laßt es auch fernerhin zwischen uns sein. Ein Volk sind wir, mögen wir uns Sachsen nennen oder Franken; wir gehören zusammen und müssen darum zusammenhalten, damit auch die andern wissen, daß, wer die Franken schlägt, zugleich die Sachsen trifft und umgekehrt. Wir wollen zusammenfassen und fest aneinanderbinden alle, die unsere Sprache sprechen und in unsern deutschen Landen daheim sind. Wir wollen für sie das Reich bauen, das Reich der Deutschen, in dem alle wohnen können, die unserm Volke zugehören. Das ist in Wahrheit König Konrads Vermächtnis, und dazu habt ihr mich gekürt, Edle, Mannen und Freie aus Franken und Sachsen! Dafür zu leben und zu wirken, ist keiner von uns zu schwach, zu alt

oder auch zu jung; aber daran wird unser Leben gemessen, was wir taten für das Reich. Das ist nun unser oberstes Gesetz, und davon soll nichts uns abbringen. Unser Feind sei jeder, der Zwietracht säen, Mißtrauen ausstreuen und sonstwie uns trennen will, in wessen Namen und mit welchen Mitteln es auch immer geschehen möge. Ist das euer Wille, Männer?" fragte er, und die begeisterten Rufe der Menge gaben ihm bestätigende Antwort.

Jetzt war Herzog Eberhard herangetreten. Er legte Herrn Heinrich den Königsmantel um die Schultern, reichte ihm den goldenen Stirnreif des Königs, den sich Heinrich ins Haar drückte, und das königliche Schwert.

„Und nun gib mir das Letzte noch, Herzog von Franken", sagte da der neue König.

„Die Lanze?" meinte Eberhard. „Du weißt, daß sie der Herr von Burgund besitzt. Wir haben sie nicht mehr."

„Wir werden sie wieder holen", antwortete Heinrich. „Aber sie meine ich auch nicht. Du warst des verstorbenen Königs Bruder, Herzog von Franken. Ich möchte, daß du auch des neuen Königs Bruder und mein Freund bist. Das ist mein erster Königswunsch; du wirst ihn mir nicht versagen!"

Eberhard war tief bewegt, als er dem König die Hand zum Gelöbnis reichte. Der Jubel aber der beiden Völkerschaften, der zu ihnen aufbrandete, wollte schier kein Ende nehmen.

„Selten hat wer seines Königs Vermächtnis treuer und sorgsamer erfüllt als du", sagte Heinrich zu Eberhard, „und wohl kaum einmal jemand soviel geben müssen wie du: dein eigenes Anrecht, deine besten Hoffnungen und Wünsche. Was du aufgabst, hast du für das Reich gegeben. Das Reich und sein König werden dir das nicht vergessen. Du sollst am näch-

sten stehen dem Königsthron um der Treue willen, die du ihm bewiesen hast."

„Hab' Dank, mein Herr und König!" war alles, was der Franke tief bewegt und erschüttert zur Antwort geben konnte. Da schloß ihn Herr Heinrich vor allem Volk in die Arme. Besiegelt war der Bund zwischen Sachsen und Franken; sie hatten zusammengefunden zu dem Größeren, Gemeinsamen, zu ihrem Volk.

„Wenn das Konrad noch hätte erleben dürfen!" sagte Eberhard.

„Es ist die beste Frucht, die am Baum seines Lebens reifte", antwortete Heinrich. „Wir danken ihm dafür mit unserem Leben und unserer Tat."

Nun hielt der Erzbischof von Mainz den Augenblick für gekommen, einzugreifen und das Ansehen der Kirche zu wahren. Hatte er schon nicht verhindern können, daß die Krönung des Königs durch einen andern erfolgte — eigentlich durch Heinrich selbst — so sollte wenigstens das Einverständnis der Kirche mit dieser Wahl zum Ausdruck kommen. Auf Rechte pochen, das sah Heriger ein, war jetzt unmöglich; man mußte es anders anfangen.

So trat er auf Heinrich zu.

„Unsere Heilige Kirche entbietet dem gewählten König ihren Gruß und ihren Segen", sagte er. „Möge der ewige Gott und König unser aller deinem Wirken Erfolg geben. Wie diese Männer dich berufen haben zu ihrem Oberhaupt, beruft er dich in dieser Stunde zu einem König über die Christenheit. Darum knie nieder, König, aus meiner Hand das Unterpfand seiner göttlichen Gnade und Segensverheißung zu empfangen, und laß dich salben mit dem heiligen Salböl aller echten und wahrhaften Könige."

Aber Herr Heinrich blieb aufrecht stehen. Er hob die Hand und antwortete schlicht:

„Sei bedankt, Erzbischof Heriger, für deinen Gruß und deine Wünsche. Wir trachten nicht danach, ein Herr über die Christenheit zu sein. Es genügt mir, vor meinen Ahnen voraus zu haben, daß ich König heiße und dazu erkoren bin mit Gottes Huld und der Huld dieser Männer. Die Salbung und Krone, die du mir zudenkst, Erzbischof von Mainz, möge Würdigeren zuteil werden. Solcher Ehre halten wir uns für unwert. Nichts anderes will ich sein", schloß er, sich wieder zum Volke wendend, „als euer Herr Heinrich."

Da flogen die Hände zum Himmel, und die Waffen blitzten im Strahl der jungfrischen Frühlingssonne.

„Heil, König Heinrich, heil!" brauste es vom Felde der Thingmannen zu ihm herauf.

*

Am Abend dieses Tages, als Herr Heinrich den Erzbischof zu der versprochenen Unterredung empfing, machte Heriger dem König Vorwürfe darüber, daß er die Salbung abgelehnt habe.

„Es war sehr unklug", sagte er. „Es wird Schwierigkeiten geben, denn niemand wird einen König anerkennen, der nicht gesalbt ist."

„Franken und Sachsen haben mich anerkannt", antwortete Heinrich.

„Aber Bayern und Schwaben", wandte Heriger ein.

„Werden mich ebenso anerkennen", sagte der König. „Das laß meine Sorge sein."

„Aber der König des Westfrankenreiches drüben jenseits des Rheines wird nicht dulden, daß hier jemand sich König

nennt, der die heilige Weihe verachtet, unter die selbst Kaiser Karl sich beugte", sagte Heriger.

„Der König des Westfrankenreiches hat, wie ich weiß, zur Zeit andere Sorgen, als sich um uns zu kümmern. Trotz aller Weihe sitzt ihm die Krone gar nicht fest auf seinem Haupte, und der ungeweihte Wiking Rolf hat ihm einen Dorn ins Fleisch getrieben, der recht schmerzhaft ist. Gewiß", sagte Heinrich, „es wird für mich nicht leicht sein, mein junges Königtum neben dem des Westfranken zu behaupten, aber die Zeiten Kaiser Karls sind vorbei, sind ein für allemal vorbei."

„Ein König ohne Salbung ist ein Schwert ohne Griff", wandte Heriger noch einmal ein.

„Aber immerhin ein Schwert", nahm Heinrich den Gedanken auf. „Besser ein Schwert ohne Griff als einen Griff ohne Waffe in der Hand haben. Den Griff will ich mir schon anschmieden, wenn nur die Waffe taugt."

„Warum widerstehst du uns?" fragte jetzt Heriger geradezu, „uns, der Kirche und dem Willen Gottes?"

Heinrich sann einen Augenblick nach.

„Kannst du mir sagen, in jedem Augenblick sagen, was Gottes Wille ist?" entgegnete er dann ruhig. „Warum habt ihr es dann Herrn Konrad von Franken nicht gesagt, du oder Hatto oder der Konstanzer! War es Gottes Wille, daß König Konrad, der doch ein König nach eurem Kopf gewesen ist, mit nichts Erfolg hatte? Das Reich zerfiel, Lotharingien ging verloren, die Ungarn verheerten unsere Fluren, Bruderzwist brach aus zwischen uns, die wir zusammen gehören. Sage, Bischof von Mainz: war das alles Gottes Wille?"

„Wie kann Gottes Wille erfüllt werden, wenn die Menschen ihm entgegenstehen!" antwortete Heriger.

„Sollte Gott so schwach sein, daß er seinen Willen nicht

durchsetzen kann, auch wenn Menschen ihm widerstehen?" sagte Heinrich. „Dann denke ich größer von Gott als du."

„Gott läßt manches geschehen, wie es will, um uns unsere Torheit zu offenbaren", sagte nun der Bischof.

„So?" entgegnete der König entrüstet. „Und darüber können Völker zugrunde gehen, Tausende von unschuldigen Männern, Frauen und Kindern verderben, Haß aufbrechen und Zwietracht unter den Menschen, und alles das um Gottes Willen? — Gott ist größer, Erzbischof von Mainz! Der Menschen Torheit ist vor ihm wie das Staubkorn auf meinem Schuh. Aber sage mir wenigstens dies, Heriger: War es Gottes Wille, daß heute zwei Stämme zusammenfanden und in Einmütigkeit einen Oberherrn kürten? War das der Wille Gottes?"

„Ob Gott diesen Tag gesegnet oder verflucht hat, Herr Heinrich, das werden wir dermaleinst erfahren, du und ich", antwortete der Bischof.

„Dermaleinst?" sagte Heinrich. „Ja, so ist's: Nachher, wenn alles vorbei ist, dann wißt ihr, ob es Gottes Wille war oder nicht! Nachher! Ich aber muß es jetzt wissen, jetzt! Nicht erst, wenn mein Mund stumm geworden ist und die Hand tot und das Herz still. Aber du kannst mir nicht sagen, was ich wissen muß. Niemand kann es mir sagen, wenn ich es nicht aus mir selber weiß. Wenn nicht hier drinnen", er schlug sich gegen die Brust, „hier drinnen Gott spricht, dann frommt mir auch deine Weisheit nicht, Bischof von Mainz."

„Möchtest du dich nie täuschen, Herr Heinrich", warnte Heriger. „Mancher ist zuschanden geworden, der die Stimmen in seiner Brust für Gottes Stimmen hielt."

„Nichts ist gewisser und sicherer als diese Stimme", entgegnete Heinrich. „Sie sprach aus König Konrads Vermächt-

nis, sie sprach aus Eberhards Mund, sie redete laut aus dem Willen der Männer vom Thing und aus den Augen und den Herzen derer, die an unserer Straße standen. Ich höre sie Tag und Nacht, Bischof, höre sie sagen: Du sollst das Reich bauen für mein deutsches Volk. Alle wissen, daß es Gottes Wille ist. Du allein, Bischof, weißt nicht, ob Gott das will!"

Heriger spürte, daß ihm hier ein Mann entgegentrat, dem nicht leicht beizukommen war. Er hätte dem König nun antworten müssen, daß Gottes Reich mehr sei als jedes Reich dieser Welt; aber es schien ihm geraten, jetzt keinen Gegensatz aufzustellen, aus dem dieser unerbittliche König wer weiß was für Folgerungen hätte ziehen können. Lieber wollte er die Entscheidung auf anderem Wege suchen.

„Warum bist du unser Feind?" fragte er daher. „Ich weiß", setzte er hinzu, „es ist nicht immer alles gut gewesen, was du von den Bischöfen erfahren hast. Ich billige Hattos Absichten nicht, nicht einmal, daß man dich trennte von deinem ersten Weibe. Du hast heute Frieden gemacht mit Herzog Eberhard, und er ist dein Freund geworden trotz allem, was zwischen Franken und Sachsen gewesen ist. Soll, was zwischen dir und uns steht, nie zu vergessen und zu vergeben sein?"

„Mein Feind ist nur, wer sich dem Reich entgegenstellt, zu dessen Herrn man mich heute gekürt hat", antwortete Heinrich. „Wer ihm die Treue hält und mir, wird stets meine Freundschaft finden. Das hat Eberhard vor allen getan, darum ist er mir heute näher als jeder andere. Beweist dieselbe Treue, und ihr werdet dieselbe Freundschaft finden. Vergessen werde ich nie, was ich erlebte", sagte der König weiter, „so wenig wie unser Volk je vergessen darf, was ihm auf seinem Weg begegnete. Aber das soll kein Grund sein, euch den Frie-

den zu verweigern, wenn ich nur sehe, daß auch ihr dem Reich in Treue dient, wie ich ihm lebe."

Heriger erhob sich. Es hatte keinen Zweck, weiter zu verhandeln.

„Du bist sehr stolz heute, König Heinrich", sagte er. „Möge nie der Tag kommen, wo wir uns anders gegenüberstehen!"

„Keine Sorge, Erzbischof", antwortete Heinrich, „ich bin nicht — Konrad von Franken!"

*

Auf dem Rückweg nach Mainz hatte Heriger genügend Zeit, darüber nachzusinnen, was nun geschehen müsse. Unerträglich war dieser hochgemute Stolz und dieses sichere Selbstbewußtsein des neuen Königs. Nie würde sich dieser Mann unter den Krummstab der Kirche beugen. Und klug war er und sehr geschickt. Wie er die Salbung abgewiesen hatte — eine Ehre, deren er sich „für unwert" halte —, man konnte nicht einmal etwas dagegen sagen. Dennoch war er ein Feind der Kirche, nur — er ließ sich nicht fassen. Seit wann hatte die Kirche dem Volk zu dienen? Dieser Mann stellte einfach alles auf den Kopf. Statt die Gunst der Bischöfe zu suchen, wartete er ab, ob sie nicht die seine brauchten. Gott sollte in seiner Brust reden! Wozu brauchte Gott dann die Kirche und ihre Priester, wenn er in jedes beliebigen Mannes Herzen sprach! Gefährlich war dieser König, höchst gefährlich! Das war das alte Heidentum wieder, das man einst mit Feuer und Schwert ausgerottet hatte und anscheinend doch nicht genug ausgebrannt hatte, denn es war immer wieder da und hob sein geiferndes Haupt höher denn je, dachte der Bischof. Nur ein Erzengel vom Himmel mit flammendem Schwert konnte diesen Drachen besiegen, der aus dem Sumpf der Vergangenheit aufstand

gegen Gott und sein Reich. Aber Erzengel, das wußte der Bischof, kamen wohl vormals den Frommen zu Hilfe, wie die Legenden berichteten, heute mußte sich die Kirche schon selber helfen. Nein, ein Erzengel würde Herrn Heinrich von Sachsen nicht fällen und seinen Stolz zuschanden machen. Aber ein — Burchard von Schwaben könnte es tun oder ein Arnulf von Bayern! Noch ist ja dein Reich nicht da, Herr Heinrich von Sachsen; noch sind es nur zwei Stämme, die du hinter dir hast. Dein Reich ist noch nicht da, Herr Heinrich, noch nicht, dachte der Erzbischof.

*

Die Nachricht von der Wahl des neuen Königs und dem Bündnis zwischen Franken und Sachsen flog durch die Gaue weit über die beteiligten Herzogtümer hinaus und ließ die Menschen aufhorchen. Des Königs kühle Haltung der Kirche gegenüber fand den Beifall vieler aufrechter Männer auch in Schwaben und Bayern. Die Herzöge zwar und ihre Getreuen lehnten einen König ab, der ohne ihr Einverständnis und gegen ihren Willen gekürt war. Das Wort vom „Schwert ohne Griff" ging bald unter ihnen um, und mit einem gewissen mitleidigen Lächeln warteten sie einstweilen darauf, zu sehen, wie diese untaugliche Waffe sich ihnen gegenüber verhalten werde. —

Die Nachricht von Herrn Heinrichs Königswahl schuf Frau Hathburg in Quitlingen eine bittere Stunde; sie konnte sich nicht freuen, wie die andern um sie her.

Mit glühenden Wangen stand Thankmar vor ihr, der die Nachricht draußen irgendwo aufgeschnappt hatte und eiligst der Mutter brachte:

„Mein Vater ist zum König gekürt in Fridislar", rief er mit leuchtenden Augen.

Daß Herr Heinrich sein Vater sei, hatte Frau Hathburg ihm nicht lange nach des Herzogs Besuch auf sein Drängen hin sagen müssen und auch, daß der Herzog nicht recht an ihnen gehandelt und sie verstoßen habe. Thankmar war darüber damals recht nachdenklich geworden und hatte seiner Mutter versprochen, diesen Schimpf später einmal tüchtig zu rächen. Aber das alles schien jetzt vergessen, verblaßt vor der Tatsache, daß *sein* Vater zum König gekürt worden war.

Frau Hathburg sah seine Freude mit wehem Herzen.

„Vielleicht willst du hingehen und ihm Heil wünschen, und vielleicht macht er dich dann zum Königssohn", sagte sie spöttisch.

Thankmar begriff nicht, warum die Mutter sich nicht freuen konnte; ihre Worte fielen wie bittere Tropfen in den Becher seiner Freude.

„Du weißt, daß ich dich nicht verlassen werde, Mutter", war seine Antwort; dann wandte er sich kurz ab und ging hinaus.

Sehr nachdenklich schritt er durch die Straßen von Quitlingen in das frühlingsfrohe Land. Bei den Wiesen am Bach setzte er sich nieder und sah sinnend in die lustig dahinhüpfenden Wellen.

Warum mag sich die Mutter nicht freuen wie ich, wie alle? fragte sich der Knabe. Warum gehen wir nicht wirklich hin, ihm Heil zu wünschen. Er ist doch mein Vater. Und wie freundlich war er damals zu mir. Wie oft habe ich mir schon gewünscht, daß er einmal wiederkäme, damit ich ein einzigesmal Vater zu ihm sagen könnte, mein lieber Vater. Warum will das die Mutter nicht? — Wozu sitzen wir hier in Quit-

lingen? Was nützt es mir, daß ich reiten kann und ein Pferd habe, wenn ich damit nicht wegreiten soll zu ihm. Ich soll ihn hassen, hast du gesagt, Mutter? Ich kann ihn nicht hassen, er ist doch mein Vater. Und er ist König, er, mein Vater!

So sann der Knabe hier an der Wiese beim Bach. Niemand gab ihm Antwort auf seine Fragen und niemand stillte die Sehnsucht, die sein Herz erfaßt hatte. Seine Finger brachen Blüten zur Rechten und zur Linken und streuten sie in das lockende Wasser, und lustig trieben sie davon.

„Fahrt hin", sagte Thankmar, „fahrt zu und grüßt mir den Vater, den guten, tapferen Vater." —

Nachdenklich war auch Frau Hathburg zurückgeblieben, als Thankmar von ihr hinweggegangen war. Sie wußte, daß sie des Knaben Freude zerstört hatte, wußte es genau, aber sie wollte hart sein, sie mußte hart sein.

„Dahin hast du es nun gebracht, Heinrich von Sachsen", sagte sie zu sich selbst. „Du bist König. Und warst einst willens, um mich ein Herzogtum und deine Heimat aufzugeben. Dein Glück nanntest du mich damals, mich und das Kind. Nun bist du König ohne uns. Nichts hast du aufgegeben, nur mich und dein Kind, uns, dein Glück. Und bist König geworden? War es darum, daß wir gehen mußten. Es nützt nichts, darüber zu grübeln", sagte sie, „du hast längst ein neues Glück gefunden; Mathildis ist dein Weib geworden, und du hast einen Sohn und eine Tochter. Was kümmert dich Frau Hathburg noch und was ihr Sohn Thankmar! Es ist *mein* Sohn, König Heinrich, hörst du: *mein* Sohn. Oder — —?" Sie sah wieder die leuchtenden Augen des Knaben vor sich, hörte die jauchzende Stimme — —

„Nein", sagte sie hart und fest, „das darf nie sein, niemals, nie!"

*

Heriger von Mainz hatte sich entschlossen, einen Gegenkönig im Reich aufstellen zu lassen. Während er noch mit den Bischöfen von Konstanz und Salzburg verhandelte, ob man Arnulf oder Burchard nehmen sollte, entschied König Heinrich diese Wahl — ohne freilich davon zu wissen. Das Schwert ohne Griff erwies sich als eine sehr flinke und sehr tüchtige Waffe.

Kaum daß die Tage von Fridislar vorüber waren, hatten der König und Eberhard in aller Stille ein Heer aufgeboten, niemand erfuhr gegen wen und zu welchem Zweck. In blitzschnellem Zug hatte sich Heinrich dann gegen Schwaben geworfen und stand tief im Land, ehe Burchard nur in der Lage war, ihm gerüstet entgegenzutreten.

Heinrich mochte befürchtet haben, daß der Schwabenherzog vielleicht am ehesten gewissen Einflüssen Gehör schenken könnte, war er doch sozusagen mit Billigung der Hohenaltheimer Synode von Konrad zum Herzog gemacht worden. Freilich hatte auch er inzwischen schon manchen Strauß mit dem Konstanzer Erzbistum zu bestehen gehabt. Aber sicherer schien es Herrn Heinrich doch, diesen Mann für sich zu gewinnen, statt ihn in andere Möglichkeiten verstricken zu lassen.

Burchard von Schwaben war ein tapferer Degen. Selbst gegen den König Rudolf von Burgund, der ihm Stücke seines Landes hatte rauben wollen, war er siegreich zu Felde gezogen und hatte sich behaupten können. Heinrichs Schlag allerdings kam ihm völlig überraschend; er konnte ihm nicht begegnen. Wider Willen aber stieg in ihm ein Gefühl der Hochachtung vor diesem Mann auf, der offenbar nicht mit sich spaßen ließ, sondern die Anerkennung, die man ihm versagte, sich zu erzwingen kam. Was war eigentlich einzuwenden gegen diesen König? fragte sich Burchard. Daß er ein Sachse war und

kein Franke? Wenn die Franken damit einverstanden waren, konnten es die Schwaben erst recht sein. Daß er sich nicht salben ließ? Nun, es war immer besser, den Bischöfen von Anfang an zu zeigen, wer man ist, als mit ihnen gemeinsame Sache zu machen; die Haltung des Königs ließ jedenfalls an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Ja, und sonst? Daß er auf einer anderen Pfeife blies als der fränkische Konrad, das hatte man ja jetzt — leider oder Gott sei Dank — schnell genug erfahren; aber wer so sein Ansehen und Recht zu wahren weiß, der wird auch andern gleiches zubilligen. Wie hochanständig hat er sich mit dem Frankenherzog Eberhard vertragen, dachte Burchard; versuchen wir es also mit ihm. Und ritt mit einigen seiner Getreuen dem König entgegen, entschlossen, ihn anzuerkennen und Frieden mit ihm zu machen.

König Heinrich erleichterte ihm sein Vorhaben in jeder Weise. Ihm lag nicht daran, den Schwaben zu demütigen oder ihn seine Macht fühlen zu lassen. Er ließ ihn gar nicht spüren, daß er zu einem Kriegszug nach Schwaben gekommen war; er gab sich durchaus den Anschein, als sei seine Anwesenheit ganz selbstverständlich und erfolge nur, um mit dem Herzog verschiedenes zu besprechen.

„Es ist schön, daß du zu mir kommst, Herzog Burchard", sagte er, „das erspart es mir, dich aufzusuchen."

Burchard erwiderte, daß er aufrichtig bedaure, nicht nach Fridislar gekommen zu sein, um Herrn Heinrich als Oberherrn anzuerkennen. Er wolle dies jetzt nachholen und sich, seine Burgen und seine Leute dem König ausliefern.

Von Ausliefern könne nicht die Rede sein, entgegnete Herr Heinrich; es bleibe selbstverständlich in Schwaben alles wie bisher; der Herzog werde dem König seinen Treueid leisten, und der König ihm den Gegeneid; danach behalte Herr Bur-

chard sein Lehen und alle seine Rechte bis auf das eine, die Regelung der kirchlichen Angelegenheiten, die der König sich darum vorbehalte, weil es ihm wohl leichter fallen werde, mit Konstanz fertig zu werden als dem Herzog. Der Herzog von Schwaben, sagte Heinrich, müsse die Arme frei haben, um des Reiches Grenze hier im Süden vor allem gegen Burgund zu schützen, wie es Burchard ja bisher schon wacker getan habe. „Ich bin gewiß, daß wir gut miteinander auskommen werden", schloß Heinrich.

Ohne auch nur einen Hieb zu führen, hatte das „Schwert ohne Griff" Schwaben gewonnen. Herzog Burchard war bis zu seinem Tode seinem König Heinrich treu ergeben, und keiner von beiden hatte sich je zu beklagen.

Das Ansehen des Königs stieg in den Gauen und Ländern um so höher, je mehr die Furcht bei denen wuchs, die Ursache hatten, diesen Mann zu fürchten.

Bischof Heriger aber brauchte nicht mehr zu wählen: es gab nur einen Herzog noch im Reich, der Heinrichs Gegenkönig hätte sein können, Arnulf, den Bayern. —

In der Umgebung des Königs hatte man damit gerechnet, daß Herr Heinrich sich nun nach Bayern werfen und auch Arnulf zur Anerkennung seiner Herrschaft zwingen werde. Man war daher überrascht, daß der König, nachdem in Schwaben alles mit großer Ruhe geordnet und geregelt war, das Heer kehrt machen und zurückführen hieß.

„Bayern hat noch Zeit", sagte er, als man ihm nahelegte, ob es nicht besser sei, gleich jetzt auch diese Angelegenheit zu erledigen.

Heinrich war bei allem bedachtsam. Er wußte, was auf dem Spiele stand, und gedachte nichts unnötig daranzugeben. Schwaben war durch Überraschung gewonnen worden;

Bayern war nicht mehr zu überraschen; Arnulf wußte jetzt, was ihm drohte. Gewiß, Heinrich hätte kämpfen können; Sachsen, Franken und Schwaben vereint mußten dem bayrischen Heerbann überlegen sein; an dem Sieg war dabei nicht zu zweifeln. Aber dem König ging es nicht bloß um einen Sieg. Mochte Bayern jetzt zunächst einmal allein bleiben, vielleicht kam es dann sogar von selbst. Zum mindesten mußte es sehen, daß Heinrich sich in Sachsen, Franken und Schwaben durchsetzte und auch ohne Bayerns Anerkennung bestehen konnte. Die Frucht nicht pflücken wollen, ehe sie reif ist, diese Weisheit hatte Herr Heinrich schon von seinem Vater gehört, und es schien ihm das ein sehr zweckmäßiger und gesunder Grundsatz zu sein: Abwarten können, aber, wenn die Stunde gekommen ist, handeln. Zudem wollte der König auch Schwabens erst ganz sicher sein. Wohl hatte Burchard ihm den Treueid geleistet und Heinrich keinen Grund, an dessen Aufrichtigkeit zu zweifeln. Immerhin: eidbrüchig werden, wenn ein Vorteil winkt, das war nicht mehr etwas so Unmögliches und Ungeheuerliches wie vormals, seit ehrenwerte Männer es vorgemacht hatten, wie man sich dabei hilft. Und einen guten Grund kann man schließlich immer finden. Treue muß erst erprobt werden, leider ist es so, dachte der König.

Er bekam dafür bald danach ein sehr deutliches Beispiel zu Gesichte. Das war, als Giselbert ihm die Krone von Lotharingien antrug. Giselbert war Reginars Sohn und seinem Vater 915 in der Regierung des Herzogtums gefolgt; aber er konnte sich mit König Karl vom Westfrankenreich nicht vertragen. Da kündigte er kurz entschlossen diesem den Gehorsam auf und erklärte Lotharingien für abgetrennt von Karls Reich. Sei es nun, daß ihm nachträglich doch bange

wurde, weil König Karl ihm die Antwort wohl nicht schuldig bleiben möchte, sei es, daß er wirklich das Unrecht wiedergutzumachen beabsichtigte, das vormals sein Vater am Ostreich begangen hatte, als er Lothringen von ihm trennte, jedenfalls stand Giselbert eines Tages vor Herrn Heinrich und bat ihn, Lotharingien unter den Schutz des Reiches zu nehmen und selbst die Königskrone — Könige nannten sich die Herzöge von Lothringen jetzt schon — dieses Landes zu tragen.

Welches Glück doch Herr Heinrich hatte! Worum König Konrad vergeblich gerungen hatte, das fiel ihm jetzt mühelos zu. Drei deutsche Stämme waren unter seiner Oberherrschaft vereinigt, jetzt kam Lothringen, kam von selbst und ungezwungen. Und er — griff nicht zu?

Nein, er griff nicht zu.

Er fuhr Giselbert beinahe grob an: ob er seinem Königsherrn drüben keinen Treueid geleistet habe, oder ob das Treugelöbnis im Westreich so billig im Werte sei, daß man es wegwerfe wie einen Fetzen alten Tuchs, wenn es einem nicht mehr genehm sei.

Giselbert erschrak in der Seele. Er hatte gehofft, mit offenen Armen aufgenommen zu werden; eines solchen Empfangs war er nicht gewärtig.

Er gab sich alle Mühe, dem König sein Handeln verständlich zu machen; er schilderte, daß Lotharingien von Karls Seite keinen Schutz mehr erfahre; in zwei Einfällen der Ungarn sei es furchtbar verwüstet worden und allein viel zu schwach, um sich zu behaupten. Gewiß habe er den Treueid geleistet, sagte Giselbert, aber das Land und seine Not gelte ihm mehr als dieser Eid, und der König möge ein Einsehen haben und Lotharingien zurücknehmen ins Ostreich, zu dem es doch schon seit dem Vertrage von Mersen gehört habe.

„Nicht ich habe dir das Bett gemacht, in dem du liegst", antwortete der König. „Reginar mußte wissen, was er tat, als er uns seine Absage nach Forchheim sandte. Bring deine Klagen deinem König vor. Ich kann dir nicht helfen."

„Freilich könntest du, aber du willst nicht", entgegnete Giselbert, gereizt durch des Königs beharrliche Ablehnung.

„Nimmt dich das wunder, daß ich nicht will?" sagte Herr Heinrich. „Heute kommst du und bringst mir eine Krone, und morgen vielleicht schon wirst du sie mir wieder vom Kopf reißen. Wer einmal seinen Treueid mißachtet, dem kann ich nicht trauen. Geh hin zu Karl, laß dich von deinem Eid entbinden; dann komm und bring mir Lotharingien, und dann werde ich es heimnehmen in sein angestammtes Reich. Aber von einem Eidbrüchigen kann ich es nicht empfangen. Ein Eid", sagte Herr Heinrich weiter, „ist mehr als das Leben, Herzog von Lotharingien! An einem Eid kann man zugrunde gehen, ein Mann wie ein ganzes Volk, aber niemals darf ein Eid gebrochen werden. Daran halten wir fest, und danach leben wir. Wenn ihr das drüben verlernt habt", schloß der König, „dann ist es an der Zeit, sich dessen zu erinnern, ehe ihr zurückkehren wollt in unser Reich."

Da mußte Herr Giselbert unverrichteter Dinge wieder abziehen; die Lehre König Heinrichs aber vergaß er so schnell nicht.

Daß Herrn Heinrichs Handeln richtig gewesen war, bewies die Folgezeit sehr bald.

Kaum hatte König Karl davon erfahren, daß Giselbert mit Heinrich in Verhandlungen getreten war, als er auch schon ein Heer aufbot, um dem anmaßlichen Herrn jenseits des Rheines die Flügel zu beschneiden, wenn nicht gar auszurupfen. Er traf Heinrich nicht unvorbereitet. Dieser hielt,

seit er König geworden war, ständig ein sächsisches Aufgebot unter den Waffen, das er jetzt schnell nach Worms führte und dort durch fränkische Streitkräfte verstärkte, so gut das in der Kürze der Zeit möglich war; dann erwartete er den Westfrankenkönig, der durch Lothringen heranzog.

Als König Karl mit seinem Heer in Pfeddersheim ankam, traf er hier die Sendboten König Heinrichs, der ihn fragen ließ, ob der Westfranke mit diesem Zug seinen Dank abstatten wollte dafür, daß Herr Heinrich den Herzog von Lothringen an seinen Manneneid gemahnt habe; Herr Heinrich stünde im übrigen bereit, mit dem fränkischen König zu kämpfen, nur müsse der Preis dann Lotharingien sein.

Da zog es König Karl vor, nachdem er erfahren hatte, daß Heinrichs Angaben über die Verhandlungen mit Giselbert stimmten, schleunigst umzukehren und den Boden des Ostreiches zu verlassen. Er vermochte zwar die Handlungsweise dieses einfältigen deutschen Königs nicht voll zu würdigen, der solche Möglichkeit ungenützt hatte vorübergehen lassen, aber es blieb ihm doch eine gewisse Hochachtung vor der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieses Mannes, und Herr Karl hätte nichts sehnlicher gewünscht, als solche Männer auch in seinem Reiche in recht großer Zahl zu haben.

Herr Heinrich aber berief ein Reichsthing nach Saalheim. Hier kamen die Herzöge zusammen und die bedeutendsten Grafen aus den drei Herzogtümern, und hier erklärte Herr Heinrich, daß die Abweisung Giselberts keineswegs einen Verzicht auf Lothringen bedeuten sollte.

„Ich hätte Lotharingien nehmen können", sagte er, „aber auf Giselbert wäre kein Verlaß gewesen, und er wäre morgen mit uns ebenso unzufrieden wie heute mit Karl. Zudem hätte die Wegnahme des Landes den König des Westreiches gegen

uns aufgebracht; das mußte vermieden werden, und ist vermieden worden. Solange wir nicht eins sind", sagte der König und dachte an Bayern, das noch immer abseits stand, „solange müssen wir es vermeiden, uns von draußen her in Händel verwickeln zu lassen. Unser Ansehen, glaube ich, hat nicht gelitten, sondern gewonnen. Und dieser Gewinn wiegt unserm Königtum mehr als eine glückliche Schlacht oder ein geraubtes Herzogtum. Um Lotharingien", sagte Herr Heinrich weiter, „braucht uns nicht bange zu sein; es wird zurückkommen zu diesem Reich, weil seine Menschen zu diesem Reich gehören und nicht zu jenem, dem es sich jetzt zugeschworen hat. An Reginars Irrtum zerbricht der Eid, den er geleistet hat. Er ist schon zerbrochen; es braucht dazu keines eidbrüchigen Herzogs mehr. Wir werden Lotharingien zurückgewinnen, ohne eine Schuld auf uns zu laden und ohne als Räuber und feile Händler vor der Welt stehen zu müssen. Was würdet ihr von meinem Königswort halten, wenn ich anderer Eide so gering achtete!" schloß der König.

Die Herzöge und Edlen mußten ihm recht geben, mochte auch dieser und jener vorher der Meinung gewesen sein, daß Herr Heinrich klüger daran getan hätte, zu nehmen, was sich ihm bot, ohne Rücksicht darauf, wie es ihm geboten wurde. Nun aber spürten sie, daß er weiterblickte als jeder von ihnen, die Zusammenhänge gründlicher erkannte als alle andern. Sie bewunderten seinen Scharfsinn, verehrten ihn um seines klugen Handelns willen. Was sie aber am tiefsten traf, das war die Lauterkeit seines Wesens, die nichts Unehrenhaftes neben sich dulden mochte und eher verzichten konnte, als daß ein einziger trüber Fleck die Reinheit ihrer Krone störte.

Und um dieser Lauterkeit willen fingen sie an, ihn wahrhaft zu lieben.

*

Auf schnellstem Wege, dem Heer voraus, eilte König Heinrich nach Nordhausen und kam doch zu spät zur Geburt seines zweiten Sohnes, die wenige Tage vorher erfolgt war.

„Wir werden ihn Heinrich nennen", sagte er, am Bett Frau Mathildens sitzend und ihre zarten Frauenfinger vorsichtig zwischen seinen mächtigen Händen haltend, „damit er dir ein Trost ist, wenn ich fern sein muß."

„Ja, das tut auch not", antwortete sie wie im Scherz, „damit ich nicht am Ende vergesse, wie du dich nennst, mein Herr König; fast kenne ich dich gar nicht mehr."

„War's so schlimm, das Alleinsein?" fragte Herr Heinrich.

Frau Mathildis schüttelte den Kopf, sie lächelte dabei, aber es war ein wehes Lächeln, und sie wandte den Blick ab.

Herr Heinrich erhob sich. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Tapfer sein, Frau", sagte er und verließ das Zimmer.

Er hatte eigentlich nach Miminleou gehen wollen, um dort in der Stille eine Weile auszuruhen und neue Kraft zu sammeln. Nun unterließ er's und blieb den ganzen Winter über in Nordhausen.

Er konnte wohl zufrieden sein mit sich und seinem Königtum. Noch nicht zwei Jahre waren vergangen, seit er auf dem Thing in Fridislar sich den Stirnreif des Königs aufs Haupt gedrückt hatte, und schon hatte er mehr erreicht als König Konrad in seinem ganzen Leben. Drei Stämme standen fest zusammen, und er wußte, daß er sich auf die Herzöge verlassen konnte. Gewiß, er hatte sie nicht „unterworfen". Aber — kam es darauf an? Oder darauf, daß das Reich geboren wurde! Wenn es getragen wird vom Willen und vom Leben aller, dachte Herr Heinrich, dann waren die Herzöge und ihre Gewalt niemals zum Schaden. Sich selbst treu

bleiben, darauf kam alles an. Großes war getan, Ungeheures lag noch vor ihm. Satt werden seiner Zufriedenheit, das konnte der König wahrhaftig nicht. Noch blieb Bayern zu gewinnen, Lotharingien eine Aufgabe; die Ungarn waren in diesen Jahren immer wieder nach Italien gezogen, sie bedrängten den römischen Kaiser Berengar, der ihrer auch nicht Herr werden konnte; wie leicht konnte ein neuer Überfall das Reich treffen. War man gerüstet dafür? Heinrich hatte einen Anfang gemacht mit der Reiterei, einen kleinen, bescheidenen Anfang, viel zu gering noch, um sich mit den Ungarn messen zu können. Aber woher sollte er Zeit und Kraft nehmen für all die tausend Dinge, die im Reich und in Sachsen notwendig waren. Litt nicht schon jetzt Sachsen darunter, daß das Reich an seiner Kraft zehrte. Konrad hat damals Franken seinem Bruder gegeben, als er König wurde, dachte Heinrich; ich habe keinen Bruder, und mein Sohn ist noch nicht einmal zehn Jahre alt — Thankmar muß fünfzehn sein, dachte er flüchtig — Thietmar muß mir helfen, daß Sachsen in Ordnung bleibt. Die Bischöfe haben Ruhe gegeben, dachte Heinrich weiter, sie sind wohl zur Vernunft gekommen, oder muß ich diese Ruhe fürchten? Sie werden eingesehen haben, daß auch das Schwert ohne Griff gefährlich scharf sein kann, und sich abfinden mit mir, wie ich bin. Heriger von Mainz hat Verstand, sagte sich der König, er muß die Gefahr sehen, die er heraufbeschwört und die nur ihm selbst verderblich werden kann. Nein, ich habe nichts gegen die Kirche, prüfte sich Herr Heinrich selbst. Wir können nicht auslöschen und ungeschehen machen, was damals geschah, als der fränkische Karl uns unterwarf; aber wir wollen leben als Menschen, als Volk, so wie Gott uns geschaffen hat. Warum wollen sie uns das verleiden? Warum wollen sie uns durchaus anders haben, als wir nun einmal sind?

Dagegen wehre ich mich, weil ich nicht unwahrhaftig sein will gegen mich und vor Gott.

Er mußte an das Steinbild denken, das er kürzlich bei einem Ritt durch das Land über dem Portal einer Kirche gesehen hatte. Ein wenig unbeholfen waren die Figuren in den Stein gemeißelt — Sigbert hätte es besser gemacht, dachte der König — dennoch aber war klar, was das Bild sagen wollte. Da saß in der Mitte auf einem hohen Thron Gott; seine linke Hand hielt das heilige Buch der Kirche über das Kreuz mit dem sterbenden Heiland, und daneben stand ein frommer Beter mit gefalteten Händen; zur Rechten Gottes unter seiner erhobenen Schwurhand ragte ein Baum auf, ein Lebensbaum, wie Erminfried ihn immer nannte, und dabei war das Sonnenrad zu sehen und ein anderer Mann, der einen blühenden Strauß hinaufhob zum Angesicht Gottes. Über beidem steht Gott, dachte Herr Heinrich, über dem Einst und über dem Jetzt, über dem Kreuz und über dem Lebensbaum. Muß darum Streit sein? fragte er sich. Erminfried ist gewiß kein Christ, an dem ein Priester seine Freude haben kann; ist er darum weniger wert als Eberhard von Franken? Haben sie nicht beide schwere Opfer bringen müssen für mich, für das Reich? Ist einer darum besser oder schlechter, weil er mehr oder weniger gern den Worten lauscht eines Priesters? Ihr sollt uns nicht unwahrhaftig machen vor uns selbst und vor Gott, sagte Herr Heinrich, das allein will ich von euch; und daß ihr euch nicht anmaßt, in Dinge hineinzureden, die meines und nicht eures Amtes sind. Das will ich, sonst nichts.

Solcherart waren die Gedanken, die Herrn Heinrich in diesem Winter in Nordhausen bewegten. Er empfing Boten aus dem Reich, Nachrichten von den Grenzen, er gab Anweisungen, wo man seinen Rat einholte, schlichtete Zwiste mit

klugem und überzeugendem Urteilsspruch; oft war Thietmar bei ihm, mit ihm besprach der König die Maßnahmen für Sachsen, die Möglichkeiten für den Ausbau des Reiterheeres und die Sicherungen der Grenzen. Es war ein gerüttelt Maß von Arbeit, das auch hier in Nordhausen zu erledigen war.

Frau Mathildis hätte mehr denn je Ursache gehabt, sich darüber zu beklagen, daß ihr Herr und Gemahl sie allein ließ. Aber sie klagte nicht mehr. Sie hatte sich damit abgefunden in ihrer Art. Es war Gottes Wille, daß Herr Heinrich König geworden war; dagegen gab es kein Auflehnen für eine Frau. Wenn sie litt unter der Einsamkeit der Tage und Nächte, so fand sie Trost in dem Gedanken daran, wieviel andere fromme und gute Menschen, bessere als sie, hatten leiden müssen in ihrem Erdenleben. Das waren Prüfungen, die der Himmel schickte; sich dagegen zu wehren, hatte keinen Sinn. Und wenn man standhaft war, nicht mißmutig wurde und verzagt, wie herrlich war dann oft der Lohn, den man erhielt, köstliche Stunden der Gemeinsamkeit mit Herrn Heinrich, Stunden voll Freude und ungetrübten Glücks, voll Zärtlichkeit und Süße, die alles, alles vergessen ließen, was vorher schwer und schmerzlich gewesen war.

Nein, Herr Heinrich bekam keinen Vorwurf mehr von Frau Mathildis zu hören; und er hatte auch keinen Grund, über sie ärgerlich zu werden oder mit ihr zu schelten. Musterhaft stand sie seinem Hauswesen vor, untadelig war die Erziehung, die sie den Kindern angedeihen ließ, der elfjährigen Gerberga und dem achtjährigen Otto; fügsam war sie, besorgt, geduldig, ach so geduldig, recht wie eine Frau, bei der ein Mann ausruhen kann nach hartem, verzehrendem Tagwerk. Ja, es war schön, sie zu haben, sich von ihr umsorgen zu lassen, sich ihrer Schönheit zu freuen und ihres Frauendaseins. Und

wenn es nur karge Stunden waren, in denen dieses Glück ihm lachte, er ging dennoch hinaus mit frischem Mut und frohem Sinn zu seinem Werk und seiner Tat.

Und merkte nicht, wie Frau Mathildis Seele ihm zu entfliehen drohte, vielleicht schon ihm entglitten war. Oder spürte er's doch?

Einmal wurde Herr Heinrich stutzig. Das geschah, als er Diethmot traf, die noch immer Frau Mathildens Gefährtin war und bei ihr lebte, längst zum blühenden Weibe herangereift und doch noch immer still und verschlossen, unnahbar, so oft auch Männer in ihre Nähe kamen.

Ohne daß sie davon wußte, hatte Herr Heinrich sie beobachtet, wie sie sich mit den Kindern abgab. Er sah, mit welcher Liebe und Güte sie die Kleinen betreute, wie geschickt sie ihnen spielend allerlei beibrachte, was sonst oft strenger Schule bedarf. Was müßte sie für eine gute Mutter abgeben, hatte Herr Heinrich denken müssen, und er fragte sie später, ob sich denn noch immer kein Mann gefunden habe, der sie hätte heimführen mögen.

Sie schüttelte stumm den Kopf und blickte unter sich. Ihre Miene war kalt und abweisend.

„Dann kann es nur an dir selbst liegen, Diethmot", sagte da Herr Heinrich. „Wer soll sich getrauen, dir zu nahen, wenn du dich vor den Menschen verschließt!"

Es sei schon gut, wie es sei, sagte Diethmot und hob den Blick zu Herrn Heinrich.

Ob sie denn nicht eines wackeren Mannes Eheweib werden wollte, fragte Heinrich.

Da schüttelte sie wieder den Kopf und meinte, nein, das wolle sie nun nicht mehr; sie könne keinen anderen Mann mehr lieben und Sigbert nicht vergessen.

Ob sie denn mit einem freudelosen und unerfüllten Leben ihr Dasein beschließen wolle, forschte Herr Heinrich weiter.

„Jetzt habe ich noch die Kinder, die mich brauchen", antwortete Diethmot, „und später einmal, wenn sie groß und erwachsen sind und ich hier überflüssig bin, werde ich in ein Kloster gehen."

König Heinrich war entsetzt, als er das hörte. Ins Kloster gehen? Er dachte an Hathburg, die er den Klostermauern entrissen und dem Leben wiedergegeben hatte. Mochte ihr später auch Leid daraus erwachsen sein, ihr Leben war doch nicht sinnlos vertan. Und dieses Menschenkind will sich und ihr reiches Weibtum im Kloster begraben! Wahnsinn war das, heller Wahnsinn!

„So?" sagte er und der Zorn bebte hinter seiner Stimme. „Weil der nicht dein Mann werden konnte, den du zum Manne hättest haben mögen, glaubst du das Recht zu haben, aus dem Leben wegzugehen, dich zu verstecken vor deiner Sippe und deinem Volk, uns einfach aufzusagen? So wichtig bist du dir, Jungfrau Diethmot! So wichtig, daß du dich vor dem Leben rücksichtslos verschließen kannst, bloß weil es nicht nach deinem Kopf ging. Und meinst noch, daß du damit Sigbert einen Gefallen tust? Er fiel für unser Leben und nicht für unsern Tod, auch für dein Leben, Jungfrau Diethmot."

Das junge Weib sah ihn mit großen, erschrockenen Augen an.

Aber wenn sie doch keinen andern Mann mehr lieben könne, wandte sie schüchtern ein.

„Hast du es je versucht?" fragte er dagegen. Er dachte an sein eigenes Leben, an Hathburg, an Mathildis. „Man läuft vor dem Leben nicht davon", sagte er, „man bezwingt es. Dann lernt man es lieben. Wo sollten wir hinkommen,

wenn tüchtige Männer und stolze Frauen wie du sich hinter Klostermauern vergraben! Wo bliebe das Volk von morgen, für das wir schaffen und leben und, wenn es sein muß, vor der Zeit sterben. Du bist nicht für dich da oder für Sigbert, du gehörst deinem Volk, Diethmot."

„Du wirst gewiß recht haben, König Heinrich", antwortete die Jungfrau, „aber du weißt auch, daß nicht alle Männer und Frauen deines Volkes ins Kloster gehen."

Das Starre aus ihren Augen wich, ein eigentümlicher Glanz kam in ihnen auf, ein seltsam unwirkliches Strahlen, als sie zu reden fortfuhr:

„Verzeih mir, König Heinrich, wenn ich so zu dir rede. Du hast dein Volk, dein Schaffen, deine Arbeit, sie erfüllen dich ganz und geben deinem Leben Sinn und Wert. Wo eines Weibes Liebe unerfüllt bleibt, hat ihr Leben seinen Sinn verloren. Was nützt es, wenn ich eines anderen Mannes Weib würde und meine Liebe doch Sigbert gehört? Ich könnte ihm vielleicht gut sein, dem andern, aber seine Augen wären nicht Sigberts Augen, seine Hände nicht Sigberts Hände, seine Freude nicht Sigberts froher Sinn. Güte, König Heinrich, ist nicht Liebe. Du mußt es schon lassen, wie es ist. Gottes Wille hat mich von Sigbert getrennt. Wer weiß, ob wir einander hätten gehören können, wenn er noch lebte; auch euer Gesetz ist hart und grausam. Aber Gottes Wille wird uns zusammenführen, wenn seine Zeit gekommen ist. Darauf muß ich nun warten, König Heinrich." —

„Soll sie einem ungeliebten Manne Kinder gebären?" sagte Frau Mathildis, die Herr Heinrich bald danach gebeten hatte, doch allen Einfluß aufzubieten, um Diethmot aus dem Wahn ihrer unfruchtbaren Einbildungen zu befreien. „Es ist hart genug, daß ihr Sigbert in diesem Leben versagt war.

Nimm ihr nicht den letzten Trost, daß sie ihn in der Ewigkeit wiederfinden wird. Was wäre unser Leben ohne die Hoffnung auf die Ewigkeit!"

Herr Heinrich stand am Fenster und schaute hinaus in den hereindämmernden Winterabend. Er sah nicht, was vor ihm war, seine Gedanken gingen andere Wege: Da war Erminfried, der sich nicht beugte unter das Gesetz seiner Sippe und aufrecht und trotzig seinen Weg im Leben zu Ende ging. Und hier war Diethmot und löste sich von allem und floh vor dem Leben und ihrer Aufgabe ins Kloster. Und dort stand Frau Mathildis und redete ihrem Vorhaben noch das Wort. Er begriff das nicht. Ist es nur darum, fragte er sich, daß ich ein Mann bin und Frauen nicht verstehe, oder ist da etwas anderes, ein Wahn, der uns untüchtig machen will, der das Leben nicht mehr tragen, sondern abschütteln heißt, der zerstört und uns wegreißen will von dem wahren, echten und tiefen Quell unserer Kraft. Dann allerdings, dachte Herr Heinrich, dann —

Hufschlag riß ihn aus seinem Grübeln hoch. Er sah im Dämmern einen Reiter in den Hof sprengen, das Pferd kurz zügeln, abspringen; einer der Knechte nahm das Pferd in Empfang.

Gleich danach stand der Gaugraf des fränkischen Hessengaus vor dem König und übergab ihm einen Brief des Herzogs Eberhard. Der König öffnete das Schreiben.

„Arnulf von Bayern hat sich zum König der Deutschen ausrufen lassen, und Piligrim, der Erzbischof von Salzburg, hat ihn gesalbt."

So schrieb der Frankenherzog dem König. Da war es mit Herrn Heinrichs Grübeln vorbei.

Vor Reginesburg trafen Heinrich und Arnulf zusammen, die beiden Könige, die sich nun im Reiche der Deutschen gegenüberstanden.

Heriger von Mainz hatte sein Ziel erreicht: Der Gegenkönig für den gefährlichen Sachsenherrn war da. Es war dem Bischof von Salzburg nicht einmal sonderlich schwer geworden, Arnulf zu diesem Entschluß zu bewegen, war doch der Bayernherzog ohnehin der Ansicht gewesen, daß er ebensogute, ja bessere Anrechte auf die Krone geltend machen könne als der Sachse. Woher überhaupt Heinrich den Mut genommen hatte, sich zum König küren zu lassen, blieb Arnulf unerfindlich, freilich noch mehr, woher er die Kraft nahm, tatsächlich auch den Oberherrn über Sachsen, Franken und Schwaben zu spielen; denn das war ja nicht abzuleugnen, daß diese ihn als Oberherrn anerkannt hatten. Immerhin, meinte Arnulf, Heinrich habe noch nicht eine einzige Schlacht an sein Königtum gewagt und darum im Grunde genommen auch noch nichts gewonnen. Nun, bei ihm, dem Bayern, sollte er so leichten Kaufs nicht davonkommen, falls er versuchen wollte, auch ihn zu unterwerfen. Wozu bedarf es überhaupt eines Oberherrn, dachte Arnulf lange Zeit, ging es nicht ebensogut, ja besser ohne das und sparte Ärger und Verdruß? Mit Konrad hatte es nur Schwierigkeiten gegeben, Hilfe war ihm dieser König nie gewesen, weder bei den Auseinandersetzungen mit der Kirche noch bei der Abwehr der Ungarn; allein, nur auf sich gestellt, hatte er sich auch der Italiener erwehren müssen, die ihm das obere Inn- und Etschtal streitig machen wollten, und allein auch fertig werden müssen mit widerspenstigen Edelingen und Grafen, denen seine Herrschaft

unbequem und lästig zu sein schien. Nein, wozu bedurfte es dann überhaupt eines Oberhauptes?

Es war eigentlich nur dieser letzte Gedanke gewesen, den Erzbischof Piligrim dem Herzog ausreden mußte, als er ihm nahelegte, König Konrads Nachfolge anzutreten. Der sich jetzt König nenne, sagte der Erzbischof, Herr Heinrich von Sachsen, sei nicht gesalbt und darum in Wahrheit kein König und werde auch von keinem andern König der Welt, weder von Karl dem Westfranken noch von Berengar in Italien, als solcher anerkannt. Wenn gesagt werde, daß König Konrad Heinrich zu seinem Nachfolger bestimmt habe, so sei das höchst unglaubwürdig, denn man wisse doch allenthalben, wie die beiden zu Konrads Lebzeiten zueinander gestanden hätten. Heinrichs Königtum sei ein ausgemachter Betrug, und es müsse sich endlich jemand finden, der für die Wahrheit einstehe und diesem falschen König das Handwerk lege. Danach lobte er Herrn Arnulfs Entschlossenheit und Tatkraft und sagte, daß vieler Augen jetzt nach Bayern gerichtet seien und sich von ihm Heil und Befreiung aus einem unwürdigen und unerträglichen Zustand erhofften.

Das war der Anfang gewesen. Von da aus ging es Zug um Zug, bis Herzog Arnulf sich wirklich von den Grafen und Edlen in Bayern zum König ausrufen und von Herrn Piligrim feierlich salben ließ.

Arnulf war alles andere als ein Freund der Kirche, er war es nie gewesen und konnte es nie werden; dazu hatte er viel zu viel Schwierigkeiten mit ihr in seinen Ländern gehabt. Er hatte sich schon vormals nur schweren Herzens entschließen können, die Wahl Konrads zu billigen, weil er sich von dem Pfaffenkönig von vornherein nicht versprechen konnte, was er für dringend notwendig hielt, eine Dämpfung der kirch-

lichen Machtgelüste. Mit fester Hand hatte er schließlich wenigstens bei sich für Ordnung gesorgt.

Darum sah er in Piligrim, der ihm die Krone des Reiches antrug, auch nicht so sehr den Abgesandten einer Macht, die zu bekämpfen er vordem für notwendig befunden hatte, sondern eher den ihm unterstellten Lehnsmann, der das Beste Bayerns, sein Ansehen und seine Geltung im Auge haben mochte. Arnulf dachte weder an Hohenaltheim, noch im entferntesten daran, daß hinter Piligrim etwa die Erzbischöfe des Reiches stehen könnten. Denn wenn etwas bisher seinen uneingeschränkten Beifall hatte finden können, so war es Heinrichs Art, die Ansprüche der geistlichen Herren zurückzuweisen. Niemals hätte sich Arnulf von ihnen wissentlich mißbrauchen lassen, niemals ihr Werkzeug sein mögen. Auch wenn er sich dann von Piligrim salben ließ, so folgte er damit nur dem seit Carolus Magnus üblichen Brauch. Alle Könige des Reiches waren seither gesalbt worden; warum sollte er sich dem widersetzen, zumal, wenn wirklich solche Salbung eine Voraussetzung für die Rechtmäßigkeit des Königtums und seine Anerkennung durch andere sein sollte.

Auch König Heinrich war sich darüber klar, daß Arnulf von Bayern nicht etwa mit den Bischöfen paktiert hatte, so wenig er andererseits daran zweifelte, daß Piligrim nicht aus eigener Machtvollkommenheit gehandelt hatte, als er den Bayernherzog zum König der Deutschen salbte. Schon der Titel, den Arnulf sich zulegte, bewies Herrn Heinrich, daß hinter diesem Spiel ein wohlüberlegender, weithin planender Kopf stand, der des Königs eigene Taten und Gedanken gegen ihn selbst aufzubieten trachtete und damit ihn und sie zu vernichten hoffte.

Er nahm die Angelegenheit nicht leicht. An ein Zuwarten

war nicht mehr zu denken. Königsherrn im Reiche durfte es nur einen geben. Arnulf oder er, einer mußte weichen. Die Entscheidung konnte wohl nur noch bei den Waffen liegen.

Sobald es die Witterung erlaubte, zog er gegen Arnulf. Dieser war für den Empfang des Gegners gerüstet und erwartete ihn vor Regensburg. —

Es war Nacht. Morgen würde die Entscheidung zwischen Arnulf und Heinrich fallen. König Heinrich befand sich in seinem Zelt mitten unter dem lagernden Heer. Thietmar war bei ihm und Eberhard, mit denen er die Aufstellung des Heeres für den nächsten Morgen besprach. Burchard war in Schwaben geblieben, der König konnte ihn jetzt von der burgundischen Grenze nicht wegziehen, ohne daß König Rudolf sich das sofort zunutze gemacht hätte und wieder in den Aargau eingefallen wäre. Herr Heinrich hoffte zuversichtlich, den Schwaben auch entbehren zu können. Freilich kam alles darauf an, daß er sich in Arnulfs Person nicht täuschte.

„Ob es zur Schlacht kommen wird oder nicht", sagte er zu Eberhard und Thietmar, „läßt sich jetzt noch nicht sagen. Wir dürfen ihr auf keinen Fall ausweichen, und ihr werdet alles so vorbereiten, daß sie geschlagen und gewonnen werden kann. Wenn sie zu vermeiden ist, werde ich sie vermeiden; denn es ist Wahnsinn, daß deutscher Männer Blut im Bruderkampf vergossen werden soll. Aber das hängt nun nicht mehr von uns allein ab. Ich habe Arnulf Boten geschickt und ihn aufgefordert, sich morgen mit mir zwischen den aufgestellten Heeren zu treffen. Er muß unsere Entschlossenheit sehen, so oder so den Handel zu Ende zu bringen, den er heraufbeschworen hat. Wenn er das ist, was zu sein er vorgibt, ein deutscher König, dann wird sich, wie ich hoffe, der Streit ehrlich und rasch schlichten lassen", schloß Herr Heinrich.

Arnulf werde nicht mehr im Guten zu überzeugen sein, meinte Herzog Eberhard.

„Dann muß die Waffe zwischen uns richten" sagte der König.

Der Bayer sei von je ein Rebell gewesen, und es sei schade um jedes Wort, das Herr Heinrich an ihn verliere, sagte Eberhard weiter, und es müsse ihm jetzt eine gründliche Abfertigung zuteil werden, auch damit jedermann die Lust vergehe, derartiges noch einmal zu versuchen. „Wozu mit Empörern verhandeln!" sagte er.

„Wir wollen vorsichtig sein mit großen Worten", antwortete Herr Heinrich, „und nichts zerschlagen, was wir vielleicht nicht wieder bauen können. Ist Arnulf von Bayern ein schlechter Herzog gewesen?" fragte er. „Er hat gegen Konrad gestanden, aber das habe ich auch, und bin heute doch dein Freund, Eberhard. Daß er ein Rebell ist — wie du ihn nennst — das rechne ich ihm nicht hart an; aber hören will ich, wogegen er rebelliert. Und darin wird sich zeigen, ob er ein Mann ist oder ein Nichtswürdiger, der es verdient hat, ausgelöscht zu werden." —

Lange noch stand Herr Heinrich in dieser Nacht am Eingang seines Zeltes. Sein Auge blickte in die Dunkelheit, hinüber nach Reginesburg. Sein Ohr lauschte auf die Geräusche, die so seltsam in der Nacht lagen; es lauschte dem schweren Atem schlafender Männer, dem unruhigen Schlagen der Pferde in der Koppel, dem fernen Ruf der Wachen, die sich gegenseitig aufmunterten und frischhielten. Des Königs Lippen preßten sich zusammen, als wollten sie eine bange Frage zurückhalten. Arnulf hatte seine Botschaft unbeantwortet gelassen. War er wirklich ein Nichtswürdiger, nur ein Empörer — nicht doch ein Mann?

*

Im Frühlicht des nächsten Morgens zogen die beiden Heere zur Schlacht auf. Als die Treffen geordnet waren, bestieg Heinrich sein Roß und ritt auf das Heer des Bayernherzogs zu. Thietmar begleitete ihn, während Eberhard den Befehl über des Königs Heer übernahm. Voran ritten zwei von Herrn Heinrichs Lanzenreitern, hinter ihm der Bannerträger, der des Königs Feldzeichen trug.

Als die Reiter etwa auf halbem Wege zu Arnulfs Heer waren, sahen sie von dorther den Bayernherzog ihnen entgegenkommen, auch er von Reitern und Gefolgsmannen begleitet.

Da hieß Herr Heinrich seine Männer anhalten und das Banner in den Boden einrammen. Er stieg vom Pferd und erwartete die Ankunft der Bayern. In angemessener Entfernung hielt auch Arnulf an und sprang vom Roß. Dann gingen die Männer aufeinander zu.

Ihr Gruß war kühl und gemessen.

„Du hast um eine Unterredung gebeten, Heinrich von Sachsen, bevor die Schlacht beginne. Ich bin da. Was hast du mir zu sagen?“ eröffnete Arnulf das denkwürdige Gespräch.

„Ich möchte Klarheit haben zwischen uns beiden“, erwiderte Heinrich. „Du nennst dich König der Deutschen. Sage mir, mit welchem Recht.“

„Mit dem Rechte dessen, der dazu gesalbt worden ist“, entgegnete Arnulf.

„Die Salbung durch die christliche Kirche ist nicht das Entscheidende bei der Königskür. Ich habe sie darum für mich abgelehnt, um dies ein für allemal festzustellen. König kann nur sein, wen das Volk gekürt hat. Bist du gekürt?“ fragte Heinrich.

„Von meinem Volk, von den Bayern“, lautete die Antwort.

„Dann ist dein Recht ebensowenig anzufechten wie das meine", sagte nun Herr Heinrich. „Es wird dir nicht unbekannt sein, daß ich von Franken und Sachsen gekürt bin und Schwaben meine Wahl anerkannt hat."

Arnulf war erstaunt darüber, daß Heinrich ihm das Recht auf den Königstitel nicht einfach abstritt, sondern sogar ausdrücklich anerkannte; er hatte anderes erwartet.

„Es ist ein Verhängnis gewesen", fuhr Heinrich jetzt fort, „daß die Wahl nicht auf einem Reichsthing hat erfolgen können; aber damit müssen wir uns nun abfinden." Und dann fragte er Arnulf, ob dieser auch seinerseits von der Rechtmäßigkeit der Wahl Heinrichs überzeugt sei.

Blieb Arnulf etwas anderes übrig, nachdem Herr Heinrich sein eigenes Königtum zu Recht anerkannt hatte? Was für ihn billig war, konnte er bei seinem Gegner nicht unbillig nennen oder ungültig.

„So steht hier Recht gegen Recht", fuhr nun Heinrich fort. „Ich kann dich nicht schelten, du nicht mich. Es kann aber auch nicht zwei Könige nebeneinander geben im Reiche der Deutschen", sagte Heinrich.

Eben darum müßten die Waffen entscheiden, entgegnete Arnulf rasch und ungeduldig.

„Ja", gab Heinrich zu, „es bleibt kein anderer Weg. Die Waffe muß entscheiden zwischen dir und mir. — Aber braucht es dazu der Heere?" fragte Herr Heinrich sehr ernst. „Muß darum Blut und Leben von Hunderten von Sachsen und Bayern und Franken fließen? Sollen darum deutsche Männer hier wie dort sterben? Wofür? — Um für dein und mein Recht zu streiten? Um das Recht streitet man nicht, Arnulf von Bayern, für sein Recht muß jeder einstehen, du für deines, ich für das meine. Wir wollen uns das von niemandem neh-

men lassen, König Arnulf. Es sind Zeugen genug da. Hier auf der Stelle laß uns miteinander kämpfen, du für dein Recht, ich für meines, wie es zwei Königen geziemt. Ein König muß fallen, und ein König wird leben und unsere deutschen Völker führen. Zwischen uns steht Gott und mag entscheiden, wer König bleibt? Abgemacht?"

Er hielt Arnulf die Hand hin.

Es dauerte sehr lange, bis der Bayer einschlug. Dann sah er dem Sachsen in die Augen.

„Gott hat entschieden", sagte er. „Es gibt nur einen König der Deutschen: Heinrich den Sachsen. Du hast mich überwunden, ich bin besiegt. Du dachtest der Menschen, wo es mir nur um die Krone ging, du wolltest das Reich, ich nur den König. Du kannst für das Recht kämpfen, meines verging vor dir, wie die Spreu vor dem Wind; ich habe — nicht mehr recht, das weiß ich nun, mein König. Kannst du mir verzeihen?" fragte er.

Heinrich atmete tief und befreit auf.

„Du hast es mir nicht leicht gemacht, Arnulf", sagte er dann, „wahrhaftig nicht. Aber nun bin ich doch sehr froh, daß du Gottes Willen nicht widerstanden hast, und daß auch dieser Hader in Frieden und Freude endet." —

Ungeduldig standen die Heere, bereit aufeinander loszugehen, am ungeduldigsten von allen wohl Eberhard.

Kommen sie immer noch nicht zu Ende, die da drüben in der Mitte des Feldes, dachte er grimmig bei sich selbst; es ist doch alles Zeit- und Kraftverschwendung, den Schluß muß doch das Schwert sprechen. Na, endlich schien es so weit zu sein. Jetzt führte man die Pferde heran, die Banner wurden vom Boden gelöst, nun stieg man auf. Warum sind die Herren so dicht beieinander in den Sätteln, mußte Eberhard denken, und

— sonderbar, der Bayer läßt sein Feldzeichen zusammenrollen? Was soll das bedeuten? Und jetzt — da — sie traben an, und König Heinrich reitet Seite an Seite mit Arnulf hinüber zum bayerischen Heerbann.

Dem Herzog von Franken blieb vor Staunen der Mund offen stehen. Das war unglaublich, das war Zauberei oder — ein Wunder. So leicht konnte Eberhard es wirklich nicht fassen.

Und dann drangen Rufe über das weite Feld zu ihnen herüber, gedämpft zuerst und unsicher, dann aber wie ein Jubelsturm, begeistert und dankesfroh.

Das war, als die Reiter vor dem Heerbann der Bayern hielten und Herzog Arnulf mit lauter Stimme über das Feld rief:

„Männer, der Kampf ist aus. Hier steht unser König und Oberherr! König Heinrich, heil!"

Da war die Antwort der Krieger noch etwas zaghaft; denn diese Wendung kam so überraschend, daß sie zunächst nicht begreifen konnten, was eigentlich geschehen war.

Dann aber vernahmen sie Herrn Heinrichs Stimme:

„Die Männer von Bayern haben diesen Kampf nicht nötig, um Mut und Unerschrockenheit zu beweisen. Das haben sie mehr als einmal getan, wenn es gegen die Ungarn ging oder die Welschen. Ich weiß, sie werden auch weiterhin da sein, wenn unser Reich in Gefahr ist, und ihr großer und tapferer Herzog Arnulf wird sie noch zu manchem Sieg führen gegen die Feinde dieses Reiches."

Da hatten sie verstanden, und ihr Jubel kannte keine Grenzen. —

Die weiteren Verhandlungen mit Arnulf von Bayern verliefen glatt und boten keine Schwierigkeiten mehr.

Auch hier in Bayern beließ Heinrich alles beim Seitherigen, sogar die Kirchengewalt blieb in Arnulfs Händen. Ihm genügte, daß Bayern seine Oberhoheit anerkannte, ihm treue Gefolgschaft gelobte und bereit war, zu des Reiches Geltung und Ansehen beizutragen und dafür einzustehen.

Als er Regensburg verließ, leuchteten des Königs Augen. Frisch und leicht floß das Blut in seinen Adern. Wie war die Welt schön! Nun stand es, sein Reich, das Reich der Deutschen. Mochte Lothringen noch darin fehlen, es blieb unverloren, das wußte er. Getilgt aber waren Zwist und Hader; es würde kein Streit mehr sein um den Oberherrn. In Frieden konnten jetzt die Menschen schaffen und ihrem Tagwerk nachgehen, pflügen, säen und ernten; das Reich bot ihnen Wohnstatt und Sicherheit. Wieviel besser waren nun seine Grenzen zu bewachen. Gegen Burgund schützte der Schwabe, gegen Süden der Bayer, gegen Dänen und Slawen der Sachse, nach Westen hin der Franke, und keiner brauchte mehr um seines Rückens Freiheit in Sorge zu sein. Großes war vollbracht in den zweieinhalb Jahren, seit König Konrad starb. Ja, du hast Glück gehabt, Herr Heinrich. Nur — Glück? —

*

Von Bayern aus mußte der König sofort an den Rhein ziehen; die Lothringer Frage schien ebenfalls spruchreif werden zu wollen. Im Frankenreich wuchs die Unzufriedenheit der Großen mit König Karl, der sich ähnlich wie vormals Konrad von Franken auf die geistlichen Machthaber stützte, um die weltlichen in seiner Gewalt zu haben. Es war vorauszusehen, daß über kurz oder lang Karls Herrschaft zusammenbrechen mußte. Auf diesen Augenblick wollte Heinrich warten, um dann Lotharingien vom Westreich loszureißen und zum Deut-

schen Reich zurückzuführen. Da die Nachrichten, die er in Bayern empfing, diesen Augenblick schon für die nächste Zukunft zu verheißen schienen, zog er sofort quer durch Franken nach dem mittleren Rheintal, um notfalls rasch in Lothringen eingreifen zu können.

Bald aber zeigte sich, daß die Hoffnung verfrüht gewesen war; ja, Heinrichs Zug hatte zur Folge, daß auch König Karl sich durch Lothringen in Marsch setzte, um die drohende Gefahr abzuwenden; er rückte zum Rhein vor. Heinrich hinwiederum war fest entschlossen, dem Franken den Übergang über den Fluß zu verwehren und zog ihm nach Bonn entgegen. Da lagen denn nun beide Heere einander gegenüber, zwischen sich den Strom, der mit seinen breiten, ruhigen Wellen dahinfloß und jede Annäherung zu verbieten schien. Mißtrauisch beobachteten die Männer aus beiden Reichen einander, jeder bereit zuzuschlagen, wenn der andere versuchen wollte, den Fluß zu überqueren. Als dann lange Zeit hindurch von keiner Seite dergleichen geschah, schließlich die Herbstregen kamen und es in den Lagern anfing ungemütlich zu werden, mochten beide Könige sich wohl sagen, daß ein weiteres Verbleiben hier sinnlos sei, und doch wollte wiederum keiner der erste sein, der abzog, weil jeder fürchtete, der andere werde dann nachstoßen. Schließlich ließ Herr Heinrich dem König von Franken den Vorschlag machen, sie wollten sich miteinander aussprechen, damit dieser Zustand ein Ende finde. Der mißtrauische Karl war damit einverstanden, machte aber zweierlei zur Bedingung, einmal, daß die Verhandlung nicht um Lothringen gehen dürfe, und zum andern, daß man sich von beiden Seiten her mitten auf dem Strom treffen müsse.

Karl hatte sich mit seinen Ratgebern einen sehr klugen Plan ausgedacht, wie er sich Lothringen ein für allemal sichern

und Heinrich an einem überraschenden Zuge hindern wollte: Es sollte ein Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen den beiden Königen abgeschlossen werden, der auf dem gegenwärtigen Besitzstand an den Grenzen beider Reiche fußen sollte.

König Heinrich ging ohne weiteres auf diese Absicht Karls ein. Warum auch nicht? Konnte er im Augenblick mehr erreichen? Wenn die Lothringer Frage nicht zur Sprache kam, so brauchte er auf keinen Anspruch des Reiches zu verzichten. Ein Vertrag mit König Karl aber bedeutete, daß man ihn als gleichberechtigten Verhandlungspartner und rechtmäßigen König der Deutschen auch außerhalb des Reiches anerkannte. Und diese Tatsache war ihm wichtig genug. Im übrigen, sagte sich Heinrich, würde dieser Vertrag ohnehin nur soweit Gültigkeit haben, als Karl sich in Frankreich halten konnte. Daß dies wohl kaum mehr lange möglich sei, daran zweifelte Herr Heinrich nicht.

Am 7. November des Jahres 921 zur Mittagsstunde trafen sich die beiden Könige auf einem Schiff, das man zu diesem Zweck mitten auf dem Rheinstrom verankert hatte. Boote brachten die Herren mit ihrem Gefolge von den beiden Ufern zu der Barke, die, festlich geschmückt und würdig hergerichtet, der feierlichen Stunde harrte. An Deck des Schiffes begrüßten sich die Könige, stellten sich gegenseitig die Männer ihrer Begleitung vor und nahmen dann einander gegenüber an einem Tisch Platz, um in kurzer Unterredung die Form der zu treffenden Vereinbarung festzulegen. Nachdem dann die Kanzler beider Reiche den Wortlaut der Eide für ihre Herren aufgeschrieben hatten, begaben sich die Könige mit ihrem Gefolge zum rückwärtigen Teil des Schiffes, wo ein Altar aufgeschlagen war. Hier enthüllte nun der Erzbischof von Paris einen kleinen goldenen Schrein, welcher die Reliquienhand des

heiligen Vitus barg, vor der beide Herrscher ihren Freundschaftsbund beeiden wollten.

Dies war der Eid, den König Karl leistete:

„Ich, Karl, durch Gottes Gnade König der westlichen Franken, werde fortan diesem, meinem Freunde Heinrich, dem Könige des Ostens, Freund sein, wie es ein Freund dem Freunde von Rechts wegen sein soll, nach bestem Wissen und Können, aber unter der Bedingung, daß er auch mir den gleichen Eid schwöre und halte, was er verspricht. So wahr mir Gott helfe und diese heiligen Reliquien."

Entsprechend lautete der Eid, den König Heinrich ablegte. Die Könige umarmten sich dann und reichten sich die Hände. Der Bund war geschlossen.

Der Erzbischof von Paris gab in einer kleinen Ansprache an die Könige seiner, aller erlauchten Herren und beider Völker Freude und Dank Ausdruck und sagte, daß durch diesen aus freiem Willen geschlossenen Vertrag ein langer Friede zwischen beiden Reichen gesichert sei und man hoffen könne, daß der heutige Tag der Anfang eines gesegneten Zusammenwirkens beider Länder und ihrer Herren werde.

Die Begleiter der Könige traten heran und beglückwünschten die Herrscher.

Nach einem kurzen Umtrunk verließen beide Könige gleichzeitig wieder das Schiff und kehrten in den Booten an die Ufer zurück, jeder in der festen Überzeugung, für sich und sein Reich mit diesem Abkommen das meiste gewonnen zu haben.

Damit war für Herrn Heinrich die lothringische Angelegenheit zunächst einmal erledigt. Zunächst! Wer mochte wissen, für wie lange? —

Es zeigte sich sehr bald, daß in der Tat der Abschluß dieses Freundschaftspaktes für das Ansehen der königlichen Macht

drinnen und draußen eine noch viel größere Bedeutung besaß, als selbst Heinrich erwartet hatte. Vor allem die Bischöfe des Reiches mußten sich nun mit der Tatsache abfinden, daß Heinrich König blieb, und selbst Heriger von Mainz hatte nun gar keine Hoffnung mehr, daß sich daran noch etwas ändern ließe. Er hielt es denn auch für geraten, nichts mehr gegen den König zu unternehmen, sondern sich, wie es auch die übrigen Bischöfe des Reiches taten, so gut wie möglich mit dem Könige zu stellen. Freilich sollte das nicht bedeuten, daß sie die Rechte der römischen Kirche preisgeben wollten. Keineswegs! Es mußten aber dafür bessere Zeiten abgewartet und — vorbereitet werden. Sich beugen können, wenn es nicht anders geht, aber doch die Kraft behalten, stracks wieder emporzuschnellen, sobald sich eine neue Möglichkeit bietet, das war die Kunst, die zu üben sie jetzt die beste Gelegenheit hatten.

Am einfachsten hatten es ja die sächsischen Bischöfe. Schon lange waren sie mit Herrn Heinrich gut ausgekommen. Sie waren nicht nach Hohenaltheim gegangen, taten ihren Dienst ruhig und besonnen, und wenn sie einmal besondere Wünsche hatten, denen gegenüber der König sich nicht sonderlich geneigt zeigte, so wußten sie längst, daß sie bei Frau Mathildis eine offene Hand fanden, und die Frau von ihrem Königsgemahl manchmal auch etwas erlangen konnte, was unmittelbar sonst nicht zu gewinnen war. Im übrigen zeigte Herr Heinrich sich jetzt, wo der Einfluß der geistlichen Machthaber auf die Geschäfte des Reiches gebrochen war, berechtigten Forderungen der Kirche durchaus nicht abhold. Er übertrug Heriger von Mainz die Hofkapelle mit ihrer Aufgabe, die königlichen Schreiber auszubilden. Er bestätigte den Bistümern und Klöstern die von früheren Herren verliehenen Rechte und Titel, hütete sich allerdings, ihnen neue zuzubilligen; er unterstützte,

wo es nottat, Kirchenbauten; kurzum, er war überzeugt davon, daß es gelingen werde, auch die Bischöfe und ihre Kirchen in das neue Reich so einzufügen, daß sie diesem nicht mehr schadeten, sondern eher nützlich sein möchten. Er schenkte in der Folgezeit den Klosterschulen seine Aufmerksamkeit, wobei er zwar nicht einsehen konnte, warum man dort der lateinischen Sprache so große Bedeutung beimaß und warum ein gescheiter Mann eine kluge Sache nur lateinisch sagen könne und nicht in der Sprache seiner Mutter; immerhin aber mußte Herr Heinrich feststellen, daß aus diesen Schulen recht tüchtige und brauchbare Männer hervorgingen. Und deren, dachte der König, werden wir viele, sehr viele brauchen in unserm jungen Reich.

*

Da die Lothringer Frage vorerst ruhte, nahm Heinrich im nächsten Jahr eine andere auf. Der Streit zwischen Schwaben und Burgund mußte ein Ende finden. Gegenstand dieses Streites bildete der Aargau, jene kleine Alpenlandschaft zwischen Aare und Reuß, die von dem Bogen der Aare umflossen wird. Die Schwaben, die diesen Gau im Besitz hatten, verteidigten ihn zäh und tapfer gegen die wiederholten Versuche der Burgunder, ihn an sich zu reißen. Sie rechtfertigten diesen Besitz mit den Teilungsverträgen von Verdun und Mersen, welche beide dieses Gebiet einwandfrei dem Ostreich zusprachen. Die Burgunder jedoch behaupteten, daß bei der später erfolgten Gründung ihres Königreiches Burgund durch Boso, den Schwiegersohn des zweiten Kaisers Ludwig, ihnen vom Kaiser selbst das Anrecht auf den Aargau zugesprochen worden sei. Die Richtigkeit dieser Behauptung war nicht nachzuprüfen, konnte aber auch nicht eindeutig widerlegt werden. Es mochte

in jenen vergangenen Tagen, als in wiederholten Teilungen das große und gewaltige fränkische Reich Kaiser Karls zerfiel, manches Mal etwas versprochen worden sein, was vielleicht, ehe es noch verwirklicht werden konnte, schon wieder überholt war.

Auch König Heinrich, so sehr er sich bemühte, Klarheit in der Rechtslage zu erhalten, kam zu keinem sicheren Ergebnis. Nur dies stand für ihn fest: Der Aargau durfte nicht der immerwährende Zankapfel zwischen Schwaben und Burgund bleiben, am allerwenigsten nun, nachdem Schwaben nur noch ein Teil des großen neuen Reiches war. Was entschieden werden mußte, war die Frage, ob der Aargau, den die Schwaben so unerschütterlich verteidigt hatten, von solcher Bedeutung auch für das Gesamtreich war, daß es gerechtfertigt wäre, um seinetwillen nunmehr die königliche Macht und Gewalt einzusetzen; mit andern Worten: Lohnte es sich, um des Aargaus willen mit König Rudolf von Burgund kriegerische Auseinandersetzungen auf sich zu nehmen? Das war die Frage, die zu lösen der König nun selbst nach Schwaben ging.

Als er hier zu der Überzeugung kam, daß es vernünftiger sei, mit König Rudolf zu einem dauerhaften Frieden zu kommen, statt mit ihm um eine Landschaft Krieg zu führen, deren Besitz — mochte er immerhin schon manches Opfer gekostet haben — weder für Schwaben noch für das Reich eine Notwendigkeit war, leitete er sofort Verhandlungen mit König Rudolf von Burgund ein. Er erbot sich, den Aargau freiwillig an Burgund abzutreten, forderte dafür aber die Rückgabe der heiligen Lanze an das Reich, die wohl auch nach jenem zweiten Ludwig bei irgendeiner Teilung an Burgund gefallen war und seitdem als Wahrzeichen der Könige von Burgund galt. König Rudolf hatte daher auch ernstliche Bedenken und wenig Nei-

gung, diesen Vorschlag des deutschen Königs anzunehmen. Herr Heinrich aber — wenn auch sein königliches Ansehen keineswegs von dem Besitz dieser alten Waffe abhängig war — wünschte, daß dieses Symbol deutscher Macht unter allen Umständen dem Reiche wiedergewonnen werde und nicht ein Wahrzeichen fremder Herren sein sollte; er bestand unnachgiebig auf seiner Forderung und erklärte schließlich dem burgundischen König, daß zwar der Aargau für ihn kein Grund zu einem Waffengang sein könnte, wohl aber die Weigerung Burgunds, die heilige Lanze dem Reich zurückzugeben, dem sie zugehöre.

Da gab Rudolf nach; die Einigung kam zustande, und auch Burchard von Schwaben fand sich schließlich mit dem Verlust des Aargaus ab.

Niemand war froher als König Heinrich, daß nun statt Waffengeklirr und Kriegsgeschrei das Geläute der Glocken und festliche Lieder das Ende seiner Fahrt nach Schwaben bildeten. Er durfte des Burgunders freundlicher Gesinnung dem Reiche gegenüber sicher sein. —

Noch zufriedener wurde er, als bald nach der Beseitigung dieser immerhin möglichen Gefahr, rascher als er erwartet hatte, auch in der Lothringer Frage eine neue Wendung eintrat, die seine Aufmerksamkeit erheischte. Was Herr Heinrich vorausgesehen hatte, schien nun Wirklichkeit zu werden: König Karls Herrschaft brach zusammen; die Großen seines Reiches standen gegen den König auf, die Unzufriedenheit mit seiner Herrschaft wurde allgemein. Neben Giselbert von Lotharingien waren es besonders Graf Robert von Franzien und der Herzog von Fränkisch-Burgund, der zufälligerweise auch Rudolf hieß, die eine andere Königsherrschaft erstrebten, sich zu einer Partei zusammenschlossen und schließlich den Grafen

Robert als Gegenkönig aufstellten. Sie fanden rasch weitere Anhänger, besonders als der Erzbischof von Reims sich ebenfalls für Robert erklärte.

Der deutsche König hielt sich allerdings von allen diesen Wirren und inneren Kämpfen fern, verfolgte aber aufmerksam das Spiel der Kräfte jenseits seiner Grenzen und stand wieder mit seinem Heer am Rhein. Als offenkundig wurde, daß König Robert die Oberhand über Karl behalten würde und dieser seine Herrschaft nicht länger behaupten konnte — womit dann auch der Freundschaftsvertrag seinen Sinn verloren hatte — veranlaßte Heinrich eine Begegnung mit Robert, die an dem Flüßchen Roer stattfand, das zur Maas fließt. Er verband damit keine andere Absicht, als vor aller Welt deutlich zu machen, daß er nunmehr Robert für den rechtmäßigen Herrn im Frankenreich halte und der Vertrag von Bonn für ihn nicht mehr bestehe. Noch aber hütete er sich, die Hand nach Lothringen auszustrecken.

Im Juni des Jahres 923 kam es bei Soissons zur letzten entscheidenden Schlacht zwischen Robert und Karl. Robert siegte, bezahlte aber den Sieg mit seinem Leben. Statt seiner rief man sofort den Herzog von Fränkisch-Burgund zum König aus. Bald danach gelang es, den geschlagenen König gefangenzunehmen und festzusetzen; er schied damit endgültig als Königsherr aus.

Jetzt war der Augenblick gekommen, an dem unbezweifelbar Giselberts Eid erlosch. Die Frucht war reif, die Stunde zum Handeln für beide gekommen, den Herzog von Lotharingien und Herrn Heinrich.

Als jetzt der Ruf an den deutschen König erging, Lotharingien in das Reich zurückzunehmen, zögerte Heinrich keinen Augenblick länger. Mit zwei Heeren ging er über den Rhein.

Das eine, dem Lauf der Mosel folgend, nahm Trier und Metz und traf hier auf das andere, welches über Zabern vorgestoßen war. Wo die Besatzungen des ehemaligen Königs vom Frankenreich, die hier lagen, um Giselbert in Schach zu halten, Widerstand versuchten, wurden sie ohne große Mühe hinausgeworfen. Als das Jahr zum Herbste ging, war der südöstliche Teil Lotharingiens fest in Heinrichs Hand. Dabei allerdings mußte es Heinrich zunächst bewenden lassen.

Grund dafür war wohl weniger die Absicht des Königs, eine Schlacht mit Rudolf zu vermeiden, die hätte kommen müssen, wenn Heinrich weiter vorgestoßen wäre, als vielmehr die Tatsache, daß seine Gesundheit völlig zerrüttet war. Nur indem er die allerletzte Kraft aufbot, hatte er diesen Zug durchgehalten.

Was er in den wenigen Jahren seiner Königsherrschaft hatte leisten müssen, war nur möglich gewesen durch den rücksichtslosen Einsatz seines ganzen Wesens, auch seiner Gesundheit. In seinem Ringen um des Reiches Werden, um das Herz und die Seele der Herzöge, um die Behauptung seines Ansehens und die Geltung des Reiches und seiner Gewalt auch nach außen war kein Raum für ein Leben, das um das eigene Wohlergehen besorgt ist. Durch alle Teile des Reiches war er gezogen, auf guten und schlechten Straßen, im Sonnenschein ebenso wie bei Regen, Schnee und Kälte. Er hatte als Krieger unter Kriegern gelebt, seine Nahrung war einfach, sein Lager hart und bescheiden gewesen. Aber wenn er oftmals des Nachts nicht schlafen konnte, so war nicht die Härte des Lagers daran schuld, sondern die Sorge, die seine Augen offen hielt, und der Gedanke, daß es Menschenleben und Völkerschicksale waren, die an seinen Entschlüssen hingen, vor allem die Gegenwart und die Zukunft seines deutschen Volkes. Als

er sein Werk begann, war er ein kerngesunder Mann in der Vollkraft seiner Jahre; nun warf es ihn schwer darnieder, sehr, sehr schwer. Und es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit der allerletzten Kraft von Leib und Seele an den einen einzigen Gedanken anzuklammern: Ich muß gesund werden!

So brach er die Eroberung Lotharingiens ab. Er ließ Giselbert nach Metz kommen, besprach mit ihm das Notwendige, gab ihm Anweisungen, wie er sich Rudolf gegenüber verhalten solle, empfahl ihm insbesondere die größte Zurückhaltung gegenüber den Großen des fränkischen Reiches, damit nicht gefährdet werde, was jetzt begonnen war. Er versprach, im nächsten Jahr beizeiten wieder zur Stelle zu sein und zu vollenden, was, wie er meinte, ihnen beiden am Herzen lag, die endgültige Rückkehr Lotharingiens zum Reich. Einen Teil des Heeres ließ er zurück. Dann brach er in die Heimat auf.

Langsam und ruhig glitt ein Moselschiff flußab. Kaum einer von den Männern, die auf ihm fuhren, achtete der goldenen Herbstpracht, die von den Hängen des Tales herableuchtete, noch der frohen Lieder, die von den Ufern herüberklangen, wo fleißige Hände beschäftigt waren, die Trauben des Weinstocks zu ernten. Der vielleicht am ersten ein Auge für all die Schönheit und Pracht gehabt hätte, Herr Heinrich von Sachsen, lag von Fiebergluten gepeinigt, nicht mehr des Bewußtseins mächtig, auf seinem Feldbett, und seine Seele rang um die Gesundung seines Leibes. Schweigsam und ernst kamen und gingen die Männer seiner Begleitung. Sie sahen den heldenmütigen, furchtbaren Kampf ihres königlichen Herrn; helfen konnten sie nicht, obwohl mancher gern die eigene Gesundheit, ja, notfalls das eigene Leben daran gegeben hätte, wenn damit Herrn Heinrichs Frische und Kraft wäre zu erkaufen gewesen.

Sanft und friedlich glitt das Schiff in seiner Bahn fluß-

ab. Die am Bug standen und die am Steuerruder, hielten in banger Sorge Ausschau: Wohin willst du unsern Herrn und König fahren, Schifflein? Ins Leben zurück? Oder — in den Tod?

11. Kapitel: Die Krisis

Daß das Glück launenhaft und unbeständig ist und auch seinen erklärten Lieblingen zuweilen die kalte Schulter zeigt, und oftmals gerade dann, wenn sie sich seiner ganz sicher wähnen oder es zu einem allerletzten Ansprung auf das schon nahe Ziel am bittersten nötig haben, das hatte nun auch König Heinrich erfahren müssen, als ihn mitten in seinem Siegeszug in Lothringen die tückische Krankheit überfiel und ihn zwang, die Hand noch einmal zurückzuziehen von dem Ruhmeskranz, den er schon glaubte erfassen zu können. Aber nicht, wie jemand in glücklichen und erfolgreichen Tagen sich verhält, entscheidet über eines Menschen Wert oder Unwert; sondern erst da, wo vielleicht alles gegen ihn steht, die Umstände, die Menschen, das Geschehen, erst da wird er zu zeigen haben, ob er das Glück verdient, ein Auserkorener des Schicksals zu sein. Es schien, als ob diese Frage an Herrn Heinrich zu stellen, nun auch sein Schicksal gesonnen sei.

Herbst und Winter waren dahingegangen. Unter Frau Mathildis sorgsamer Pflege, der sich Erminfrieds kluge Ratschläge zugesellten, waren die schlimmsten Wochen und Monate überstanden; keinesfalls aber war Herr Heinrich schon wieder gesund. So gründlich wie er seine Gesundheit zuschanden gelebt hatte, so gründlich mußte er nun erst geheilt werden, wenn nicht schwere Rückschläge erfolgen sollten. Als die schöne Früh-

lingszeit kam, nahm Erminfried seinen Herrn mit nach Minnleon hinüber, teils weil er erwartete, daß die wundervolle Natur und die herrliche Ruhe der Landschaft auf Herrn Heinrich günstig wirken würden, teils aber auch, weil er unter allen Umständen verhindern wollte, daß der Genesende, der nun allmählich wieder zu Kräften kam, sich zu früh mit Geschäften und Sorgen des Reiches und seines Herzogtums belastete, ehe noch sein Zustand das wirklich gestattete. Mit eiserner Unerbittlichkeit hatte Erminfried schon in Nordhausen alles vom Krankenlager seines Herrn ferngehalten, was von draußen hereinkam, einfach alles, mochte es wichtig sein oder nicht, Sachsen betreffen oder das Reich. „Herr Heinrich hat euch so oft geholfen, nun helft euch gefälligst eine Weile selbst", war sein bündiger Bescheid gewesen, von dem er sich durch nichts abbringen ließ. Auch Thietmar vom Osten mußte zu wiederholten Malen unverrichteter Dinge abziehen. Wie ein bissiger Hund lag der Alte vor seines Herrn Gemach auf der Wacht. Sogar Frau Mathildis mußte es sich gefallen lassen, daß er sie einmal verteufelt grob anfuhr, als sie seinem ausdrücklichen Willen zu Trotz einem dringlichen Boten bei Herrn Heinrich Zutritt verschaffen wollte. Übrigens tat diese Grobheit der beinahe kindlichen Zuneigung und Verehrung keinen Abbruch, die Frau Mathildis in diesen Wochen gemeinsamer Sorge und Pflege für den alten Mann gefaßt hatte, dessen Ähnlichkeit mit Ohm Imnod ihr immer wieder die Meinung aufdrang, einen Bruder ihres Vaters vor sich zu haben. Und als sie einmal diese Ansicht Erminfried gegenüber zur Sprache brachte, hatte der Alte alle Selbstbeherrschung nötig, um sich nicht der Frau zu offenbaren und ihr zu gestehen, daß sie in der Tat seine Nichte sei. Aber wozu das jetzt noch? Es war besser, es blieb, wie es war, für sie besser und für ihn.

Er nahm nun Herrn Heinrich mit nach Miminleou. Hier war Erminfried in seinem eigenen Bereich, hier konnte er seinen Herrn sicherer bewahren vor allem Unwillkommenen, dem gegenüber er in Nordhausen nur auf seine beiden Augen und Ohren gestellt war. Hier galt nichts als sein Wille, und dieser schuf einen undurchdringlichen Schutzwall um Miminleou und Herrn Heinrichs Gesundung. So kam es, daß, wie alle Botschaften und Anfragen in dieser Zeit, auch die des ungeduldigen und ungestümen Herzogs von Lothringen ungehört und unbeantwortet blieben, was bei Herrn Giselbert die Meinung aufkommen ließ, daß es um des Königs Genesung doch recht trübe aussehen müsse.

In Wahrheit tastete sich um diese Zeit Herr Heinrich wieder langsam ins Leben und seine Wirklichkeit zurück. Er saß in den Gärten des Herzogshofes, machte anfangs kleine, später größere Gänge und Wanderungen in die herrlichen Wälder, wobei Erminfried mit großem Geschick dafür sorgte, daß dem König auf seinen Wegen niemand begegnete. In weitem Umkreis standen seine Wachen und verhinderten jede Annäherung, die Erminfried nicht genehm war.

Zumeist war der Alte auch selbst um seinen Herrn. Niemand merkte ihm die siebzig Jahre seines Lebens an, so rüstig und beweglich war er noch. Wohl hatten Alter, Leiden und Erleben tiefe Runen der Weisheit in sein Antlitz eingegraben, aber nachdem der Schmerz über den Tod seines Sohnes wie ein letztes läuterndes Feuer sein Wesen durchglüht hatte, war jene wundervolle Ruhe und heitere Besinnlichkeit in seiner Seele aufgegangen, die das Alter so verehrungswürdig und liebenswert macht. Von dieser überlegenen Heiterkeit seines Wesens ging die Kraft seines Lebens aus, an der auch Herr Heinrich hier draußen mehr und mehr zu gesunden begann.

Was hatte Erminfrieds stiller Fleiß aus Miminleon gemacht! Es war wie eine köstliche Perle im Diadem des Sachsenherzogs. Er hatte Haus und Hof vergrößern lassen, damit, wie er meinte, es dem König möglich sei, auch in gesunden Tagen einmal für längere Zeit hier Wohnung zu nehmen und dennoch die Reichsgeschäfte betreiben zu können. Räume für des Königs Begleitung, für Gäste und Boten, waren entstanden und lagen, von blühenden Gärten umrahmt, rings um die Herzogspfalz, nichts zu groß und anspruchsvoll, um den Eindruck eines stillen und freundlichen Ruheplatzes zu zerstören. Auch Herrn Heinrichs Haus war erweitert und verschönert worden. In einem der Räume, dessen lichte Fenster den Blick über Gärten und Wiesen nach den Bergen frei gaben, standen nun die beiden Schreine, die Sigberts Kunstwerke bargen. Jawohl, es waren zwei Schreine, denn auch zu Sigberts letztem Bild hatte Erminfried inzwischen ein ähnliches Gehäuse anfertigen lassen, wie es Sigbert für Frau Hathburgs Bild einst schuf. Lange hatte Erminfried suchen müssen, bis er einen jungen Menschen fand, der, durch Sigberts Arbeiten angeregt, sich mit dem Schnitzmesser versuchte und rasch einige Übung darin gewann, es zu regieren. Withold hieß er, und schon dieser Name — er bedeutete soviel wie Holz-Walter — schien Erminfried von guter Vorbedeutung. Zwar war Withold kein Sigbert; er getraute sich auch niemals das zu leisten, was jener einst schuf, besaß auch nicht die große Gabe, ganze Bilder bei sich selbst zu sehen und zu planen; dennoch verstand er es bald, recht feine und zierliche Arbeit zu leisten, wo es galt, einen Schmuck im Holz anzubringen, eine Leiste, einen Balkenkopf zu verzieren, eine Tür auszulegen und dergleichen mehr. Von seiner Hand stammte auch der Schutzschrein zu Sigberts letztem Werk; er hatte sich das Muster von dem

andern abgenommen und doch sein eigenes Empfinden und Gestalten hineingelegt. So ganz ohne Nachfolge würde also Sigberts Schaffen nicht bleiben.

Beide Schreine hatten nun ihre Aufstellung in dem Raum des Herrenhauses gefunden, von dem Erminfried wünschte, daß er des Königs eigener Wohnraum sein sollte. Wenn dann Herrn Heinrichs Blick aus dem Fenster fiel, mußte er auch den großmächtigen Felsenstein sehen, der auf dem mit weißem Kies bestreuten runden Platz inmitten der Blütenpracht des Gartens hingelagert war und die Stelle anzeigte, wo man Sigberts Leib bestattet hatte und wo Erminfried hoffte, daß auch einmal seine letzte Ruhestatt sein werde. Hier wollten sie wieder vereinigt werden, Vater und Sohn, und ihre Seelen würden wachen wie vordem ihre Leiber über Miminleou, ihres lieben Herrn freundliche Wohnstatt.

Alles das ersah jetzt Herr Heinrich, als er in diesen Frühlingsmonaten sich an des treuen Gefährten Arm in die Gesundung zurückfand. Wie vormals durch Sigberts Werk Herrn Heinrichs Seele genas, so jetzt sein Körper an allem Schönen, was durch Erminfrieds Fleiß und Sinn entstanden war.

„Wie hast du das alles fertiggebracht?" fragte er den Alten, als sie eines Tages durch die kleine Ansiedelung wanderten, die außerhalb der Pfalz gelegen war, wo die Liten und ihre Familien wohnten, die neben den Gütern der Pfalz, die sie zu bestellen hatten, auch noch ihre eigene bescheidene Wirtschaft führen konnten. Handwerksleute hatten hier ihre Werkstätten und fanden Arbeit und Brot, und in allem war Erminfrieds ordnende Hand und sein nimmermüder Geist zu spüren.

„Ja, wie habe ich es fertiggebracht?" fragte sich Erminfried jetzt selbst. „Es ist halt so geworden, eins nach dem

andern. Sollte ich dasitzen und Sigbert nachtrauern mit meinem verlorenen Leben? So habe ich eben immer etwas geschafft, von dem ich mir sagte, daß es ihm und dir vielleicht gefallen würde. Nun ja, und so ist alles geworden in diesen Jahren. Du hast an deinem großen Reich geschafft und ich hier an meinem kleinen. Viel fragen habe ich dich ja nicht können darum", sagte er weiter, „aber es hat mir Freude gemacht, dabei nach meinem Kopf schaffen zu können."

Sie wanderten durch die Äcker, auf denen die Saaten sproßten, gut bestellte, sorgsam gepflegte Äcker, die schon jetzt ahnen ließen, wie prächtig die Ernten sein würden, die sie abgaben. Obstbäume standen an den Hängen im Kleid letzter Blüten, umsummt von geschäftigen Immen, die hier das Ihre suchten, den leckeren Honig, und zugleich dafür sorgten, daß die schmucken Blüten sich zu reifen Früchten wandelten, wenn die Zeit dafür kam.

Bei diesem Frühlingsgang durch Erminfrieds kleines Reich kam zum erstenmal wieder die Unruhe über Herrn Heinrich. Er dachte an sein Reich, und daß er sich seit Monaten nicht darum hatte kümmern können. Wie würde es in ihm aussehen? Er sehnte sich nach seinem Königsamt. Er würde, das wußte er, viel mit hinübernehmen aus dem kleinen Reich des Freundes in das große, das noch längst nicht so weit war wie dieses hier.

„Immer mußt du mir dein Reich erhalten, Erminfried", sagte Heinrich, „damit ich jederzeit sehen kann, woran es meinem fehlt." —

Viel zu früh nach Erminfrieds ernsthafter Meinung griff das Leben seines Volkes wieder nach dem König. Aber es kam der Tag, wo Erminfried es nicht mehr hätte verantworten können, Thietmar vom Osten von seinem Herrn zurückzu-

halten. Zu schwerwiegend waren die Nachrichten, die dieser brachte, zu drohend die Gefahr, die am Horizont aufstieg: Die Ungarn planten einen neuen Einfall nach Sachsen.

Da warf Herr Heinrich, was an Schwäche ihm noch anhaften wollte, hinter sich wie einen beengenden Mantel und riß sich zur Kraft hoch.

Er saß durch Stunden mit Thietmar zusammen und ließ sich berichten, was der Graf wußte, vom Reich, von Lotharingien, von der neuen Ungarngefahr. Giselbert schien sich nicht ganz so gehalten zu haben, wie Heinrich es von ihm erwartet hatte, fast sah es so aus, als ob er sich schon wieder mit König Rudolf vertragen und Lothringen beim Westreich belassen wollte. Aber hier jetzt Entscheidungen zu suchen, war keine Zeit. Über die Ungarngefahr mußte man Gewißheit haben. Mit der ganzen Ungeduld des immer noch Kranken, aber auch mit der ungebärdigen Kraft eines Mannes, der plötzlich inne wird, daß er vieles versäumt hat, ging Heinrich sofort daran, die Gefahr zu bannen.

Er ordnete an, daß die in Lothringen verbliebenen Teile des Heeres zurückzuholen seien, einerlei, was aus Lothringen dann werden mochte. Sie sollten auf die Burgen nördlich des Harzes, von der Sudburg bis zur Werla verteilt werden, so daß eine durchgehende Verteidigungslinie hinter der Oker entstand. Hier mußten sich die Ungarn dann festlaufen, wenn sie ihren gewohnten Weg nach Sachsen hinein nahmen; denn südlich ihres Weges lag dann das Waldgebirge des Harzes, nördlich das Große Bruch, beides für sie ungangbares Gelände. Danach blieb nur noch das Unstruttal zu schützen; das sollten die Ostfalen übernehmen. So, meinte der König, müsse sich der Ansturm der Ungarn brechen. Ein Jammer war es freilich, daß gerade jetzt das kleine Heer aufgeteilt war und

nicht geschlossen eingesetzt werden konnte. Aber warten, bis alles beisammen war, konnte man nicht mehr, die Zeit drängte, jede Stunde war kostbar. Thietmar sollte sofort nach der Werla aufbrechen und von dort aus alle Maßnahmen treffen. Mit dem, was hier im Osten Sachsens greifbar war, den Reitertrupps von der Merseburg, von der Quitlinger Burg, von Nordhausen und Allstedt, wollte er selbst, der König, schon in den nächsten Tagen vorstoßen und womöglich mit den Ungarn in Fühlung kommen. Er kannte die Gegend östlich der Merseburg noch von seinem Zug gegen die Glommatscher und erwog bei sich, ob es gelingen werde, noch bis zu der Sumpfsperre bei Bichni zu gelangen.

Vergebens versuchte Thietmar ihn von diesem Plan abzubringen. Er erbot sich, selbst diesen Vorstoß nach Osten zu leiten, obwohl er ihn für ein sehr großes Wagnis hielt; der König möge dafür nach der Werla gehen, er müsse seinen Gesundheitszustand bedenken, warnte der Graf. Heinrich ließ sich nicht umstimmen. In der Werla sitzen und abwarten, während vor Merseburg Entscheidungen fielen und Entschlüsse gefaßt werden mußten, nein, das kam nun nicht mehr in Frage. Dahin gehöre der König und Oberherr, sagte er, und er müsse selber sehen, wie es stünde und was die Stunde gebiete.

Auch Erminfried, der von Thietmar gerufen worden war, vermochte Herrn Heinrich nicht davon abzubringen.

„Ich bin nun lange genug unter deinen Fittichen gewesen", sagte der König zu Erminfried. „Es ist Zeit, daß ich gesund bin. Und ich bin gesund. Morgen reiten wir."

Dabei blieb er. —

Mit den Reitern, die er rasch bei der Merseburg sammelte, stieß er schon an einem der nächsten Tage über den Fluß hinweg auf dem Wege vor, den die Ungarn zu nehmen pflegten.

Es waren tüchtige Kerle, die Thietmar nach des Königs Weisung herangebildet hatte, nur zu wenige noch, viel zu wenige, um den Ungarn gewachsen zu sein. Aber sie mußten wenigstens beweisen, ob Herrn Heinrichs Gedanke richtig war, den er damals hier auf der Merseburg gefaßt hatte, und eine Probe sollten sie ablegen, was — später einmal — möglich sein mußte.

In schnellem Ritt erreichte Heinrich mit seiner Schar den Platz Bichni, der schon den Dalaminziern gehörte. Er fand hier alles im Aufbruch; die Einwohner gedachten nach Norden in die Wälder zu fliehen, wohin ihnen die Ungarn nicht folgen konnten. Als Heinrich sah, daß die Männer mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren, was sie wohl auch den Steppenreitern abgesehen hatten, bewog er sie, zunächst nur die Frauen und Kinder mit all ihrer Habe abrücken zu lassen, selbst aber noch zurückzubleiben und sich hinter dem Wall am linken Flußufer zu verschanzen, damit der Übergang gesichert sei. Er wolle, sagte Heinrich, mit seinen Reitern weiter vordringen und die Ungarn anpacken; wenn er dann zurückkomme und etwa verfolgt werde, müßten die Bogenschützen mit ihren Pfeilen die feindlichen Reiter so lange aufhalten, bis seine eigenen Männer über das Wasser herüber und in Sicherheit seien.

Die Dalaminzier sahen ihn groß an.

„Es wird keiner von euch zurückkommen", sagten sie; „aber bis Sonnenuntergang wollen wir hier abwarten."

Weiter meinten sie, daß Herr Heinrich wohl in zwei bis drei Stunden auf die ersten Ungarn stoßen müsse.

So war es in der Tat. Nach etlichen Meilen trafen sie auf einen allerersten Vortrupp; es waren einige zwanzig Ungarn. Sie waren zur Rast abgesessen und lagerten am Weg,

während ihre Pferde in einiger Entfernung weideten. Sie wurden von Herrn Heinrich völlig überrascht, denn hier hatten sie mit keinem Gegner gerechnet, viel weniger mit einem Angriff. Wie ein Sturm fielen Heinrichs Reiter über sie; sie kamen weder zum Schuß noch an ihre Pferde heran. In wenigen Minuten waren sie überritten und niedergemacht.

Heinrichs Reiter ordneten sich und gingen weiter vor. Eine Weile später, als sie ein Waldstück durchquert hatten, sahen sie einen neuen Trupp der Ungarn, diesmal ihnen an Zahl etwas überlegen, kurz vor ihnen halten und offenbar auf Nachricht von vorn warten. Die Steppenreiter waren aufs höchste erstaunt, aus dem Wald statt ihrer Gefährten fremde Reiter auftauchen zu sehen, hatten sich aber schnell gefaßt und zur Abwehr gestellt. Schon lag ihnen der Pfeil auf der Sehne. Anzureiten brauchten sie nicht, denn augenblicks flog Heinrichs Reiterschar heran. Aber auch der zweite Schuß war schon unmöglich; ehe sie dazu kommen konnten, brachen die vorgestreckten Speere der Reiter in ihre Reihen. Die an den Seiten vermochten wohl noch schnell auszuweichen, in der Mitte aber flogen die Ungarn aus den Sätteln. Das Handgemenge begann von Roß zu Roß, jede Ordnung im Treffen ging verloren. Viele der Sachsen warfen die jetzt lästige Lanze weg und griffen zum handlicheren Schwert. Aber es war erreicht: der Ungar mußte stehen, er konnte nicht fliehen. Nur einige, die am weitesten hinten standen, warfen die Gäule herum und gingen flüchtig; Heinrich hatte es wohl in Acht, er wußte, daß nun Eile geboten war; denn allzulange würde es nicht dauern, bis, von den Fliehenden herbeigerufen, wesentliche Verstärkungen herankamen. Auf eine Schlacht aber konnte er sich nicht einlassen.

Er sah, wie die Zähigkeit und Schlagkraft seiner Sachsen

dem Ungarnspuk zu Leibe ging. Das Rätsel, wie man ihm begegnen mußte, war gelöst, war endgültig gelöst.

Mehr und mehr lockerte sich jetzt der Kampf auf. Die Ungarn suchten zu entweichen und vertrauten der Schnelligkeit der Pferdebeine, aber die sächsischen Reiter hingen ihnen an und ließen nicht locker. Wohl sank auch manch einer von ihnen schwer getroffen oder gar tot zu Boden, aber es war nicht abzustreiten, daß des Königs Reiter jetzt im Kampf überlegen waren. Sie behaupteten das Feld und zwangen den Feind nieder.

Als der Kampf schon beinahe zu Ende ging, sah Herr Heinrich, als er einen Augenblick keinen Gegner vor sich hatte, wie nicht weit von ihm ein junger Reitersmann sich mit zwei Ungarn herumschlug, die ihn abgedrängt hatten und nun auf ihn einhieben. Den Helm mußten sie ihm schon vom Kopf geschlagen haben, denn die hellen Haarlocken flatterten im Wind. Und als Waffe schwang der Reiter den abgebrochenen Schaft des Speeres, den er wie eine Keule handhabte. Heinrich sprengte sofort hinzu und griff einen der beiden Ungarn an, drängte ihn beiseite und schlug ihn rasch mit ein paar Schwerthieben vom Gaul. Als er sich dann umwandte, um nach dem andern Ausschau zu halten, tat bei diesem gerade der Speerschaft seine Schuldigkeit; er knallte dem Ungarn über den Schädel, daß er nur so zusammensackte und die Bügel verlor.

Jetzt sahen sich beide Männer lachend an, der König und sein Reiter.

„Schönen Dank, daß du mir geholfen hast, Vater", sagte der Junge, „zwei auf einmal war etwas viel für den Anfang."

Da verging dem König das Lachen.

„Thankmar!" rief er. „Wie kommst du daher?"

„Den gleichen Weg, den du auch gekommen bist, mein Vater", war die Antwort.

Zum Reden war jetzt keine Zeit. Der Kampf war beendet, aber nun hieß es schleunigst den Rückweg suchen; denn daß das Hauptheer der Ungarn inzwischen benachrichtigt war und Verstärkungen herschicken würde, war nicht zu bezweifeln. Noch ein schnelles Absuchen des Kampfplatzes nach Verwundeten, die man mitnehmen wollte, die Speere wurden gesammelt und aufgenommen, soweit sie nicht zerbrochen waren, und dannn ging es in schnellem Ritt den Ufern der Mulde entgegen. Schon nahm der Wald wieder die reisige Schar auf und verbarg sie den Blicken der Verfolger, die gewiß schon auf dem Wege waren.

Es wäre trotzdem Herrn Heinrich und seiner Reiterschar wohl noch übel ergangen, wenn nicht die Männer von Bichni auf ihrem Posten ausgehalten hätten. Die kleinen Steppengäule der Ungarn leisteten auf langem, ausdauerndem Ritt eben doch erheblich mehr als die kräftigeren, aber auch schwereren Pferde der Sachsen, zumal diese jetzt mit Rücksicht auf die Verwundeten, die sie mitführten, nicht die volle Schnelligkeit der Pferde ausnutzen konnten.

Kurz vor Bichni, wo kein Wald mehr den Ritt behinderte, waren die Treffen der Ungarn so weit heran, daß Herr Heinrich überlegen mußte, ob er nicht mit einem Teil der Reiter wenden und die Verfolger aufhalten sollte, damit der andere Teil sich in Sicherheit bringen könnte. Da sah er, wie die Ungarn sich teilten und jetzt, die Ebene ausnutzend, in einem Bogen herausschwenkten, um den Sachsen den Weg über den Fluß abzuschneiden. Nun ging es hart auf hart. Heinrich, der bis dahin am Ende seiner Schar geritten war, um den Rückzug zu decken, jagte nach vorn, wo er das Feld übersehen

konnte. Er hielt hart auf den Flußübergang zu, ersah aber auch, daß den Ungarn die Überflügelung wahrscheinlich gelingen werde. Schon verminderte sich die seitliche Entfernung zwischen den Dahinjagenden; kurz vor dem Wasser mußten die Scharen aufeinanderstoßen.

„Drauf, was die Gäule hergeben!" schrie er seinen Männern zu und warf den Schild vor.

Die schnellsten und besten Reiter setzten sich hinter und neben ihn. Dreihundert Meter waren sie noch vom Fluß, zweihundert jetzt, einhundert noch, da —

In die Reihen der Ungarn, die nun hart ans Ufer des Flusses hatten gehen müssen, wenn sie die Sachsen noch abfangen wollten, schlug ein Pfeilregen von den Wällen der Bichniburg. Reiter stürzten, Pferde überschlugen sich, Schmerzensschreie Getroffener mischten sich mit dem Wutgeheul der Überraschten, ihr glänzender Anritt brach zusammen. Sie warfen die Gäule herum und entwichen aus dem Bereich der gefährlichen Bogenschützen. Auch der andere Teil der Verfolger Heinrichs drehte ab, um nicht ins Verderben hineinzureiten, indessen die sächsischen Reiter unter dem Schutz der Männer von Bichni über die Mulde gelangten und damit in Sicherheit waren.

Die Ungarn zogen sich auf ihre Hauptmacht zurück, wo man über ihren Bericht und über die blutigen Opfer, die dieser Tag gekostet hatte, in große Aufregung geriet und sehr ernsthaft überlegte, ob man den Zug überhaupt fortsetzen sollte. Solchen Widerstand, ja solchen Angriffen zu begegnen, war man nicht gewohnt. Etwas Neues war ihnen hier entgegengetreten und machte sie unsicher. Schließlich kam man überein, abzuwarten, ob die Angriffe sich wiederholen würden. Die Troßwagen wurden zur Lagerburg zusammengefahren und

sorgsam Sicherungen ausgestellt, um vor jeder weiteren Überraschung bewahrt zu bleiben. —

König Heinrich stand indessen vor den Männern der Bichniburg und drückte ihnen dankbar die Hand.

„Das vergeß ich euch nicht, Männer, solange ich lebe", sagte er, „und wenn dieser Kampf vorbei ist, werde ich selbst kommen und euch den Dank bringen für eure Hilfe. Ihr sollt hier einmal ebenso sicher und ruhig wohnen, wie wir drüben. Ich weiß nun, daß den Ungarn beizukommen ist. Es ist dies das letztemal, daß wir vor ihnen ausweichen."

So entließ er sie zu ihrer Sicherheit in die Wälder, ehe noch der Abend kam.

Danach suchte er seinen Sohn Thankmar auf.

Der verband sich gerade ein paar leichte Schrammen, die er bei dem Kampf abbekommen hatte und lachte halb trotzig, halb vergnügt, als er seinen Vater kommen sah.

„Es ist nichts Schlimmes", meinte der Neunzehnjährige, „und behindert mich gar nicht." Er prüfte spielend den Arm in der Beuge.

Herr Heinrich stand vor ihm und sah ihm zu. Prächtig hat sich der Junge benommen, dachte er. Laut aber sagte er ziemlich barsch:

„Wie kommst du unter meine Reiter, Thankmar?"

Er habe sich ihnen angeschlossen, als sie von der Quitlinger Burg abritten, antwortete Thankmar verlegen.

„Weiß deine Mutter, daß du hier bist?" fragte der König weiter.

Thankmar schüttelte den Kopf. Nein, er sei heimlich davon, sie würde es sonst nicht geduldet haben; er habe sie schon einmal darum gebeten, und sie habe es ihm versagt.

Innerlich mußte Herr Heinrich dem Sohne recht geben, er

war ordentlich stolz auf ihn und hätte, selbst in Thankmars Lage, auch nicht anders gehandelt. Herr Heinrich aber dachte daran, daß er dem Vater seines früheren Weibes sein Wort gegeben hatte, Hathburg das Kind zu lassen.

„Ich kann dich hier nicht gebrauchen", sagte er darum jetzt. „Du wirst mit uns zurückreiten und in Quitlingen bei deiner Mutter bleiben, die dich gerade jetzt nötiger hat als je."

Er gehöre dahin, wo gekämpft wird, begehrte Thankmar auf, er könne nicht daheim bei der Mutter hocken und seinen Kopf in ihren Kleidern verstecken.

Seines Sohnes Widerpart reizte den König.

„Meinst du, daß du mit dem Gänsestecken da viel wirst ausrichten können?" fragte er spöttisch.

Thankmar nahm den Speerschaft auf, der ihm aus dem Ungarnkampf geblieben war.

„Der — Gänsestecken hat heute drei Ungarn dahin befördert, wo sie hingehören", sagte er und wog das Holz in der Hand. „Das war keine schlechte Arbeit, Vater. Es ist schlimm genug, daß eines Königs und Herzogs Sohn nichts Besseres hat als einen solchen Stecken."

Herr Heinrich empfand den Vorwurf, der in dieser Antwort lag, und wurde nun wirklich ärgerlich.

„Wenn du dich meinen Sohn nennen willst, so verlange ich vor allem, daß du gehorchst, ohne Einwendungen und Widerrede gehorchst. Oder hast du nie gehört, daß Gehorsam die erste Sohnespflicht ist?"

Er will mich nicht, dachte Thankmar, er will mich loswerden, mich zugrunde richten, wie er die Mutter zugrunde gerichtet hat. Zorn und Wut packten ihn über diesen — Vater.

„Meine Sohnespflicht kenne ich", sagte er, „die hat meine

Mutter mir oft genug vorgepredigt. Du aber hast deine Vaterpflicht vergessen, wie du vormals deine Gattenpflicht vergaßest." Seine Augen blitzten verächtlich. „Ich gehorche, aber — zerbrechen wirst du uns nicht, weder die Mutter noch mich. Gute Nacht!"

Damit wandte er sich ab und ging davon.

Herr Heinrich stand erschrocken vor dem zornigen Ausbruch Thankmars. Die Wut, die auch ihm das Blut zuerst in den Kopf treiben wollte, als der Sohn mit rauher Hand die Wunde seiner Seele bloßlegte, wich der Erschütterung über die Erkenntnis, wie verhängnisvoll sein Nachgeben gegenüber Hathburg für Thankmar geworden war.

Er wollte den Sohn zurückrufen. Dann ließ er es aber. Mag er sich beruhigen, dachte er, es wird schwer genug werden, ihm begreiflich zu machen, daß er mir unrecht tut. War's überhaupt Unrecht? fragte sich der König. Ist es nicht wirklich ein Jammer, daß dieser prächtige Junge mit einem Gänsestecken draufschlagen muß? Das mit dem Gänsestecken hätte ich nicht sagen sollen, das hat ihn zornig gemacht. Ich bin schuld, daß wir so auseinander kamen. Aber er soll mir besser denken lernen von seinem Vater.

Als freilich Herr Heinrich später noch einmal nach seinem Sohn suchte, war Thankmar nirgends mehr zu finden. Die Wache am Eingang der Bichniburg sagte aus, daß der junge Mann, der von Quitlingen aus mitgeritten sei, vor geraumer Zeit das Lager in der Richtung nach der Merseburg verlassen habe.

Da war Herr Heinrich ehrlich betrübt und nahm sich vor, in Quitlingen ernsthaft mit beiden zu reden, mit Frau Hathburg und dem Sohn. —

Der Mond, der mit seinem fahlen Licht gegen die Nacht

anging, sah auf dem alten Heerweg, der von der Mulde zur Saale hinüberführt, einen einsamen Reiter seinen Weg suchen. Es war ein junger Mensch ohne Kopfbedeckung, vor sich querüber trug er den Schaft eines zersplitterten Speers. Lange ging das Pferd im ruhigen Schritt, und der junge Mensch saß grüblerisch — in schlechter Haltung, mußte der Mond denken — im Sattel; er schien keine Eile zu haben und nur mißvergnügt an das Ziel seiner Fahrt zu denken. Dann aber mit einem Male sah der Mond, wie sich der junge Mann einen Ruck gab, seine Gestalt straffte sich, er hob den Kopf, in den Augen leuchtete die Klarheit eines Entschlusses.

„Vorwärts, Brauner", sagte seine helle Stimme. „Unterkriegen lassen wir uns nicht."

Und vom Schenkeldruck getrieben setzte sich das Roß in Trab.

*

Tage später ritt Thankmar in den Hof seiner Mutter ein. Er sprang vom Pferd, führte das Tier in den Stall und versorgte es.

Als sie den Hufschlag vernahm, war Frau Hathburg ans Fenster gegangen. Erleichtert hatte sie aufgeatmet, als sie den Sohn gewahrte, der seit fast zwei Wochen spurlos verschwunden war; nur das fehlende Pferd hatte die Frau darüber belehrt, daß er weggeritten war. Da dies an demselben Tage geschah, als die Reiter von der Quitlinger Burg abritten, hatte sie sich sehr wohl denken können, daß er ihnen nachgezogen war und ihr darum von seinen Absichten nichts mitgeteilt hatte, weil er wußte, daß sie es nicht geduldet hätte. Frau Hathburg war in diesen Tagen in großer Angst gewesen, denn man sprach in Quitlingen davon, daß die Reiter nach der Merseburg ritten, um die Ungarn abzuwehren. Die Merse-

burg hatte das Leben ihres Vaters gefordert. Wollte jetzt der Sohn dort auch gegen die Ungarn kämpfen? Sollte es denn gar nie Ruhe geben in ihrem Leben? Da war der Hof, den sie mit Fleiß und Geschick erworben und angelegt hatte; viele Jahre der Arbeit und Mühe steckten darin, fast ein Jahrzehnt war darüber hingegangen. Warum mochte der Junge nicht wie andere hier leben, sich nun ein Weib nehmen, eine Familie gründen und seiner Mutter die Sorge und Last des Lebens abnehmen? — Darum hatte sie ihm das Reitersein verboten und darum, daß er nicht mit Herrn Heinrich zusammentreffen sollte. Zum Glück bestand dafür, meinte Frau Hathburg, in der Merseburg keine Gefahr; denn es hieß ja, daß der König sehr krank sei und niemand zu ihm gelassen werde.

Als sie den Sohn jetzt zurückkommen hörte, atmete sie auf. Sie haben ihn weggeschickt, die Reiter und der Graf auf der Merseburg, dachte sie, und nahm sich vor, dem Sohn keinerlei Vorwürfe zu machen, sondern ganz ruhig und gelassen zu bleiben. Er wird hungrig sein, dachte sie, und beeilte sich, ihm den Tisch zu decken. Dann wartete sie, daß er hereinkäme.

Sie hörte seinen Schritt im Vorflur; dort hing er Sattel und Zaumzeug auf; dann trat er mit ruhigem Gruß herein, ging, als sei er nur eben einen kurzen Augenblick draußen gewesen, zum Tisch, schnitt sich Brot ab und begann kräftig zu essen. Da sah die Frau, daß der Stoff seines Ärmels zerfetzt und blutig war.

„Was ist das?“ fragte sie furchtbar erschrocken.

Er warf einen gleichgültigen Blick darüber hin.

„Ach — nichts“, meinte er. „Du wirst es mir wieder zurechtflicken müssen“, und aß weiter.

„Wo kommst du her, Thankmar?“ konnte sich Frau Hathburg nun nicht mehr zurückhalten.

Er schien ihre Frage nicht zu hören.

„Es wird gut sein, Mutter, wenn wir alles fertigmachen zum Gang auf die Burg. Die Ungarn werden doch wohl kommen", sagte er ruhig.

„Die Ungarn?" stöhnte Frau Hathburg. „Bist du im Kampf mit ihnen gewesen?"

„Wir sind ihnen ein Stück entgegengeritten", sagte er, „und es hat ein kleines Treffen mit ihnen gegeben. Nun wissen wir wenigstens, daß sie auf dem Wege sind."

Also doch! dachte Frau Hathburg; er hat sich mit den Ungarn herumgeschlagen. Aber warum sitzt er dann wieder hier? fragte sie sich. Die Wunde? dachte sie.

„Im übrigen hast du recht gehabt, mich vor dem König zu warnen", sagte da Thankmar weiter. „Ich weiß nun, daß er auch mir nicht wohlgesonnen ist."

„Herr Heinrich?" stammelte die Frau, verwirrt von all den Überraschungen. „Ich denke, Herr Heinrich ist krank?"

„Der König ist mit uns gegen die Ungarn geritten", antwortete Thankmar.

Frau Hathburg war wie vor den Kopf geschlagen. Bei Herrn Heinrich also ist er gewesen, dachte sie, und irgend etwas muß es zwischen ihnen gegeben haben, sonst wäre er nicht zurückgekommen. Sie hätte wissen mögen, was es war; aber sie spürte, daß sie es dem Sohn jetzt nicht abfragen konnte; sie mußte wohl warten, bis er selbst einmal davon anfing. Eigentlich müßte ich nun Herrn Heinrich dankbar sein, dachte sie, und doch — ich weiß nicht — ich kann mich nicht recht freuen darüber.

Sie beobachtete Thankmar den ganzen Tag über mit einer gewissen Unruhe. Was sie sah, brauchte sie nicht besorgt zu machen; und doch schien er ihr irgendwie verändert, sie ver-

mochte nur nicht zu ergründen, wieso und woran es lag. Er schaffte unverdrossen, verpackte in Körben und Truhen, was zur Burg geschafft werden sollte, und brachte am Nachmittag selbst noch alles hinauf, was irgendwie entbehrlich war. Er war dabei nicht im geringsten aufgeregt und tat seine Arbeit mit großer Sorgfalt und vernünftiger Überlegung.

Dann, am Abend, als es eben anfing schummerig zu werden, sah sie ihn in der Nähe des Hauses bei einem der Nachbarn stehen und mit ihm reden. Wie er dastand, hochaufgerichtet, breitbeinig, voll Selbstbewußtsein und stolzer Kraft, war es — das erkannte Frau Hathburg plötzlich — kein Junge mehr. Da wußte sie, wieso er sich verändert hatte: er war ein Mann geworden. Und diese Erkenntnis tat Frau Hathburg im gleichen Maße wohl und wehe.

Am nächsten Morgen war Thankmar wieder samt seinem Pferd verschwunden und blieb auch verschwunden. Vom Nachbarhofe kam ein Knecht, Frau Hathburg zur Hand zu gehen. Von Thankmars Vorhaben wußten weder er noch sein Bauer etwas auszusagen. —

Wieder einen Tag später ritt der König mit einem Teil der Reiter in Quitlingen ein. Da begann nach Anordnung des Burggrafen ein allgemeines Packen und Räumen; die Ungarn sollten nichts finden als leere Häuser und wertloses Gut.

Herr Heinrich kam auf Frau Hathburgs Hof.

„Wo ist Thankmar?“ fragte er sofort.

„Das will ich von dir wissen“, antwortete Frau Hathburg, „denn bei dir ist er gewesen und zu mir nur für einen halben Tag zurückgekommen.“

Da stöhnte Herr Heinrich auf, sein Gesicht wurde weiß, und er mußte sich am Tisch stützen, um nicht umzusinken.

Frau Hathburg schob ihm rasch einen Stuhl hin.

„Hab' Dank!" sagte Herr Heinrich und ließ sich schwerfällig darauf nieder. Er legte den Kopf in die Hände.

„Kann ich etwas für dich tun, Herr Heinrich?" fragte vorsichtig nach einer Weile Frau Hathburg.

„Zu trinken — gib mir — einen Schluck", bat er mühsam.

Als Frau Hathburg die Kanne brachte und ihm den Becher vollgoß, mußten sie beide daran denken, daß dies das Letzte zwischen ihnen gewesen war damals in Miminleun. Sie dachten beide daran, aber keines wagte davon zu sprechen.

„Ich war lange krank", sagte der König, als er getrunken hatte, „nun ist es doch zu viel gewesen."

Er tat Frau Hathburg leid, wie er so da vor ihr saß. Aber dann flogen ihre Gedanken zu der Nacht, in der sie aus seinem Hause floh. Ihr Herz sollte hart bleiben und sich auch von des Mannes Leid nicht rühren lassen.

„Soll ich jemanden von deinen Männern rufen, daß sie dir helfen?" fragte sie.

Heinrich schüttelte den Kopf.

„Laß!" sagte er. „Es wird schon besser; sie können mir auch nicht helfen. Noch einen Becher, wenn du magst, gib mir zu trinken."

Sie tat es schweigend und ernst.

Langsam, feierlich fast trank er. Allmählich kam wieder Farbe in sein Gesicht.

„Warum setzest du dich nicht, Frau Hathburg?" fragte er dann. „Soll ich glauben, daß du mich wieder aus dem Hause weisen willst? Ich kann diesmal — nicht gehen", sagte er.

„Nein", antwortete die Frau und zog sich einen Stuhl herbei. „Das soll niemand mir nachsagen, daß ich dem kranken König die Türe gewiesen habe."

„Ich bin gekommen, um mit Thankmar und dir zu reden", sagte Herr Heinrich dann. „Nun muß ich wenigstens mit dir über Thankmar reden", und er erzählte Frau Hathburg alles, wie es sich zugetragen hatte, wie er Thankmar fand und was sie am Bichniwall miteinander redeten; er verschwieg nichts, nicht seinen Stolz über den Sohn und nicht seine Schuld.

Frau Hathburg senkte den Kopf. Ihr Herz litt jetzt, wo alles vorüber war, noch einmal die Qualen der Mutterſorge um den Sohn, der in harter Gefahr schwebte. Aber sie konnte Herrn Heinrich bei allem keine Schuld geben. Er hatte gehandelt, wie es recht und billig war, seinem Versprechen getreu; und fast hätte sie sich schämen mögen für ihren Sohn, als Herr Heinrich von dessen letzter Antwort sprach, wo ihn Thankmar der verletzten Vater- und Gattenpflicht geziehen hatte.

Ist nicht mein Wunsch in Erfüllung gegangen, dachte sie in das Schweigen hinein, das der Erzählung des Königs folgte, mein Wunsch aus jener furchtbaren Nacht, daß das Kind den Vater einst zur Rede stellen möge? Nun war es geschehen. Warum kann ich mich jetzt nicht freuen und fröhlich sein? dachte sie.

Da hörte sie Herrn Heinrich weiter sagen:

„Thankmar hat recht gehabt mit seinem Vorwurf. Ich habe meine Vaterpflicht verletzt. Er ist mein Sohn und nicht nur deiner gewesen. Ich weiß, daß du mich hassest seit — damals. Aber ich glaubte, die Liebe zu unserm Kind wäre stärker gewesen als dein Haß. Als ich zuletzt hier stand, hast du mir noch gesagt, daß ich mich um deine Mutterliebe nicht zu sorgen brauche. Und nun? — Wo ist Thankmar?"

Das fiel Frau Hathburg schwer auf die Seele: sie hatte

den Sohn nicht halten können; all ihre stolzen Pläne und klugen Hoffnungen zerstoben in nichts. War es darum, daß er nun auch von ihr fortgezogen war? Er ist ja ein Mann geworden, mußte sie denken, er wird nun seinen eigenen Weg gehen und selbst seine Mutter verachten, die ihn für ihre eigennützigen Pläne gebrauchen wollte.

Aber da kam wieder die ganze Bitterkeit der verflossenen Zeit über sie.

„Du solltest ihn nicht haben, Herr Heinrich", sagte sie drohend, „du — nicht!"

Der Mann nickte.

„Und darum haben wir ihn nun beide nicht", sagte er, „ich nicht und du — auch nicht mehr. Und was soll nun werden?" fragte er. „Willst du ihn suchen gehen?"

Frau Hathburg hob die Schultern. Sie war dem Weinen nahe und mußte sich eisern zusammennehmen.

Der König stand auf und trat an die Frau heran.

„Das Leben hat uns getrennt, Hathburg", sagte er, „gelassen hat es uns die gemeinsame Sorge. Ich werde nach ihm suchen, Hathburg; und wenn ich ihn finde, sag, soll er dann nicht unser Sohn sein?"

Da sprang die Frau auf. Mit zornbebenden Lippen und haßsprühenden Augen schrie sie:

„Nimm ihn, nimm ihn doch! Alles hast du mir genommen, Ehre, Glück, Liebe, das Herz meines Kindes! Nimm ihn doch — deinen Sohn!"

Ehe Herr Heinrich sie noch beruhigen konnte, drehte sie sich um und stürzte aus dem Zimmer. Die Tür fiel zu. Ein Riegel knarrte.

Lange stand er noch, allein gelassen, in dem Raum. Er schüttelte den Kopf.

„Kann dein Haß so groß sein, Frau", fragte er, „und meine Schuld so schwer, daß sie nicht getilgt werden können?"

Er wartete noch eine Weile, daß die Frau zurückkäme. Aber er wartete vergebens. Da ging auch er hinaus mit langsamen, müden Schritten. —

In ihrer Kammer lag Frau Hathburg über dem Bett, den Kopf in den Kissen vergraben, daß niemand ihr Weinen hören sollte. Ihr Körper bebte, hin und her geworfen von den Qualen ihrer Seele, die sich in Schmerz und Reue langsam, ganz langsam zu befreien begann von dem Eis und der Erstarrung, die der Haß über sie geworfen hatte.

*

Der auf der Werla ankam, war wieder ein kranker Mann; die körperliche und seelische Anstrengung der letzten Wochen rächte sich. Immerhin, er hatte getan, was menschenmöglich war, dem Ungarneinfall seinen Schrecken zu nehmen und seinen Erfolg. Im Osten waren jetzt allenthalben, so weit es ging, Menschen, Hab und Gut in Sicherheit. An dem, was die Ungarn fanden, würden sie keine große Freude haben. In den Burgen, die starke Palisaden trugen und Holztürme erhalten hatten, waren unter dem Befehl der Gau- und Burggrafen die Aufgebote der streitbaren Männer, verstärkt noch durch des Königs Reiter. Angreifen würden die Ungarn diese festen Plätze nicht; sie würden nach alter Gewohnheit daran vorbeiziehen. Und danach würden die Reiter in Tätigkeit treten und den Ungarnzug unausgesetzt belästigen. Wehe, wenn einzelne Horden sich absonderten, um auf eigene Faust Beute zu machen! Sobald sie eines Erfolges sicher seien, sollten sie zupacken, war den Reitern befohlen. Und sie würden zupacken; sie wußten jetzt, daß auch die Ungarn sterblich waren.

Wenn ja das Glück Herrn Heinrich noch so hold gewesen wäre wie vormals und ihn nicht auf eine Schicksalsprobe hätte stellen wollen, so wäre wahrscheinlich dieser Ungarneinfall gar nicht mehr zustande gekommen. Nach der Schlappe, die sie in Dalaminzien schon erlitten hatten, waren sich die Führer der Steppenreiter durchaus nicht einig, ob man nicht lieber umkehren sollte. Erst als dann von Sachsen her alles ruhig blieb und kein weiterer Angriff mehr erfolgte, schließlich auch die Not sie antrieb, wagten sie sich über die Mulde an die Saale und rückten weiter vor. Sie sahen die Merseburg und ließen sie liegen; die Häuser und Höfe am Fuß des Berges vernichteten sie, schon aus Wut darüber, weil sie nichts, aber auch gar nichts finden konnten, kein Stück Vieh, keinen Krümel Korn, nicht einmal ein paar armselige Hühner. Sie wandten sich nach Quitlingen; auch dort dasselbe. Sie versuchten gegen die Palisaden der Burg anzurennen und holten sich blutige Köpfe. Nördlich Quitlingens teilten sie sich in zwei Heerhaufen. Sie hofften, sich so leichter durchschlagen zu können, denn sie hatten ihre liebe Mühe und Not, nur das zum Leben Dringendste aufzutreiben; von Beutemachen wie in früheren Zeiten konnte gar keine Rede sein. Der eine Haufe zog in nördlicher Richtung dem Großen Bruch zu, der andere wandte sich nach dem Ilsetal. Viele fingen an mißmutig zu werden. Dann sprachen die, welche schon vor neun Jahren mitgeritten waren, von den reichen Schätzen, die ihrer harrten, wenn sie erst einmal an dem großen Gebirge vorüber seien, welches zu ihrer Linken gebieterisch aufragte; das half dann wieder für eine Weile weiter.

Es half freilich nicht dagegen, daß sich, von Tag zu Tag mehr, allerlei merkwürdige Zufälle ereigneten. Kleinere Horden, die ein paar Stunden hinter den andern zurückgeblieben

waren, kamen nicht nach, und als man nach ihnen schickte, fanden die Boten sie erschlagen; Pferdespuren verloren sich irgendwo im Sumpf oder in den Bergen. Ausgesandte Späher sahen mehr als einmal die Lanzenreiter, aber bis Verstärkungen zur Stelle kamen, waren sie längst wieder verschwunden. Daß das Halberstadter Kloster eine unübersteigbare Mauer besaß, wußten die Ungarn schon; daß aber von daher mit Pfeil und Bogen auf sie geschossen wurde, war ihnen ebenso neu wie unangenehm. Hier versuchten sie auch zum erstenmal Pfeile mit einem Feuerbrand in die Dächer der Häuser zu schießen. Das gelang ihnen auch, und die Kirche brannte aus samt den Häusern, die in der Nachbarschaft standen; einen Gewinn hatten sie weiter nicht davon, die steinerne Klostermauer widerstand ihrem Ansturm. Längst hatten ihre Anführer strengen Befehl geben müssen, daß die Heerhaufen beisammenbleiben sollten. Als dennoch ein nicht ganz kleiner Trupp das Ilsetal aufwärts zu ziehen suchte, weil er hoffte, dort bessere Ernte zu finden, brach aus dem Hinterhalt eine Schar bewaffneter und berittener Bauern vor und schlug, wie später die wenigen Geflüchteten berichten konnten, fast den gesamten Trupp zusammen; sie erzählten auch, daß diese Bauern von einem jungen Mann angeführt worden waren, der nicht einmal eine Kappe trug, sondern seine hellen Haare offen im Winde flattern ließ; der sei von allen der Verwegenste und Schlimmste gewesen.

Da, wo das Ilsetal in das Große Bruch einmündet, trafen die beiden Heerhaufen der Ungarn wieder zusammen. Und hier lag über dem Tal der Oker die Werla. Gewaltig ragten ihre Palisaden und Holztürme auf, hochgeschichtet waren die Erdwälle, die sie umschlossen. An ihr sollte nach Herrn Heinrichs Willen dem Ungarnzug endgültig Halt geboten werden. An der Werla kamen die Steppenreiter nicht vorbei, sie mochten

es anstellen, wie sie wollten, ausweichen und drumherum zu gehen verboten Wasser und Sumpf, verboten die allenthalben vorgeschobenen Bogenschützen und Wachen der Sachsen, die nicht einmal anzugreifen waren, weil der Moorboden außerhalb der engen Wege weder für Menschen noch für Pferdebeine gangbar war und eine Entfaltung der Reiter zur Bewegung überhaupt nicht zuließ. Da war es denn übel bestellt um die Ungarn, und viele ihrer Anführer sagten sich jetzt, daß es wohl doch richtiger gewesen wäre, damals gleich umzukehren, statt nun hier festzuliegen. Nur Mundiok, einer ihrer tapfersten und verwegensten, gab die Sache noch nicht verloren.

„Wir werden sie da drüben ausräuchern", sagte er, „und dann wird der Weg frei sein. Dahinter liegt das Land, das reich ist, und das können sie nicht ausräumen wie alles auf dem Weg hierher."

Und das war richtig; brach Herrn Heinrichs Verteidigungswall an der Oker zusammen, so gab es für Sachsen keinen Schutz mehr.

Also ließ Mundiok etwas rückwärts die Wagen zur Burg zusammenfahren und den Platz gut nach allen Richtungen sichern. Dann begann ein eifriges Vorbereiten im Ungarnlager. —

Die Wachen auf der Werla, die schon am Vortage die Ankunft der Ungarn beobachtet hatten, meldeten am nächsten Morgen, daß vereinzelte feindliche Trupps sich bis an das jenseitige Okerufer vorgearbeitet hätten und hier an verschiedenen Stellen Feuer entzündeten.

„Es wird ihnen zu kühl in unserer Nähe geworden sein", sagte Herr Heinrich, trotz seiner Schmerzen lachend, als Thietmar ihm diese Nachricht an sein Lager brachte. Er ließ sich nicht zurückhalten, stand auf und schleppte sich auf

den Wall, um selber zu sehen, was es da gäbe. Er sah in der Tat, daß an etwa zehn Stellen am andern Okerufer Feuer brannten.

„Was sie damit vorhaben, weiß ich nicht", knurrte er. Seine Augen wanderten rundum; er prüfte noch einmal die Lage der Burg, die Stärke ihrer Befestigung, den Bau ihrer Türme. „Angreifen", sagte er dann, „angreifen können sie von dorther nicht, das ist nur von Norden möglich. Aus dem Sumpf kommen sie nicht heraus, mit Pferden und Wagen schon ganz und gar nicht. Sie sitzen in der Enge und müssen zurück."

In diesem Augenblick kam der erste Brandpfeil von drüben heraufgeflogen und traf in das Erdwerk.

Heinrich pfiff durch die Zähne.

„Ah so!" sagte er. „Einheizen wollen sie uns. Das ist kein schlechter Gedanke. Aber die Entfernung dürfte ihnen etwas zu weit sein."

Doch schon einer der nächsten Schüsse saß in der Holzpalisade und eine kleine Flamme züngelte hoch. Der Brand konnte schnell erstickt werden. Dennoch ließ Herr Heinrich die Mannschaft unter die Waffen treten, allenthalben Wasser bereitstellen, um jeder Gefahr begegnen zu können.

Graf Thietmar holte eine Anzahl sicherer Bogenschützen herbei und baute sie auf dem Wall auf. „Wo hergeschossen wird, muß man auch hinschießen können", meinte er. Die Männer versuchten es. Aber vereinzelt nur, wenn drunten einer der Ungarn sich zu weit vorwagte, gelang ein Schuß.

„Dümmer sind wir davon nicht geworden", sagte Herr Heinrich zu Thietmar, „wir werden künftig unsere Burgmauern aus Steinen bauen. Wenn einmal diese Brandpfeile in Massen geflogen kommen und wirklich treffen, kann es

recht ungemütlich werden in solchem Holzbau. Beim lebendigen Leib zu schmoren habe ich wenig Lust."

Und er ließ sofort die wenigen Zugänge, die aus dem Bruch und beim Harliberg über die Oker führten, doppelt stark besetzen.

„Damit uns die Teufel nicht doch noch auf den Hals kommen", sagte er. —

Auch Mundiok war sich darüber klar, daß er so noch nicht zum Ziele kommen werde. Nur vereinzelt hatten die sichersten und besten Schützen ihre Brandpfeile anbringen können; sie waren nicht wirksam genug gewesen. Man müßte näher herankommen, dachte er, die Brandpfeile müssen in großen Mengen geschossen werden, daß sie drüben nicht wissen, wo sie löschen sollen; irgendwo muß es doch ein paar Wege aus diesem Sumpfloch geben. Er beschloß selbst am Nachmittag einen aufzustöbern.

Dieser Gang wurde sein Verhängnis.

Mit drei andern machte er sich auf die Suche. Langsam und vorsichtig brachen sie sich Bahn durch das Gestrüpp der Niederung. Sorgsam mieden sie morastige Stellen, prüften jeden Fußbreit Boden erst auf seine Tragfähigkeit und drangen so allmählich auf einen kleinen Heidebult vor, der vor ihnen anstieg. Fast hatten sie dieses Ziel erreicht, da knackte es neben ihnen im Gebüsch, eine Stimme rief:

„Jetzt drauf! Packt sie!"

Dann flog Mundiok etwas gegen den Schädel und wirbelte ihn herum. Er hörte hinter sich noch aufschreien:

„Das lange Goldhaar! Fort, fort!"

Da schwanden ihm die Sinne.

Einer seiner Begleiter wurde ebenfalls niedergeworfen. Von den beiden andern geriet einer auf der kopflosen Flucht in den

Sumpf und versank; der dritte kam zurück und konnte berichten, daß Mundiok von dem Manne niedergeschlagen worden war, der damals im Ilsetal den Ungarnzug überfallen hatte; ob Mundiok noch am Leben sei, wisse er nicht.

Thankmar und seine Begleiter, die sich dieses Stückchen geleistet hatten, standen neben dem niedergeworfenen Mundiok und warteten darauf, daß er wieder zur Besinnung käme. Der zweite Gefangene saß mit gebundenen Händen daneben am Boden und stierte vor sich hin. Mundiok, noch in der Betäubung, verzog im Schmerz das Gesicht und drehte den Kopf hin und her.

„Guck dir die Fratze an", sagte einer von Thankmars Gesellen. „Wirklich, einen hübschen Kerl haben wir da erwischt. Hat ein Gesicht wie Donars Schafbock."

„Mach mir Donars Zwiegespann nicht schlecht", lachte Thankmar. „Der hier kommt sicher aus dem Höllenpfuhl. Aber gering scheinen die Kopfschmerzen nicht zu sein, die er wegbekommen hat."

„Was machen wir mit den Kerlen?" fragte einer.

„Am besten gleich aufhängen, dann sind wir sie los", schlug ein anderer vor.

„Dazu sind sie zu scheußlich", meinte Thankmar. „Die verjagen uns alle Vögel in der Runde, wenn sie baumeln, und ich höre die Finken so gern schlagen. Wißt ihr was, wir bringen sie zu den Wachen, die drüben stehen; soll der Burggraf auch seine Freude an den Kerlen haben. — Aha, dem Herrn beliebt's, ins Dasein zurückzukehren", sagte er, als er gewahrte, daß Mundiok die Augen aufschlug und mit leerem Blick seine Umgebung anstarrte. „Hallo, mein Lieber, nun bedank dich recht schön dafür, daß ich dich am Leben lasse. Wie leicht hättest du zur Vogelscheuche werden können!"

Mundiok richtete sich mühsam auf. Er redete auf die Männer ein, machte mit den Händen allerlei Gesten, wies rückwärts in der Richtung nach dem Ungarnlager, beschrieb einen Kreis in der Luft und zeigte die Gebärde des Geldzählens.

„Erzähl das deiner Ahnmutter", sagte Thankmar schließlich, „ich versteh dein Geschnatter nicht. Aber vielleicht kann drüben von denen einer begreifen, was du willst. Vorwärts, marsch nach der Werla." Seine Hand wies die Richtung nach der Burg.

Sie halfen dem Ungarn auf die Beine und er, ebenfalls nach der Burg zeigend, nickte eifrig mit dem Kopfe.

„Na also", lachte Thankmar, „da sind wir ja schon einig."

Sie nahmen die Gefangenen zwischen sich und zogen über den Bult ab.

Bei der Wache, die halbwegs der Harliburg und der Werla stand, gab es ein großes Aufsehen, als die Männer mit den beiden Ungarn ankamen. Thankmar wollte sie nur abliefern und wieder seines Weges gehen, aber die Wache bestand darauf, daß die Männer mit zur Burg gingen und dort selbst berichteten, wie sie zu den Gefangenen gekommen waren.

Hier wurden sie mit großem Hallo empfangen, und es fehlte nicht an derben Zurufen und drolligen Bemerkungen über die seltsamen Vögel, die den Bauern da ins Garn gegangen waren.

„Da wird sich der König freuen", meinte der wachthabende Reiterführer, an den man Thankmar wies.

„Der König?" fragte Thankmar erstaunt. „Ist Herr Heinrich hier oben?"

„Natürlich", gab der andere zur Antwort. „Wo sonst sollte er sein! Kommt nur, es wird ein anständiges Fanggeld geben."

Thankmar war freilich wenig daran gelegen, schon wieder seinem Vater zu begegnen. Er ärgerte sich geradezu, daß er mit auf die Burg gegangen war und wäre am liebsten wieder draußen gewesen. Aber schließlich — wenn es nicht anders ginge — würde er eben seinem Vater noch einmal ein paar Wahrheiten sagen müssen, dachte er.

Zum Burggrafen meinte er, dieser solle die Gefangenen einstweilen abliefern, er selbst und die andern Männer hätten tüchtigen Durst von der Ungarnjagd mitgebracht und möchten sich erst etwas stärken, ehe sie vor dem König erschienen.

Vielleicht, dachte Thankmar, komme ich dann noch einmal ohne neue Verdrießlichkeiten davon.

Der Burggraf tat nach Thankmars Willen und ließ sofort einen kräftigen Trunk für die Männer herbeiholen. Die Gefangenen führte er in das Königshaus. —

Zwei Ungarn gefangen, von denen der eine, wie sich rasch herausstellte, kein unbedeutender Mann war, sondern einer der vornehmsten Führer der Ungarn: das war Wasser auf Herrn Heinrichs Mühle. Gewohnt, jede Möglichkeit, die sich bot, aufs beste zu nützen, vergaß er auch jetzt sofort Krankheit und Schmerzen und überlegte, was daraus für das Land gewonnen werden könnte.

Er behandelte die Ungarn mit großer Höflichkeit und Achtung. Unter Zuhilfenahme der Dalaminzierſprache kam eine leidliche Verständigung zustande, und Herr Heinrich erfuhr außer Namen und Rang des Gefangenen, daß dieser bäte, seine Gefährten zu benachrichtigen; sie würden dann kommen und ihn mit viel Geld loskaufen, soviel wie der König wünsche, sagte Mundiok.

Herr Heinrich fragte den Ungarn, wie er in Gefangenschaft geraten sei, und Mundiok erzählte, daß er einen Weg durch

den Sumpf gesucht habe und von dem „hellen Goldhaar" überfallen worden sei.

Wer das sei, wollte der König wissen.

Der Burggraf antwortete, der Gefangene müsse wohl einen der Bauern meinen, die ihn hergebracht hätten.

„Bauern?" sagte der König. „Wie kommen jetzt Bauern in das Land vor der Burg, wo doch alles geräumt sein soll?" Er wollte diese Bauern sehen.

Und stand wenige Minuten später seinem Sohn Thankmar gegenüber.

Zunächst wußte Herr Heinrich nicht, was er sagen sollte. Erstaunen, Freude, Stolz und Dankbarkeit schufen ein heilloses Durcheinander in seiner Seele.

„Ja, mein Herr König", nahm da Thankmar das Wort, „siehst du, so ganz untauglich, wie du meintest, ist der Gänsestecken doch nicht."

Das Wort befreite. Hellauf lachte der König.

„Thankmar!" rief er, „wir haben dich gesucht, deine Mutter und ich, und wurden krank vor Sorge, und du treibst dich hier herum und fängst Ungarnfürsten! Das ist unerhört!"

„Ein Fürst — der da?" fragte Thankmar, nun selbst erstaunt.

„Und kein kleiner!" gab Herr Heinrich zur Antwort. „Wenn wir jetzt mit den Ungarn ins reine kommen, haben wir es dir zu verdanken."

Das sei nicht seine Absicht gewesen, und er verdiene diesen Dank daher nicht, meinte Thankmar. „Aber was hätte ich tun sollen, nachdem du mich damals davongejagt hast. Soll ich in solcher Zeit als Mutterkind daheimsitzen?"

Herr Heinrich sah ihn lange an; seine Augen baten dem Sohn das „damals" ab.

„Du — Schaf!“ sagte er derb und herzlich. „Konntest du wirklich glauben, daß der Vater seinem Sohn nichts Besseres wisse als einen Gänsestecken? Aber das sage ich dir, wenn du nun noch einmal von mir weggehst ohne meinen ausdrücklichen Befehl, dann wird der König grob und nicht bloß der Vater.“

Und was dann aus seinen Gefährten werden solle, die er sich zusammengesucht habe, um gegen die Ungarn anzugehen, fragte nun Thankmar, einige zwanzig Burschen seien es und lauter zuverlässige Kerle.

„Hol sie her und behalte sie“, entschied Herr Heinrich, „du sollst deine eigenen Reiter haben. Das Handwerk scheinst du ja zu verstehen. Und was du noch nicht kannst, das mag Thietmar dir beibringen; der ist auch mein Lehrmeister gewesen und kein schlechter. — Und nun wollen wir uns zunächst wieder mit diesem Herrn beschäftigen“, schloß er und deutete auf Mundiok.

Es war merkwürdig, wie die Gefangennahme des Ungarn und die Rückkehr des Sohnes sofort des Königs Gesundheit belebten. Daß es mit ihm aufwärts ging, war von Stund an festzustellen.

Er verhandelte jetzt mit dem Ungarn in völliger Ruhe und Überlegenheit, vollkommen Herr seiner selbst und die Tragweite seines Handelns klar übersehend.

Er sagte Mundiok, er werde ihn ohne Lösegeld freigeben, wenn die Ungarn gelobten, nie mehr das Land zu betreten.

Mundiok erwiderte lächelnd, das könne er nicht versprechen und sein Volk auch nicht, denn irgendwie müßten sie doch leben.

„Warum bleibt ihr nicht in eurem Land an der Donau?“ fragte der König. „Es ist groß genug. Bestellt die Äcker, sät, erntet, baut euch feste Häuser; dann wird niemand verhungern, und niemand braucht euer Feind zu sein.“

Mundiok schüttelte den Kopf.

„Wir sind Ungarn", sagte er, „wir können nicht Acker bebauen wie deine Leute, König. Das läßt unser Blut nicht zu; es ist Reiterblut und kann keine Ruhe vertragen. Wir müssen auf unsern Pferden durch die Welt jagen."

„Einmal werdet ihr es doch lernen müssen", antwortete Herr Heinrich. „Wenn ihr's nicht von allein lernt, wird es die Welt euch beibringen. Oder meint ihr, die andern Völker lassen sich dauernd von euch in Angst und Schrecken versetzen?"

„Wir müssen", sagte der Ungar noch einmal achselzuckend. „Der König weiß: man lebt, wie man geboren wird. Wer beim Pferd zur Welt kommt, muß mit dem Pferd leben. Das ist Gesetz. Wir können es nicht ändern."

„Aber wir werden uns nicht länger von euch auf dem Kopf herumreiten lassen", sagte Herr Heinrich. „Nimm meine Bedingung an, dann ist alles in Ordnung, und es braucht kein Streit mehr zu sein!"

„Oh", sagte Mundiok, „Streit ist gut. Streiten muß der Mann, dann bleibt er jung."

„Die Ungarn sind ein tapferes Volk", versuchte es der König noch einmal, „aber niemand wird euch mehr achten, wenn ihr wie Räuber haust, wegnehmt, was euch nicht gehört, ohne Grund zerschlagt, wo ihr nicht gebaut habt. Du bist jetzt hier bei mir, und ich achte dich wie einen ehrlichen Gegner. Aber du wirst der einzige Ungar gewesen sein, dem das widerfahren ist, wenn ihr weiter so unsere Feinde bleibt. Den nächsten, der dann in meine Hände kommt, werde ich als Räuber und Mordbuben behandeln und aufhängen lassen, auch wenn er Mundiok heißt und ein oberster Führer sein sollte."

Der Ungar bedachte sich. Irgendwie fanden die ernsten Worte des Königs doch einen Widerhall bei ihm. Denn die

Ungarn waren kein ehrloses Gesindel, auch wenn das Blut der Steppenreiter ihr Leben anders formte, als sonst bei Menschen und Völkern der Fall war.

„Gut", sagte er nach einer Weile, „wir werden nicht mehr in dein Land kommen, König, wenn du uns gibst, was wir sonst holen müssen. Dann brauchen wir nicht mehr Feinde zu sein; wer uns schenkt, ist unser Freund."

Zuerst wollte Heinrich laut auflachen. Wie? Jetzt sollte er gar noch bezahlen, wenn er den Ungarn laufen ließ! Und doch lachte er nicht. Er sah plötzlich einen Weg, wo bisher undurchdringliches Dunkel gelegen hatte. Zwang er so das Schicksal in seine Hand? — Zeit gewinnen, darauf kam es an, Zeit, um alles das zu tun, was allein gründlich helfen konnte: das Reiterheer ausbilden, steinerne Burgen bauen, nicht nur Sachsen, nein, das ganze Reich aufbieten gegen die gemeinsame Gefahr. Er sah in diesem Augenblick ganz klar. Man mußte die Ungarn zur Ruhe zwingen. Kamen sie im nächsten Jahr wieder oder im übernächsten und so fort, was würde man bis dahin schaffen können? Nichts, nichts Wesentliches. Der Erfolg am Ende mußte auch eine Tributleistung rechtfertigen; denn ein Tribut war das, was der Ungar hier von ihm forderte, man mochte es in Worte kleiden, wie man wollte.

Der König sagte, er wolle über Mundioks Ansicht nachdenken, denn es ließe sich wohl darüber reden, und der Ungar möchte seinen Freunden Nachricht geben und einige bitten, daß sie herüberkämen, damit man das Abkommen dann gültig mache. Der zweite Gefangene solle diese Nachricht überbringen. Und wenn sie sich fürchteten hierherzukommen, meinte der König, so könne man sich ja an einem Platz außerhalb der Burg im Schutz der Bewaffneten treffen.

Mundiok grinste.

„Nein, nein, sie fürchten sich nicht, wenn Mundiok sie kommen heißt", versicherte er hocherfreut und beeilte sich, seinem Mitgefangenen genaue Anweisungen zu geben.

Dann gab es wenig später drunten am Ufer des Flusses ein recht erregtes Rufen und Schreien. Gestalten tauchten drüben auf, neugierig und erstaunt, einen der ihrigen am andern Ufer zu sehen. Nach einigem Geschwätze brachte ein Boot den Ungarn über das Wasser und setzte ihn bei seinen Landsleuten ab. —

So begannen die Verhandlungen König Heinrichs mit den Ungarn, die schon wenige Tage danach zu jenem Abkommen führten, wonach Herr Heinrich sich verpflichtete, Jahr für Jahr eine bestimmte Menge Goldes an die Ungarn zu zahlen und diese dafür gelobten, nicht mehr die Grenzen Sachsens zu überschreiten und Frieden mit ihnen zu halten. Die Dauer des Abkommens war zunächst auf neun Jahre bemessen. Die Ungarn verpflichteten sich weiter, Sachsen sofort zu räumen, auf ihrem Rückzug nichts mehr zu zerstören und zu verwüsten; für ihren Unterhalt auf diesem Rückweg, der genau befristet wurde, wollte Herr Heinrich sorgen. Mundiok blieb solange in des Königs Gewalt und sollte den Ungarn bei der Merseburg an der Grenze des Landes zurückgegeben werden.

Nach beider Völker Gewohnheit beschworen Sachsen und Ungarn diesen Vertrag, und König Heinrich hatte damit die Gewißheit, wenn auch nicht für das Reich, so doch für sein Herzogtum die Ungarngefahr auf lange Zeit hinaus gebannt zu haben, Zeit genug, um alle jene Vorbereitungen treffen zu können, die eine endgültige Befreiung auch des Reiches von den Steppenreitern schließlich sicherstellen mußten.

Er übertrug Thietmar die Überwachung des Abzugs der Ungarn und stellte ihm dazu einen Teil der Reiter zur Ver-

fügung. Die Aufgebote von Westfalen und Engern kehrten heim. Thankmar und seine Reiter begleiteten den König nach Nordhausen, wo dieser hoffte, bald endgültig und völlig zu genesen, um des Reiches Geschäfte wieder tatkräftig und zielbewußt aufzunehmen.

12. Kapitel: Heimkehr

Es erregte in Nordhausen und am königlichen Hofe einiges Aufsehen, daß Herr Heinrich von der Werla seinen Sohn Thankmar mitbrachte. Das Vorhandensein dieses Sohnes war zwar allgemein bekannt, aber der Umstand, daß sich der König bis dahin anscheinend nicht um ihn bekümmerte, hatte die Meinung aufkommen lassen, daß ihm wenig daran gelegen sei und er den Irrtum seiner Ehe mit Hathburg aufrichtig bedaure. Zwischen Heinrich und Mathildis war überhaupt nie die Rede davon gewesen; auch sie wußte es, war aber überzeugt, daß alles das für ihren Gemahl längst abgetan und erledigt war.

Um so mehr war auch Frau Mathildis überrascht, als Herr Heinrich ihr jetzt in Nordhausen einen jungen Mann von stolzer und aufrechter Haltung zuführte und ihr sagte, dies sei Thankmar, und er empfehle ihn ihrer Güte und Huld. Sie war etwas verwirrt, als sie diesen erwachsenen Sohn ihres Herrn so plötzlich vor sich sah, und wußte erst nicht recht, wie sie sich zu ihm stellen sollte. Aber Thankmar, der sie mit „Frau Mathildis“ anredete und höflich bat, sein Eindringen in dieses Haus zu entschuldigen, dessen Frieden er nicht stören wolle, half ihr über die erste Beklemmung hinweg, und sie begrüßte ihn dann, wie sie jeden andern Freund und Mitarbeiter ihres

Gatten zu begrüßen pflegte, freundlich, ruhig und verbindlich.

Wenig erfreut war Heinrichs Sohn Otto, der Zwölfjährige, der, schon ehrgeizig und stolz darauf, seines königlichen Vaters ältester Sohn zu sein, sich durch Thankmars Erscheinen in dieser Würde beeinträchtigt glaubte, zumal er hören mußte, daß dieser immerhin schon etliches geleistet habe, während er selbst sein Geltungsbedürfnis nur als Vorschuß auf künftige Taten gründen konnte.

Ganz ehrlich vergnügt über den großen Halbbruder war Gerberga, die nun ins sechzehnte Lebensjahr ging, eine Knospe, die sich entfalten wollte und erfüllt war von dem ungewissen Drang nach Licht und Wärme. Für sie war Thankmar ein guter Kamerad, mit dem sie ungezwungen und natürlich plaudern konnte, der einen Scherz oder lustigen Streich nicht gleich übelnahm, der immer freundlich und nett blieb und der vor allem das Leben schon kannte, jenes Leben, zu dem hin ihre junge Seele stilles Verlangen trug.

Völlig unberührt von Thankmars Erscheinen blieben nur der junge Heinrich und die 922 geborene Hedwig; sie lebten noch in der Welt der Kleinen, in der alles gleichgültig und nebensächlich ist, was im Reich der Großen geschieht und Bedeutung hat.

Auch für Thankmar war es zunächst nicht leicht, in diesem Kreis seiner nächsten Verwandten heimisch zu werden. Aber er fand sich, zum Manne geworden, nun auch als Mann damit ab und betrachtete es als eine Aufgabe, mit der man fertig werden muß. Er wurde auch damit fertig.

Herr Heinrich hielt in den nächsten Wochen seine Augen gut offen und beobachtete die Wirkungen, die Thankmars Einbeziehung in den Kreis der Seinen hatte. Frau Mathildis blieb unsicher, Otto war mißtrauisch, Gerberga heiter und

vergnügt, und Thankmar benahm sich angemessen, taktvoll und zurückhaltend. Ein herzliches Verhältnis wird es nicht gerade geben, sagte sich Herr Heinrich, aber gewöhnen müssen sie sich aneinander.

Um Frau Mathildis aus ihrer Unsicherheit Thankmar gegenüber herauszuhelfen, sagte ihr Heinrich eines Tages:

„Du brauchst keine Furcht zu haben, Frau, daß Thankmar unsern Kindern etwas wegnimmt. Ihre Anrechte werden durch ihn nicht berührt. Für ihn habe ich seiner Mutter Erbe bewahrt; das genügt ihm auch. Aber da er mein Sohn ist, möchte ich, daß er bei mir auch daheim sein kann, so oft er will. Darum habe ich ihn mitgebracht. Er wird in einiger Zeit nach Quitlingen zurückgehen. Mach ihm die Tage bis dahin schön und angenehm!"

Danach war Frau Mathildis beruhigt und konnte sich auch Thankmar gegenüber sicherer und herzlicher zeigen; so ganz aber kam sie damit nicht zurecht. Denn wenn sie Thankmar sah, mußte sie auch an die Frau denken, die seine Mutter war und die in Herrn Heinrichs Leben gestanden hatte. Hatte —? dachte sie. Herr Heinrich sprach nie von ihr. Bedeutete sie ihm nichts mehr? Nur der Sohn noch etwas? Oder —?

Frau Mathildis hatte wieder etwas, worüber sie in einsamen Stunden nachgrübeln konnte und was erst einmal in ihrer geordneten Welt des göttlichen Willens seinen Platz finden mußte, ehe sie damit fertig wurde.

Vor Einbruch des Winters ging Thankmar mit seinen Reitern, deren Zahl sich nach dem Willen seines Vaters auf hundert erhöht hatte, nach Quitlingen ab. —

Frau Hathburg war bereits im Sommer, als die Ungarn abgezogen waren, von Thietmar im Auftrag des Königs ver-

ständigt worden, daß Thankmar sich gefunden habe und zum Winter nach der Quitlingaburg käme, aber nicht mehr auf Frau Hathburgs Hof zurück, sondern als Reiterführer seines Königs. Thietmar traf damals die Frau gerade, als sie darangehen wollte, den zerstörten Hof wieder aufzubauen.

Ob es dann überhaupt einen Sinn habe, damit noch einmal anzufangen, fragte sie den Grafen.

„Allemal", war dessen Antwort gewesen, „Haus und Hof muß ein jeder haben, wie soll er sonst wissen, wofür er reitet und kämpft. Und du kannst diesmal ruhig fest bauen, Frau, die Ungarn kommen nicht wieder hierher. Darauf kannst du dich verlassen."

Frau Hathburg hatte sich verändert seit jenem Tage, als König Heinrich kam und nach Thankmar fragte. Jene furchtbare Erschütterung, die sie auf ihr Bett niederwarf, die bittere Tränenflut, die in ihr aufbrach, hatten den Haß in ihrer Seele zerstört und weggespült. Nun war zuerst noch eine große Müdigkeit über sie gekommen, der Gedanke, Thankmar brauche sie nicht mehr und ihr Leben sei nun völlig leer und sinnlos geworden.

Dennoch ließ sie, Thietmars Rat folgend, den Hof bei der Quitlingaburg wieder herstellen. War es zunächst bei ihr kaum etwas anderes als die Pflicht dem Boden gegenüber, die sie dazu veranlaßte, die Überzeugung, daß es unrecht sei, die Äcker ungenutzt liegen und verwildern zu lassen und sich auch um die Menschen nicht mehr zu kümmern, die ihrem Haus- und Hofwesen zugehört hatten, so fand sie doch sehr bald, daß das Planen und Gestalten, das Sorgen und Bauen in Hof und Gut ihr über die innere Leere und Müdigkeit wunderbar hinweghalfen. Mochte sie gleich nicht wissen, wofür sie das alles tat — daß sie überhaupt tätig war und ihr Tun sie erfüllte,

war schon genug. Die Fürsorge für den Tag, die Not des Augenblicks, der enge Kreis ihres Hofes, das waren nun ihre Aufgaben. Sie hatte keine Forderungen mehr an die Zukunft, darum begann sich ihr die Gegenwart aufzuschließen köstlicher denn je zuvor. Und ihre Augen wurden wieder hell und frisch.

Als im November Thankmar mit seinen Reitern nach der Quitlingaburg kam, war hier das gröbste schon getan, und die Spur des letzten Ungarneinfalls zu einem guten Teil getilgt. Noch lagen verkohlte Balken umher, verwüstete Äcker zeugten von der Wut der Zerstörung; aber ein neues Leben hatte begonnen, getragen von der Gewißheit, daß der furchtbare Feind nicht wiederkommen werde, daß man ernten könne, was als Saat ausgestreut wurde und man sich eines schönen Besitzes ehrlich würde freuen können. Die Menschen hier in den Grenzgauen waren hart geworden und stumm, aber sie wußten, daß sie nicht zerbrechen durften. Sie waren wie Ähren, über die der Wind fährt, sie weichen zur Seite und richten sich wieder auf, und der Wind ist's, der sie fruchtbar macht.

An der Tür des neuen Hauses sah Thankmar seine Mutter stehen, als er kam, um sie zu begrüßen. Er trug jetzt ein Schwert und den langen Mantel der Reiter des Königs, sein Kopf war wie immer unbedeckt.

Er kam nicht ohne Scheu und Bangen; daß er die Mutter seiner warten sah, nahm er als ein gutes Vorzeichen.

„Bist du nun sehr böse, Mutter, daß es so geworden ist?" fragte er, noch immer etwas befangen.

Sie sah ihn lange aufmerksam an, ihre Augen waren feucht; dann schüttelte sie den Kopf.

„Nein, Thankmar", sagte sie, und ihre Stimme klang seltsam weich und gütig, „es ist gut so, laß nur; alles ist gut."

In den nächsten Stunden, während er daheim bei seiner Mutter weilte, mußte Thankmar sie immer wieder ansehen, verstohlen, wenn sie es nicht merkte. Sie war anders geworden, schöner wollte ihm dünken, froher und glücklicher. Er konnte es sich nicht erklären, aber daß es so war, machte auch ihn wieder heiter und zufrieden.

Frau Hathburg zeigte ihm den Hof, was sie neu geschaffen hatte, besser und zweckmäßiger als vordem, sie sprach zu ihm von dem, was in den kommenden Jahren noch geschehen müsse und wie sie es halten wollte mit der Wirtschaft, mit dem Vieh, mit dem Gesinde. Nie zuvor hatte sie so treffliche Pläne und klare Gedanken, selbst damals nicht, als sie noch in Miminleun saß. Thankmar konnte sich nur wundern, und schließlich fragte er die Frau:

„Wie kommt es, daß du jetzt ganz anders bist, Mutter, so ganz anders wie früher, als ich noch daheim war?"

„Eben daher kommt es", antwortete sie, „weil du nicht mehr hier bist. Ich habe nun keine Hoffnung mehr und darum auch keine Angst und keine Sorge. Vielleicht ist das so, daß man erst dann wirklich lebt, wenn man vom Leben nichts mehr erwartet. Aber das versteht so ein junger Bursche wie du noch nicht." Sie lächelte, als sie Thankmars erstaunte Augen sah. „Und nun erzähl mir von Herrn Heinrich und allem, was du gesehen und erlebt hast."

In der Tat, Thankmar kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Kein Wort des Hasses mehr brachte die Mutter über die Lippen, als er von König Heinrich sprach. Blieb er zunächst auch noch zurückhaltend und vorsichtig, so ging er, als er sah, daß es der Mutter Freude machte, mehr und mehr aus sich heraus, lobte den König, sprach herzlich von des Vaters Freundlichkeit und Güte und redete sich allmählich selbst in

eine offene, ehrliche Begeisterung hinein. Und Frau Hathburg — lächelte dazu.

Dann fragte sie ihn nach Nordhausen. Da wurde der Junge wieder vorsichtiger und wollte alles vermeiden, was der Mutter hätte schmerzlich sein können. Aber wo er ausweichen wollte, fragte sie ihn nun geradezu, nach den Kindern des Königs, nach seinem Hof und nach Frau Mathildis.

Oh, sie sei eine sehr fromme Frau, berichtete Thankmar, sie tue sehr viel für Kirchen und Klöster und sei immer freundlich und hilfsbereit den Menschen gegenüber, mit denen sie zu tun habe. Ihm sei sie zuerst etwas scheu begegnet, aber das sei ja verständlich, wo er plötzlich als Sohn Herrn Heinrichs aufgetaucht sei, von dem man bisher nur wenig gewußt habe; später sei dann freilich auch diese Scheu von Frau Mathildis gewichen.

„Eine sehr fromme Frau?" wiederholte Hathburg noch einmal die Worte des Sohnes. „Wie kommt Herr Heinrich damit zurecht?"

„Ich weiß es nicht", antwortete Thankmar. „Er läßt sie wohl gewähren, wenn er auch nicht jeden ihrer frommen Wünsche erfüllen kann. Denn wir werden viel Gold brauchen jetzt für den Ungarntribut", setzte er rasch hinzu; er wollte die Mutter von dem verfänglichen Gespräch abbringen. Aber sie beharrte dabei.

„Hat sie dir gefallen, die Frau?" fragte sie Thankmar.

„Gewiß, Mutter", sagte er.

„Möchtest du selbst einmal eine Frau haben, wie es Frau Mathildis ist?" forschte sie weiter.

Thankmar lachte gezwungen.

„Wenn ich je eine Frau haben soll, muß sie sein wie du, Mutter, sonst hätte ich wohl kaum Freude dabei", sagte er.

Da schwieg auch Frau Hathburg davon, und sie redeten von anderen Dingen.

Als Thankmar am Abend wieder hinaufgegangen war zum Königshof in der Burg, wo seine Reiter lagen, blieb Frau Hathburg noch eine ganze Weile nachdenklich am Fenster sitzen.

„Ja", sagte sie vor sich hin, „ja, so ist es: Auch du hast bezahlen müssen, Herr Heinrich, für den Traum von Herzogtum und Königskrone. Nun weiß ich gewiß, daß du hast zahlen müssen."

Und dann stand sie auf und ging an ihre Arbeit.

*

In Nordhausen empfing Herr Heinrich den Herzog Eberhard von Franken, der selbst gekommen war, dem König wichtige Nachrichten zu bringen. Das Verhältnis beider Männer war unverändert herzlich. Eberhard hatte, als er von dem Ungarneinfall hörte, dem König ein Aufgebot zur Unterstützung angeboten. Heinrich hatte davon keinen Gebrauch gemacht, weil er wußte, daß eine Entscheidung diesmal noch nicht möglich war. Jetzt war Eberhard ehrlich erfreut, den König doch zu seinem Erfolg beglückwünschen zu können, und bedauerte nur, daß dieses Abkommen nicht auf das ganze Reichsgebiet ausgedehnt worden war.

Heinrich erklärte dem Herzog, daß dies weder möglich noch wünschenswert gewesen sei; möglich schon darum nicht, weil die Tributforderung der Ungarn dann so unerschwinglich hoch geworden wäre, daß das Reich unter dieser Last schwer hätte tragen müssen. Es werde schon den Sachsen in den nächsten Jahren nicht leicht werden, dafür einzustehen; aber, meinte der König, er gewinne damit die Zeit, die notwendigen Vorbereitungen nicht nur in Sachsen, sondern auch im Reich zu treffen,

um später einen endgültigen Frieden zu erkämpfen, nicht zu erkaufen. „Niemals", sagte Herr Heinrich, „werde ich dem Reich einen Frieden erkaufen; es ist schmählich genug, daß ich ihn mir für Sachsen erkaufen mußte. Dem Reich jedenfalls soll diese Schmach erspart bleiben." Die Ungarn, meinte er weiter, hätten nun nur noch ein Einfalltor in das Reichsgebiet, den Weg über Bayern, und Arnulf werde sich wohl dagegen sichern können. „Wir müssen uns in die Arbeit teilen", sagte Heinrich, „einer muß bauen und der andere abwehren, dieser die Wacht halten und jener in ihrem Schutz wirken. Das wird wohl überhaupt für die Zukunft das Gesetz unseres Lebens sein."

Neue Pläne reiften in Herrn Heinrichs Kopf.

„Sieh", sagte er zu Eberhard, „das neue Leben wuchs aus der Not. Wenn die Not aufhört, kann es sein, daß das Leben wieder verkümmert, ehe es noch reif ward. Auch das Reich muß sich bewähren wie alles im Kampf. Nicht darum habe ich seine Menschen geschont, daß sie in einem faulen, erkauften Frieden leben sollen. Unsern Frieden müssen wir uns vor der Welt erkämpfen", sagte der König.

„Du hast recht, König Heinrich", entgegnete nun Eberhard. „Aber du kannst ohne Sorge sein, unsere Knochen werden nicht auf den Bärenfellen morsch werden. Was ich bringe, sieht nicht nach Bequemlichkeit und Ruhe aus."

Und dann erzählte er dem König, daß Herzog Giselbert nun doch König Rudolf gehuldigt und Lotharingien dem Westreich wieder unterstellt habe.

„Ich habe mich nicht um ihn kümmern können", sagte Herr Heinrich, „ich bin krank gewesen und mußte die Ungarn abwehren; aber eine Gemeinheit bleibt es darum doch. Nun werden wir Herrn Giselbert zeigen, daß wir keine Händler sind,

die man übers Ohr hauen kann, sondern Männer, die ein gegebenes Wort halten. Der Sorge um Lotharingien soll Herr Giselbert bald ledig sein."

Und so geschah es. Als der Sommer kam, zogen zwei Heere gegen Lothringen, das eine eroberte Trier und Metz zurück, das andere, das Herr Heinrich selbst führte, stürmte Giselberts Grenzverteidigungen bei Bonn, nahm Zülpich und rückte gegen Lüttich vor. Da brach in Lothringen selbst der Aufstand aus. Ein Teil der lothringischen Grafen und Edlen, der treulosen Politik des jungen Herzogs müde und ehrlich erfreut über des deutschen Königs entschlossenes und tatkräftiges Vorgehen, trat offen zu Heinrich über. Es gelang ihnen sogar, Giselbert festzusetzen. Damit war der Kampf um Lothringen entschieden. König Rudolf vermochte Heinrich nicht entgegenzutreten; er mußte sich mit der Rückkehr Lothringens zu seinem angestammten Reich abfinden; später erkannte er den Erwerb Heinrichs als rechtmäßig an und schloß darüber ein ausdrückliches Abkommen mit dem deutschen König.

Die Lothringer Großen nahm Heinrich in den Eid des Reiches. Als man ihm Giselbert auslieferte, verfuhr er glimpflich mit ihm.

Der Herzog verteidigte sich damit, daß er ohne Heinrichs Unterstützung Rudolf gegenüber ohnmächtig gewesen sei und sich darum den Huldigungseid habe aufzwingen lassen.

„Wie kann man sich zwingen lassen, etwas zu tun, was man nicht will", sagte der König. „Daran sehe ich, daß du wirklich zu schwach und zu jung bist, um Herzog zu sein."

Er enthob ihn seines Amtes, bestellte Eberhard von Franken zum Regenten an seiner Statt und gab diesem den Auftrag, die feste Einfügung Lotharingiens in das Reich mit allen Mitteln zu betreiben.

„Wenn ich später sehe", sagte er zu Giselbert, „daß du wirklich ein Mann geworden bist und die Grafen und Männer von Lotharingien wieder Vertrauen zu dir haben können, dann werde ich dich deines Anrechtes vom Vater her nicht berauben. Einstweilen aber wird es gut sein, du lernst zuerst deutsche Art und deutsches Wesen kennen, läßt deine Augen nicht unstet bald hierhin bald dahin rollen, noch deine Hand bald nach rechts, bald nach links greifen. Lotharingien ist nun deutsch; und deutsch wird es bleiben. Nun werde auch du deutsch. Dann sehen wir weiter!"

So war Lothringen heimgekehrt und mit ihm Friesland, die Erzbistümer Köln und Trier und die alte Stadt Aachen, in der einst Kaiser Karl oft und gern geweilt hatte. Der Rheinstrom war wieder ganz ein deutscher Strom geworden, der von der Quelle bis zur Mündung nur durch das Gebiet des Reiches seinen Weg nahm und auch mit den Wassern der Mosel und Maas kaum einen Tropfen aufnahm, der nicht deutschem Boden entquollen oder auf deutsches Land gefallen war.

Mit Lothringens Heimkehr war die Einheit des Reiches gewonnen. Die fünf Herzogtümer standen jetzt beisammen, geeint durch die Kraft und den zähen Willen des Mannes, der als ihr Oberherr und König aus dem zerfallenden und unmöglichen Reiche jenes ersten Kaisers Karl herausgerettet und geformt hatte, was sonst unrettbar dem Untergang verfallen gewesen wäre: das deutsche Volk und sein heiliges Reich.

Gewiß: es würde sich erst noch zu bewähren haben, mancherlei Wandlungen erfahren und zu sich selber finden müssen, aber es war nun wirklich da, konnte nicht mehr abgestritten werden und — würde nie mehr vergehen. —

Es war einige Wochen danach, daß ein Bote zum König Heinrich kam und ihm in einem kostbaren Kästchen jene Re-

liquie brachte, bei der vormals in Bonn das Freundschaftsbündnis mit König Karl geschlossen worden war. Und dies schrieb der ehemalige König aus seiner Gefangenschaft:

„Der ich einst selbst die königliche Würde bekleidete und jetzt ihrer beraubt bin, grüße dich, König Heinrich vom Osten, und sage dir, daß mir, von Feinden umstellt, nichts lieber und angenehmer ist, als vom Ruhm deines glänzenden Aufstiegs zu hören und mich an dem Ruf deiner Tugenden zu erlaben. Nimm als Pfand des ewigen Bündnisses und der gegenseitigen Liebe die Hand des preiswürdigen Märtyrers Vitus, eingefaßt in Gold und kostbare Steine, bei der wir unsern Friedens- und Freundschaftsbund schlossen, dies Stück von einzigem Trost, das uns geblieben ist, seitdem der Märtyrer selbst uns zu unserm Verderben verlassen und zu eurem beständigen Frieden Sachsen aufgesucht hat. Denn dies ist wahr: Seit Ludwig, Karls des Großen Sohn, diese Gebeine von uns hinweggeführt und euch gegeben hat, haben begonnen und nicht aufgehört die inneren und auswärtigen Kämpfe in unserem Reich. Wir haben nur Unfrieden gehabt, und Dänen und Nordmannen haben uns heimgesucht. Unsre Augen aber schauen hinüber zum Osten, wo der Welt eine neue und schöne Sonne aufging."

So schrieb der gefangene Frankenkönig. Was will er damit? dachte Herr Heinrich. Soll ich ihm vielleicht sein verlorenes Königreich zurückgewinnen? Da hat er seine Rechnung ohne mich gemacht.

Klar darüber ist er dann eine ganze Weile später geworden, als die Grafen von Franzien und Vermandois, die Karl gefangen hielten, nun aber auch mit König Rudolf nicht mehr zufrieden waren, zu ihm kamen und ihn baten, den Wirren im Westreich ein Ende zu machen und den Westen mit dem

Osten unter seine Führung zu vereinigen, wie es zu Karls des Großen Zeiten gewesen sei.

„Nein", gab ihnen König Heinrich zur Antwort, „das ist nicht möglich. Ich bin nicht Kaiser Karl; ich bin ein deutscher König. Karl kam von drüben und unterwarf uns für sein Frankenreich. Und sein Reich zerfiel. Es mußte zerfallen, weil ein großes und tapferes Volk sein eigenes Leben haben will, sein eigenes Recht, und seiner Väter Art treu bleiben muß. Es gibt kein Reich mehr, in dem die Franken des Westens und die Deutschen des Ostens zusammen leben könnten. Soll ich kommen und euch aufzwingen unser Wesen, unsere Art, unsre Sprache?" fragte er. „Nein, der König des Westreiches kann nur aus eurem Reiche selbst kommen. Nebeneinander bestehen in Freundschaft und Frieden, das können wir wohl, und was an mir liegt, so soll es daran nicht fehlen. Wo aber eins von den beiden Reichen versuchen will, das andere zu unterwerfen, da wird blutige Fehde zwischen uns aufstehen, zwischen meinem Volk und eurem, und ein Haß gesät werden, den tausend Jahre nicht ausrotten können."

So sprach König Heinrich und schickte die Männer zurück in ihr Reich und zu ihrem König.

*

Im Jahre 926 sah die Stadt Worms den ersten großen Reichstag des geeinten Reiches. Nach Herrn Heinrichs Willen erhielt er ein besonders festliches Gepräge, sollten doch nicht nur die deutschen Gaue und Herzogtümer es erfahren, sondern die ganze Welt wissen, daß das neue Reich fest stehe und nicht nur ein kümmerliches, in der Not gezeugtes Gebilde sei, vielmehr zu Macht, Glanz und Herrlichkeit erstanden war, stolz und schön seinen Platz unter den andern Völkern und Reichen

einnahm und seine Ehre und Freiheit zu behaupten gedachte. Sieben Jahre hatte der König nun daran gearbeitet, nichts war ihm geschenkt worden; zäh, unerbittlich, immer wieder sich selbst einsetzend, hatte er nichts anderes gekannt in diesen Jahren als den einen einzigen Gedanken: das Reich in die Wirklichkeit zu stellen.

Nun wollte er wenigstens für einen Augenblick Atem schöpfen und sich des Gewonnenen freuen können.

Darum berief er das Reichsthing für den Herbst 926 nach Worms und ließ ihm ein Gepräge geben, mit dem es sich weit von früheren Thingversammlungen unterschied und zu einem Reichsfest im wahren Sinne des Wortes erhoben wurde.

Geladen dazu waren die Herzöge, Grafen, Edlen und Thingmannen aus allen Herzogtümern und Gauen des Reiches, auch die geistlichen Machthaber, die Erzbischöfe und Bischöfe des Landes. Was Namen und Verdienst hatte im Reich, sollte diesem Reichsfest das Ansehen geben, ein Bild vom Wesen des Reiches, von seinen Menschen und seinen Kräften.

Erfreut war Heinrich auch, daß der König von Burgund seiner gastfreundlichen Einladung Folge zu leisten versprach. Der König von Frankreich rang noch mit den widerstrebenden Mächten seines Reiches; die Teilnahme war ihm daher nicht möglich.

Von seinen Plänen ließ sich Herr Heinrich auch dann nicht abbringen, als noch im Jahre 926 Herzog Burchard von Schwaben bei Novara in Oberitalien fiel. Er bedauerte seinen Tod, der die Folge eines eigenmächtigen, von Heinrich nicht gebilligten Unternehmens war, aber der König sah keinen Grund, deshalb das Reichsfest zu unterlassen oder zu verschieben.

Gewaltig waren die Vorbereitungen, die in Worms ge-

troffen wurden, um einen würdigen und unbehinderten Ablauf der Festtage sicherzustellen, sollten doch außer den Beratungen des Reichsthings Reiterspiele stattfinden, Jagden in den königlichen Wäldern, festliche Umzüge und schließlich eine großartige Festtafel, die Herr Heinrich den Großen des Reiches und seinen Gästen in der königlichen Pfalz zu geben gedachte.

Der König bestimmte, daß von seiner Familie außer Frau Mathildis auch Gerberga und Otto ihn dorthin begleiten sollten. Ferner wurde Thankmar mit einer auserlesenen Reiterschar nach Nordhausen beordert, um der königlichen Familie von da aus das Geleite nach Worms zu geben. Gern hätte Herr Heinrich auch den getreuen Erminfried mitgenommen, aber der Alte bat ihn, ihm die Mühe solcher Reise nicht zuzumuten. Ihm war an festlichem Treiben nichts mehr gelegen, aber es freute ihn, daß Herr Heinrich das Ziel seines eifernden Wollens erreicht hatte, und er gönnte ihm Freude und Glücksbewußtsein dieser Stunden von Herzen.

Prächtig war schon der Einzug des Königs in die festlich geschmückte Stadt Worms. Fanfarenbläser eröffneten den Zug, mit ihren Rufen Achtung fordernd für den Oberherrn des Reiches. Ihnen schloß sich ein Trupp Lanzenreiter an, dann, in gemessenem Abstand, ritt Thankmar unmittelbar vor den Bannerträgern, die die Fahnen des Reiches und des Herzogs von Sachsen ihrem Herrn vorantrugen. Von vier Gaugrafen geleitet folgte der König, neben sich Thietmar von Osten. Ein weiterer Reitertrupp schloß sich an. Danach kam der Wagen, der Frau Mathildis nach Worms trug; ihr zur Seite saß Gerberga, gegenüber Heinrichs Sohn Otto. Nach weiteren zwölf Reitern schlossen sich die Wagen mit Frau Mathildens Begleitung an und die königlichen Troßwagen. Ein letzter Reitertrupp bildete den Schluß.

So fuhr König Heinrich in Worms ein. Auf den Straßen vor und in der Stadt standen dicht gedrängt die Menschen, die den Oberherrn sehen und grüßen wollten. Aus allen Teilen des Reiches, oft von weither, waren sie gekommen und bewiesen, wie sehr man überall Heinrichs Wesen und Wirken zu schätzen und zu ehren wußte. Rufe des Dankes, der Anerkennung, der Verehrung flogen ihm zu, und er freute sich, nicht weil ihm Ehre widerfuhr, sondern weil er sah, daß in dem Herzen auch des schlichten Mannes der Gedanke an das Reich der Deutschen Wurzel geschlagen hatte und festsitzen würde für alle Zeiten.

Vor der königlichen Pfalz erwarteten die Herzöge den Zug, Eberhard von Franken und Arnulf von Bayern. Mit Eberhard war auf des Königs Wunsch auch Giselbert gekommen, der dafür besonders dankbar und froh war, weil er in dieser Einladung ein gutes Zeichen für des Königs verzeihende Gnade zu erblicken glaubte.

Im Hof der Pfalz, wo schon die Banner der Herzöge aufgepflanzt waren — das von Schwaben allerdings eingerollt und mit schwarzem Tuch verhängt — wurden nun auch das sächsische sowie das Zeichen des Reiches eingerammt. Herr Heinrich sprang vom Roß. Nicht die Spur mehr einer Krankheit war ihm anzumerken. Mit kräftigem Handschlag begrüßte er die Herzöge. Der Wagen Frau Mathildens fuhr vor, und Herr Heinrich machte selbst die Herzöge mit den Seinen bekannt. Mit ruhiger Freundlichkeit nahm Frau Mathildis Grüße und Ehrerbietung der Männer entgegen, Gerberga war holde Verwirrung und wußte mit ihren Armen und Händen nichts Rechtes anzufangen. Otto war ein wenig gekränkt, weil man nach seiner Meinung von ihm nicht genügend Kenntnis nahm, war er doch schließlich der Sohn des

Königs. Thankmar, der mit seinen Reitern auf dem Pfalzhof aufgeritten war, blieb bei ihnen stehen. Erst als sein Vater ihm winkte, stieg er ab und trat heran. Auch ihn stellte der König dann den Herzögen vor, und Thankmar fand sich mit ruhiger Selbstverständlichkeit darein.

Alsdann ging man in die Pfalz. Während die Frauen sich zur verdienten Erholung nach der anstrengenden Fahrt zurückzogen, die königlichen Wagen entladen wurden und alles nur Mögliche geschah, um den Aufenthalt der Gäste in der Pfalz angenehm und behaglich zu gestalten, begann Herr Heinrich alsbald mit den Herzögen alle jene Fragen zu erörtern, die dem Thing vorgelegt werden sollten, damit ihre Erledigung in den nächsten Tagen ohne Störung und Hast erfolgen konnte.

Einen Tag später traf der König von Burgund ein. Er kam mit drei schön geschmückten Schiffen, deren Segel weithin sichtbar das Wappen von Burgund führten, den Rhein herunter und wurde von König Heinrich und den Herzögen am Ufer feierlich begrüßt. Fanfarenrufe empfingen den Gast, als die Schiffe nebeneinander vor Anker gingen. Eine Laufbrücke wurde hinübergeschoben, dann ging Heinrich seinem Gast bis zum Bordrand entgegen und geleitete ihn selbst auf den Boden des Reiches.

„Das ist ein herrlicher Fluß, den wir durchfahren haben und ein reiches, gesegnetes Land, das an seinen Ufern liegt", sagte König Rudolf nach der Begrüßung, noch ganz erfüllt von allem Schönen, was er auf seiner Fahrt gesehen hatte.

„Man sagt, daß dies hier vormals der Burgunder Land gewesen sein soll, ehe sie weiter nach Westen und Süden zogen", sagte Herr Heinrich.

„So?" entgegnete Rudolf. „Dann müssen es schöne

Schaflämmer gewesen sein, wenn sie das aufgaben und mit den Rhonebergen vertauschten. Aber könnten wir von daher nicht noch ein Anrecht auf diesen prächtigen Besitz geltend machen?" fragte er scherzend.

„Gewiß", lachte Herr Heinrich, „den Anspruch, als unsere Gäste in diesen Tagen die allerbeste und freundlichste Aufnahme zu finden. Ihr dürft dessen sicher sein."

Auch König Rudolf nahm mit einem Teil seiner Begleitung in der Pfalz Wohnung, und das Königsbanner von Burgund stand einträchtig und ehrenvoll neben dem des deutschen Königs.

Am Nachmittag seiner Ankunft stattete König Rudolf Herrn Heinrich und Frau Mathildis einen Dankesbesuch ab. Er wurde herzlich aufgenommen, und es bereitete ihm große Freude, mit allerhand wertvollen Geschenken, die er mitbrachte, seiner Gastgeber und besonders der Frauen Entzücken zu erregen. Seine liebenswürdige, höfliche Art gewann ihm schnell aller Herzen.

Frau Mathildis fand sich hier in Worms in eine Welt versetzt, in der ihr nicht nur Wert und Bedeutung ihres Herrn Heinrich begreiflich wurde, sondern auch um sie selbst ein Abglanz seiner Sonne schimmerte, der ihr schon weltmüdes Herz seltsam erregte und berauschte und in ihr eine Fülle neuartiger Empfindungen weckte. Sie, die bis dahin über den kleinen Bereich ihres Hauses und Hofes nie hinausgelebt hatte, also eine echte und rechte Bauernfrau gewesen war, wie auch Herr Heinrich im Grund immer ein wackerer Bauernherr blieb, kam damit in eine neue Welt, die zwar dem nicht schadet, der festen Boden unter den Füßen weiß, aber verwirrend und betörend werden kann, wenn Sinne und Gemüt des angestammten Grundes unsicher geworden sind.

Einstweilen fand Frau Mathildis alles sehr schön und sehr gefällig und gab sich den neuen Eindrücken und Erlebnissen mit durstigen Zügen und genießender Seele hin. —

Bei der eigentlichen Reichstagung gedachte König Heinrich zunächst des verstorbenen Herzogs von Schwaben, der, wie Herr Heinrich sagte, ein aufrichtiger und treuer Mann gewesen und für Schwabens Ehre schließlich gefallen sei. An seiner Stelle ernannte er den Grafen Herimann von Franken, einen Vetter Eberhards, zum Herzog über Schwaben. Niemand hatte diese Wahl zu schelten. Der neue Herzog leistete dem König seinen Treueid, und das Banner Schwabens wurde von seiner Trauerhülle befreit und wieder entfaltet.

Danach gab der König dem Reichsthing einen eingehenden Bericht über alles, was seit dem Tage von Fridislar geschehen war. Er schilderte, wie er Schwaben und Bayern geworben und gewonnen habe, mit dem König von Burgund einig geworden sei, den Gewinn der heiligen Lanze, die Entwicklung der Lothringer Frage bis zur Besitznahme des Landes, wobei er Giselberts Verhalten weithin mit seiner eigenen Beschränkung infolge des Ungarneinfalls entschuldigte, schließlich das Verhältnis zum Westreich und seinem König, der sich mit der Rückkehr Lothringens ins Reich nunmehr einverstanden erkläre. Zum Schluß sagte Herr Heinrich:

„Dies alles rechnen wir uns nicht als unser alleiniges Verdienst zu. Nebst der göttlichen Hilfe, für die dankbar zu sein wir alle Ursache haben, ist es die Treue unserer Herzöge, die Mitarbeit unsrer Grafen und Edlen und nicht zuletzt der Wille des gesamten Volkes gewesen, zusammenzufinden und zusammenzugehören, wodurch unsere Kraft immer wieder gestärkt und unser Mut gestählt wurde. So haben wir dieses

Werk begonnen und es weitergeführt bis auf den heutigen Tag. Das Reich der Deutschen ist da. Es ist euer Reich."

Sie jauchzten und jubelten ihm zu und wußten, daß dennoch dieses Reich nicht entstanden wäre ohne ihn, ohne seine Tapferkeit und Klugheit und nicht ohne seinen eisernen Willen, mit dem erst ihr Wille zur schöpferischen Kraft ward.

Danach fuhr Herr Heinrich fort, diejenigen Maßnahmen mit ihnen zu besprechen, die für die Sicherheit und den Bestand dieses Reiches nun notwendig werden mußten. Er sagte:

„Es ist euch bekannt, wie wir seit den Zeiten König Ludwigs darunter zu leiden haben, daß in geraumen Abständen die Ungarn über unsere Länder herfallen, sie mit Verwüstung und Raub überziehen, Menschen wegführen und umbringen und was dergleichen schlimme Dinge mehr sind. Keines unserer Länder ist von ihnen verschont geblieben, weder Bayern, noch Schwaben, noch Franken, nicht Lotharingien und nicht Sachsen. Ein jeder hat sich so gut gewehrt, wie er es vermochte, aber keiner ist mit dieser Not fertig geworden. Wir werden damit auch erst zu Ende kommen, wenn dies unser aller gemeinsame Sache sein wird, vorher nicht. Wir wissen nun, daß es ein törichter Wahn ist, zu vermeinen, die Ungarn seien unbesiegbar oder gar ihre Raubzüge ein Gottesgericht zur Strafe über uns, wie man das in der verflossenen Zeit zuweilen hat sagen hören. Aber zweierlei ist notwendig, wenn wir mit ihnen fertig werden wollen. Zum ersten müssen wir feste Burgen bauen mit steinernen Mauern und kräftigen Türmen, wohinein im Falle der Gefahr die Männer, Frauen und Kinder unseres Volkes mit ihrem Vieh und ihrer Habe flüchten können." Er schilderte ihnen dann des näheren, welche Erfolge die Sachsen mit diesem selbst noch unvollkommenen Mittel bereits erzielt hatten. „Zum zweiten", sagte er dann

weiter, „müssen wir einsehen, daß man Reiterscharen nicht mit unseren Aufgeboten bekämpfen kann. Wir sind gewohnt, Mann neben Mann, Schild an Schild zu kämpfen, geschlossen vorzustoßen oder gemeinsam den Angriff aufzufangen. Das ist zwecklos im Ungarnkampf", sagte der König. „Reiter können nur durch Reiter überwunden werden. Wenn wir die besseren Reiter sind, dann werden wir der Ungarn Herr, vorher nicht." Auch hierfür habe der letzte Ungarneinfall in Sachsen den Beweis erbracht. Er, der König, habe daher für Sachsen jetzt folgendes angeordnet:

Zum ersten, daß allenthalben in den Gauen sofort steinerne Burgen angelegt oder vorhandene umgebaut werden sollten;

zum zweiten, daß Städte und größere geschlossene Siedelungen mit festen steinernen Mauern zu umgeben seien;

zum dritten, daß ein Reiterheer geschaffen werde, indem von neun Männern immer einer ständig in der Burg wohnen soll, während seine acht Gefährten ihre Äcker bestellen, säen und ernten mögen;

zum vierten, daß von jeder Ernte ein beträchtlicher Teil auf der Burg abzuliefern sei, sowohl zum Unterhalt der Reiter als auch zum Vorrat, wenn bei einem Überfall die Gausassen dort Zuflucht suchen müßten;

zum fünften schließlich, daß alle Thinge, Tagsatzungen und Feste im Gau immer in den Burgen sollten begangen werden, damit die Sachsen sich an sie gewöhnten und in ihnen heimisch würden.

„Es wird den Männern von Sachsen nicht leichtfallen, diesen Geboten nachzukommen", sagte der König, „denn wir lieben die Freiheit und schätzen nicht die nachbarliche Enge bei unsern Häusern und Höfen. Und mehr noch: es gilt uns gutes Recht, daß, wer den Boden bebaut, auch das Schwert tragen

darf. Nun wird bald manch einer das Schwert tragen, der Acker nicht mehr sein eigen nennt, und manche Sasse wird ruhen, weil, wer sie trägt, kein Reiter sein kann. Aber die Not gebietet uns, so zu handeln. Hoffen wir", sagte der König, „daß danach wieder eine Zeit kommt, die erneut einem jeden freien Mann das Recht gibt, die Waffe zu führen und für seines Landes Freiheit einzustehen, wie es unserer Väter und Ahnen Brauch von jeher gewesen ist."

Diese Maßnahmen, sagte der König weiter, gebe er dem Reichstage bekannt, damit auch die übrigen Herzogtümer sie in gleicher Weise durchführen möchten und so die Abwehr der Ungarn als gemeinsame Sache des Reiches zum erfolgreichen Ende gebracht werde. Was die Reiter leisten könnten, sagte er schließlich, das werde sich bei den Reiterspielen zeigen, die in diesen Tagen auf dem Plan vor der Stadt stattfinden sollten und zu denen er seinen Sohn Thankmar mit einem Teil der Quitlingburger Schar mitgebracht habe. Im übrigen werde Graf Thietmar die Herzöge und Gaugrafen von allem Wissenswerten und Notwendigen unterrichten.

Es war ein großer Tag für die Männer aus dem Reich, als der König so zu ihnen sprach. Hatte schon das Bewußtsein der Einmütigkeit und Zusammengehörigkeit ihre Herzen gehoben, so waren des Königs Worte erst recht dazu angetan, ein Hochgefühl des Glücks und Stolzes bei ihnen zu erwecken. Sie empfanden zutiefst die Verpflichtung, die ihnen aus der Dankbarkeit dem Schicksal gegenüber erwuchs, das sie zu Männern und Zeugen einer Zeit berief, die einen König wie Heinrich den Sachsen gebar. Über alle kleinliche Enge und Gegensätzlichkeit führte er sie hinaus zu dem Neuen und Größeren, dem Reiche der Deutschen.

*

Die Reiterspiele, die im Verlauf des Festes an einem der Nachmittage stattfanden, brachten denn in der Tat den Beweis, daß Kraft und Gewandtheit einander nicht ausschließen, sondern sehr wohl dem möglich sind, der mit Ernst und Fleiß sie gebührend übt und stählt. Was Thankmar und seine Reiter hierbei zeigten, erregte allgemein Staunen und Bewunderung, sowohl was der einzelne zu leisten vermochte, als auch wenn sie Trupp gegen Trupp ritten. Die Art wie sie aufeinander losgingen, die flinken Stöße parierten, den Gegner zu täuschen versuchten, schließlich, dicht an ihm, mit zäher Kraft um den Sieg rangen, das alles lehrte nachdrücklich, wie ein Reiterheer beschaffen sein mußte, wenn es den Kampf mit den Ungarn aufnehmen sollte.

Auf der Zuschauertribüne saßen bei den Fürsten und ihren Frauen auch die Erzbischöfe des Reiches.

„Er ist ein Titan", sagte Heriger von Mainz zum Erzbischof von Trier und meinte den König, „er baut sein Reich mit Quadern, die für die Ewigkeit vorhalten werden."

Der Trierer bewegte den Kopf hin und her, als sei er davon nicht ganz überzeugt. Vorsichtig blickte er sich um, ehe er antwortete:

„Sein Reich steht auf zwei Augen. Wenn sie einmal geschlossen sind, wird diese Herrlichkeit bald vorbei sein."

Heriger war anderer Meinung.

„Er senkt sein Reich in die Herzen der Menschen; darum wird es ihn überdauern", sagte er.

Nachdenklich schwiegen sie beide. Nach einer Weile fragte der Bischof von Trier:

„Was hältst du von seinem Sohn?"

„Du meinst den Reiter?" entgegnete Heriger und wies mit

dem Kopf nach Thankmar, der hoch zu Roß im Felde hielt. „Der ist seines Vaters echtes Kind."

„Der — ja", sagte der Trierer. „Es wäre schlimm, wenn er auch noch seines Vaters Nachfolge antreten könnte. Aber zum Glück geht das nicht. Ich meine den andern, den jungen, der drüben sitzt."

Über den könne man wohl noch nicht urteilen, sagte Heriger, Otto sei noch sehr jung.

„Gerade recht um zu verraten, wie er einmal werden will", antwortete der andere. „Sieh nur, wie er sich zur Geltung zu bringen sucht, umherstolziert wie ein eitler Pfau, der sein Rad schlägt. Der braucht Prunk, Glanz und äußere Anerkennung; Heinrich nicht, der macht es für die andern. Aber der Junge, der braucht es für sich. Es wird manches anders werden, besser, bei ihm, wenn erst ..."

Der Rest ging in unverständlichem Murmeln unter. —

Da wo die Könige saßen nebst den Herzögen, den Frauen und Heinrichs Familie, verfolgte man aufmerksam die Vorführungen der Reiter. König Rudolf, dem wie auch den westlichen Franken, die Reiterei schon seit langem nicht mehr fremd und der darum von allen am ersten zu einem Urteil befähigt war, lobte ihren Schneid und bewunderte ihre Gewandtheit; nur bezweifelte er, ob im Ernstfall ihre Kampfesweise wirklich zweckmäßig und erfolgreich sein würde. In der Geschlossenheit der Reihe, wobei jeder durch den andern gedeckt werde, liege der Wert des Reiterangriffs, meinte er, der einzelne Mann sei doch zu schwach, um so im Kampfe zu bestehen.

Herr Heinrich bestritt dies. Gerade auf den einzelnen Reiter komme es dabei an, sagte er, und jeder müsse auch allein so fechten, als ob er ein ganzes Heer bei sich habe.

Das gab Giselbert Gelegenheit sich einzumischen. Der junge

Herzog von Lothringen war in diesen Tagen auffallend häufig in der Nähe Gerbergas zu sehen, und das Mädchen schien davon nicht einmal unangenehm berührt. Auch jetzt war er bei ihrem Platz gestanden, den sie neben der Mutter innehatte, trat nun herzu und sagte:

„Ein einzelner Reiter ist doch sehr leicht aus dem Sattel zu bringen."

Dann möge er es doch einmal versuchen, meinte Herr Heinrich, es sei ja hier die beste Gelegenheit dazu.

Das war ja nun eigentlich nicht Giselberts Absicht gewesen, und er hätte sich am liebsten aus der Sache gezogen. Wie er aber merkte, daß Gerberga herübersah, wollte er vor ihr seinen Mut nicht in Frage stellen lassen.

„Gut", sagte er. „Worum soll ich reiten, König Heinrich? Um mein Herzogtum?"

„Nein, nein", lachte der König. „Das lieber nicht; denn ich fürchte, es wäre dann ein für allemal verloren. Reite um die Ehre des Sieges, und der Lohn wird nicht ausbleiben." Er sah schmunzelnd zu Gerberga hinüber, was sie wohl dazu meine; aber das Mädchen blickte mit gespielter Gleichgültigkeit an den Männern vorbei.

Der König holte Thankmar herbei. Man besprach sich kurz, dann rief Giselbert nach seinem Pferd und machte sich zum Ritt bereit.

So gab es denn an diesem Nachmittag noch ein besonderes Erlebnis, und jedermann war begierig zu erfahren, wie es wohl ausgehen werde. Eine Welle der Erregung ergriff die Zuschauer und hielt sie in Bann.

Als Giselbert gerüstet war, ritt er vor die Tribüne. Er entbot vom Pferd herab den Königen und den Frauen zierlich und höflich seinen Gruß und hoffte dabei noch einen Blick aus

Gerbergas Augen zu erhaschen, aber das Mädchen blickte unter sich.

Dann erhielten Thankmar und Giselbert je einen der langen Speere, wie sie die Reiter zu ihren Übungen gebrauchten. Man hatte dabei die eiserne Speerspitze abgenommen und statt ihrer eine kleine Platte aufgesetzt, die zudem noch mit Tüchern dick umwickelt war, so daß man damit wohl zustoßen aber niemanden verletzen konnte.

Und nun begann der Kampf.

Giselbert hatte sich schon überlegt, wie er mit einem schnellen Anritt und kräftigen Stoß seinen Gegner treffen und überwinden wollte. Er gab also seinem Pferd einen gehörigen Anlauf, klemmte den Speer fest unter den Arm und jagte auf Thankmar los, ehe dieser noch zu einem Anritt kam.

Der Sachse hielt sein Roß ganz ruhig. Als Giselbert heran war, hieb er mit einem kurzen Schlag gegen den Schaft der Waffe des Lothringers Speer hoch, so daß der Stoß fehlging. Da Giselbert ihn aber mit aller Wucht geführt hatte, geriet er, nun keinen Widerstand findend, selbst ins Wanken und hatte Mühe sich im Sattel zu halten. Es wäre Thankmar ein leichtes gewesen, jetzt rasch nachzustoßen und ihn vollständig zu erledigen. Aber Thankmar war an einem billigen Triumph über den Lothringer Herzog wirklich nichts gelegen. Ruhig wendete er sein Roß und als der Lothringer sich wieder in der Gewalt hatte, ritt Thankmar gegen ihn an. Jetzt mußte Giselbert abwehren. Er warf den Schild vor und Thankmars Speer traf mit aller Kraft darauf. Giselberts Pferd ging hoch, und wieder mußte der Reiter alle Kunst anwenden, um im Sattel zu bleiben und das Roß zu beruhigen.

Auch jetzt ließ Thankmar ihm mehr als genügend Zeit, wieder zurechtzukommen. Er ritt in weitem Bogen zu seiner

vorherigen Ausgangsstellung zurück und wartete hier noch eine Weile, bis er sah, daß Giselbert anreiten wollte. Dann brachte auch er sein Pferd in Schwung, und nun jagten beide Männer aufeinander los. Unrettbar mußten sie zusammenprallen. Im letzten Augenblick warf Thankmar jedoch sein Pferd zur Seite, eine Finte täuschte den Gegner, dessen Stoß ins Leere ging; aber während die Rosse aneinander vorbeiglitten, bog sich Thankmar nach rechts zurück, stieß zu und sein Speer traf die ungedeckte Seite Giselberts mit solcher Macht, daß er vom Pferd geschleudert wurde und sich im nächsten Augenblick zu seiner eigenen Verwunderung und zum hellen Ergötzen der Zuschauer auf der Erde sitzend fand, während das herrenlos gewordene Pferd irgendwo herumrannte.

Als sie Giselbert stürzen sah, sprang Gerberga von ihrem Platz hoch. Ein Angstschrei entfuhr ihrem Mund, und sie zitterte vor Schreck am ganzen Leibe.

„Nur ruhig, mein Kind", tröstete sie Herr Heinrich. „Er wird dir schon ganz geblieben sein, und geschadet hat es ihm auch nicht, außer daß er ein paar blaue Flecken irgendwo hat, wo eigentlich bei ihm keine mehr hingehören; aber das gibt sich wieder."

Da schlug Gerberga die Hände vors Gesicht und schämte sich, weil sie sich verraten hatte und ihr Geheimnis nun jedermann offenbar war. Ernstlich böse aber war sie ihrem Halbbruder Thankmar und machte ihm später auf dem Heimweg Vorwürfe darüber, daß er Giselbert so heftig auf den Sand gesetzt hatte.

Thankmar hörte sie ruhig an und sagte dann:

„Ja, hätte ich das gewußt, dann hätte ich ihn auch nicht in den Sand gesetzt, sondern gleich neben dich."

Da fuhr sie ihm zornig in die blonden Haare.

Giselbert selbst kam halb lachend, halb ärgerlich zurück; ärgerlich über seine Niederlage, lachend darüber, wie geschickt ihn sein Gegner überwunden hatte. Herr Heinrich tröstete ihn. Von Thankmar besiegt zu werden, sei keine Schande, denn dieser habe nicht nur die größere Übung voraus, sondern sei geradezu ein Meister in der Reit- und Fechtkunst, und ihm werde schwerlich jemand widerstehen können.

Begeistert war aber vor allem der König von Burgund.

„Solches Reiten um die Ehre", sagte er, „werde ich nun auch in Burgund einführen. Das ist eine einzigartige Gelegenheit, wo Männer ihre Kraft erproben und ihre Leistung zeigen können, damit sie sich Ruhm erwerben und — die Gunst schöner Frauen", setzte er mit einer artigen Verbeugung gegen Gerberga hinzu.

Für Giselbert von Lothringen brachte in der Tat dieses Reiten um Ehre einen herrlichen Lohn. Er erschien am gleichen Abend bei Herrn Heinrich und Frau Mathildis, ein wenig hinkend noch und zerschlagen, aber sonst frisch und munter, und warb um Gerbergas Hand.

Und Herr Heinrich gab seiner Werbung statt. Einstweilen sei Gerberga zwar noch zu jung, sagte er, aber in zwei Jahren solle dann ihre Hochzeit sein und bis dahin Giselbert auch wieder sein Amt als Herzog übernehmen.

Zu Gerberga sagte er später:

„Laß dir von Thankmar sagen, wie man es macht, fest im Sattel zu sitzen, und nimm den jungen Herrn hart in die Zügel; das wird ihm sicher gut tun."

Als Gerberga an diesem Abend schon zu Bett lag, kam Frau Mathildis noch einmal zu ihr herüber. Sie fühlte ihr Gewissen beschwert, weil sie, ganz im Banne des bewegten Lebens hintreibend, so gar nicht auf ihre Tochter geachtet und

nicht das geringste gemerkt hatte von dem, was bei ihr vorgegangen war.

Gerberga lag weinend und lachend zugleich in ihren Kissen; sie war überglücklich und schloß ihre Mutter mit einer Inbrunst in die Arme, daß diese erstaunt und erschrocken aufsah.

Was ist das? fragte sich Frau Mathildis. So ist es bei mir nie gewesen; solchen Sturm hat mein Herz nicht erlebt. Ist das — — Liebe? fragte sie sich.

Sie beruhigte die Tochter.

„Bist du nun zufrieden, Kind?" fragte sie.

Gerberga nickte.

„Und glücklich?" forschte Frau Mathildis.

„Unsagbar glücklich, Mutter", lächelte das Mädchen.

„Ja", sagte Mathildis, „ich sehe es und freue mich mit dir. Du sollst es einmal schöner haben und besser als wir. Gute Nacht, Kind!"

*

So kam es, daß mit dem Schlußfest dieses Reichstages zugleich Gerbergas Verlöbnis mit Giselbert von Lothringen gefeiert werden konnte.

Manches wäre noch zu berichten von diesem Reichsfest in Worms: wie die Männer einen ganzen Tag zur Jagd in die königlichen Forsten zogen und wetteiferten, wer die schönste und beste Beute schoß, oder von dem Ringelstechen, das die Fischer von Worms zu Ehren der Könige auf dem Rhein abhielten, wobei sie mit der Bewegung ihrer Nachen große Geschicklichkeit beweisen mußten, oder von dem feierlichen Umzug der Fürsten und Thingmannen durch die Straßen von Worms oder von der herrlichen Rheinfahrt auf König Rudolfs Schiffen.

Das Großartigste aber war jenes Schlußfest in der Pfalz des Königs, das Ehrenmahl für seine Gäste und zugleich Verlöbnismahl für Gerberga und Giselbert. Was an Pracht und Glanz für diesen Abend aufgeboten war, übertraf alles Bisherige der Wormser Reichstage. Der sonst so sparsame König, der wie ein echter Hausvater keine Verschwendung duldete und gar oft Frau Mathildens Bitten für irgendeine Kloster- oder Kirchenstiftung mit dem Hinweis abgelehnt hatte, daß solches über sein Vermögen gehe, hatte diesmal wahrhaftig nicht gegeizt. Hunderte von dicken Kerzen erleuchteten die Räume der Pfalz, die zu Festsälen umgewandelt worden waren. Die langen Tafeln trugen kostbares Geschirr auf feinen Decken. An den Längswänden hingen die Farben und Zeichen der Herzöge, die obere Querwand trug das Symbol des Reiches, daneben das des Königs von Burgund; von der Decke herab hingen breite Fahnentücher. Junge Männer in Wappenröcken und festlich gekleidete Mädchen gingen den Gästen zur Hand, führten sie zu Herrn Heinrich und später an ihre Plätze bei den Tafeln. Musikanten standen bereit, ihre Weisen zu spielen, Sänger, durch ihre Dichtungen das Herz der Feiernden zu erfreuen, Tänzerpaare harrten des Augenblicks, ihre Kunst zu zeigen. Was Küche und Keller bot, war das Auserlesenste und Vorzüglichste, was weitum aufzutreiben gewesen war. Würdig und schön war bei aller Schlichtheit auch die Kleidung der Männer und Frauen, denen dieses Fest zugedacht war; dem heiteren Farbenspiel der Frauengewänder mischte sich das strenge Weiß der Männerkleider, sparsam verziert mit Purpur oder edlem Pelzwerk; je nach Herkommen und Landschaft waren Schnitt und Farbe der Kleider verschieden.

Wer an diesem Abend durch die Reihen der königlichen Gäste ging, der konnte die Mannigfaltigkeit spüren und den

inneren Reichtum, den das Reich zur Gemeinsamkeit umschloß. Da waren die Sachsen, herb, kühl, auch jetzt noch fast verschlossen zu nennen; sie ließen nicht gern jemanden in sich hineinsehen; ihre großen und mächtigen Gestalten bewegten sich mit Bedacht und etwas schwerfällig im Raum; die Worte gingen ihnen sparsam vom Munde, aber sie hatten ein volles und gutes Gewicht. Die vom Süden kamen, die Schwaben, waren beweglicher; ihre klugen Augen flogen flink umher; Reden und Bemerkungen verrieten das gute Herz und einen köstlichen Witz; es waren heitere, zugängliche Menschen, denen man leicht Freund sein konnte. Ihnen ähnlich die Bayern, etwas derber wohl und urwüchsiger, aber dennoch schlicht in ihrem Wesen, mitteilsam und ungezwungen. Und schließlich wie eine Brücke zwischen Nord und Süd und nach dem Westen hinüber die Franken und Lothringer, Menschen, von ihrer eigenartigen Zwischenstellung geprägt, Abwehr und Hingabe im ständigen Wechsel, aufgeschlossen auch für Neues und Fremdes, emsig im Nehmen, willig im Geben. Das alles war hier vereint im Königssaal der Pfalz, vermehrt noch durch liebenswürdige Art der Burgunder, denen bei aller Kraft eine gewisse Anmut eigen war, eine leichtbeschwingte, angenehm wirkende Beherrschtheit des Körpers und der Seele, die jede Schwere aufhob und ihnen gestattete, Anteil an allem zu nehmen, was um sie her vorging, ohne sich selbst daran zu verlieren. Leicht und gefällig fügten sie sich auch diesem Feste ein, das der König ihnen und seinen Landsleuten gab.

Der Wein bei der Festtafel lockerte die Gemüter auf, kräftige und reichhaltige Speisen schufen das Gefühl des behaglichen Zufriedenseins; das Blut pulste lebendig durch die Adern und beschwingte die Menschen zu frohem, heiterem Wesen. Oben im Saal, nahe der Querwand, hatten die Könige ihren

Platz. Zwischen ihnen saß Frau Mathildis, ihnen gegenüber Gerberga und Giselbert. Daran schlossen sich an den Tafeln entlang die Herzöge mit ihren Frauen, die Erzbischöfe des Reiches und aus jedem Gau eine Anzahl verdienter Männer, die Gäste aus Burgund zwischen ihnen verteilt.

Bevor das Essen zu Ende ging, erhob sich der König. Da wurde es still im Saal und Herr Heinrich sagte:

„Vieledle Männer und Frauen! In den Jahren ernster und harter Arbeit haben wir uns diesen Feiertag gewünscht. Für uns und für euch. Wir freuen uns, ihn heute zu begehen, mit unsern Freunden fröhlich zu sein und unsere Gäste damit ehren zu können. Wir danken dem König von Burgund und seinen Männern, daß sie diesen Reichstag von Worms mit uns gemeinsam verbracht haben und uns ihrer Freundschaft und Zuneigung versichern. Wir danken unsern Herzögen und Edlen, die die Jahre der Not mit uns geteilt haben wie heute unser Fest und Fröhlichsein; wir danken ihnen für die Treue, die ihren Lohn in der Ehre findet, für ihren Mut, der uns das Schwere oft leicht gemacht hat, und für ihr gläubiges Vertrauen, ohne das wir niemals Oberherr dieses Reiches sein möchten. Wir haben in diesen Tagen vieles gesehen und vernommen. Ernste Beratung um des Reiches Zukunft hat uns vereint, bei Spiel und Jagd sind Mut und Entschlossenheit zu ihrem Recht gekommen, und schöne Freude erfüllt uns noch an diesem Abend. Die Erinnerung an all das wird nun mit uns gehen, wenn wir heimkehren zu neuem Schaffen und Wirken. — Ein treues Unterpfand einer glücklichen Zukunft will es uns bedeuten, daß dieser letzte Tag unsrer Gemeinsamkeit zugleich der erste sein soll eines neuen, schönen und hoffnungsvollen Bundes, den das Reich und Lotharingien in dem Verlöbnis unsrer Tochter Gerberga mit dem Herzog Giselbert

schließen, von dem dieser erlauchten Versammlung Kunde zu geben uns aufrichtig freut."

Kundgebungen des Beifalls und frohe Wünsche unterbrachen den König einen Augenblick; dann fuhr er fort und schloß:

„Möge darum dieser Tag der erste sein und der Anfang einer langen Reihe von frohen und glücklichen Zeiten, die dem Reiche und seinem Volke beschieden sind. Möge es uns vergönnt sein, uns die Freundschaft unserer Nachbarn zu erhalten, vor allem aber das Reich zu wahren gegen jeden, der unsere Freiheit zu nehmen versucht oder den Frieden stören will und die Einigkeit unseres Volkes. Das ist unser aufrichtiger und inniger Wunsch!"

Eine Zeitlang bildeten danach Gerberga und Giselbert den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit; Grüße und Wünsche wurden ausgetauscht und allerlei sinnige Geschenke — wer mochte wissen, woher sie so schnell zur Stelle waren — den jungen Verlobten überreicht.

Als dieser Strom wieder verebbte, erhob sich der König von Burgund und bat um Gehör.

Er habe zu danken, sagte er, auch im Namen seiner Gefolgsmannen für Einladung und Aufnahme bei dem wackeren König Heinrich und seinem deutschen Volke, und er müsse sagen, daß sie mehr mit heimnähmen nach Burgund, als sie von da mitgebracht hätten. Es seien schöne und wertvolle Tage gewesen, die sie hier hätten erleben dürfen, und er bäte darum, sich dem Dank anzuschließen, den sein hochedler Herr Bruder, der König Heinrich, eben hier ausgesprochen habe. Jemanden aber habe Herr Heinrich dabei vergessen, den Dank abzustatten, vielleicht weil dieser Dank so selbstverständlich sei, daß man darüber nicht rede. Er aber, sagte König Rudolf weiter, wolle

und müsse davon reden und den besonderen Dank der Gäste an die Frauen abstatten, die recht wie klare und schöne Sterne über dem Himmel dieses Festes stünden. Es habe ihn gefreut, sagte er weiter, zu sehen, wie auch in den deutschen Landen die Frauen geehrt und geschätzt seien, und das habe ihm gefallen. Denn wie ein Volk seine Frauen achte, danach bemesse sich sein Wert in der Welt. Darum werde man, wo man von Herrn Heinrich spräche, auch niemals die Königin Mathildis vergessen — er gebrauchte tatsächlich das Wort Königin — diese bescheidene und doch so stolze Frau, die wie ein lichter Engel segnend und beglückend in des Königs Leben stünde. Glücklich sei zu preisen, wer solche Frau sein eigen nenne. Ein Volk, das solche Frauen besitze, sagte König Rudolf, halte einen königlichen Schatz. Und sein Wunsch sei, daß das Volk der Deutschen sich dieses Schatzes immer bewußt bleibe und ihn bewahre in alle Zukunft.

Es ist verständlich, daß diese Worte des Königs von Burgund sonderlich den Frauen im Saale gefielen, die sich dadurch für eine Weile in das gütige Licht einer warmen Sonne versetzt fühlten und mit Wonne darin badeten. Auch unter den Männern waren viele, die des Königs Rede mit herzlichem Beifall lohnten; andere meinten freilich: „Wozu muß er ihnen die Köpfe verdrehen? Was ihnen und uns frommt, müssen schließlich wir am besten wissen."

Dann war das Festmahl beendet. Und nun rüsteten sich die Sänger und Tänzer, die der König geladen hatte, zum edlen Wettstreit ihrer Künste. Zwei Gesänge besonders fanden den Beifall der Festgäste. Der eine, wohl zu Ehren der Burgunder vorgetragen, berichtete von dem treuen Gefolgsmann Hagano, der seinem Herrn, dem König Gundahar, und seinem burgundischen Volk über des Königs Tod hinaus die Treue hielt, von

den Hunnen schließlich zu Tode gemartert wurde und dennoch nicht verriet, wo der Schatz des Nifelung verborgen lag; und niemand habe ihn gefunden bis auf diesen Tag.

Das andere Lied, eine lebhafte und gefällige Weise, war Herrn Heinrich zum Preise gesungen und erzählte, wie Herr Heinrich einst ausritt an den Vogelherd; als er eben die Netze gespannt habe, seien Reiter gekommen und hätten mit ihrem Waffengeklirr alle Vögel verscheucht. Da sei Herr Heinrich erst sehr ärgerlich gewesen; aber die Reiter seien von den Rossen gestiegen, hätten Krone und Königsmantel vor ihm ausgebreitet und ihn als König der Deutschen begrüßt. Und so sei es doch noch ein guter Fang gewesen, den Herr Heinrich an diesem Tage getan.

„Ganz so war es freilich nicht", sagte der König zu Rudolf von Burgund, aber das Lied freute ihn doch, weil er daraus die Liebe und Zuneigung sah, die ihm allenthalben im Volke gezollt wurde.

Auch die Tänzer ernteten reichen Beifall und aufrichtiges Lob, besonders jenes schöne Paar, das die Weise der Werbung tanzte. Zu den Klängen einer Harfe bewegte sich der Jüngling um das Mädchen, ohne es zu berühren. Wie der Falke um die Taube, zog er seine Kreise um sie her. Sie schien ihn meiden zu wollen und floh — man sah es — doch nur ungern vor ihm. Das war ein Schweben und Fliegen, dergleichen man noch nie gesehen hatte. Hände und Füße schwangen leicht und anmutig nach den Klängen der Musik. Immer enger wurden die Kreise, die der Jüngling um das Mädchen schlug, ängstlicher und lockender seine Abwehr, bis es schließlich nur noch auf der Stelle trat und er mit den letzten Harfenklängen vor ihr, die Arme ausgebreitet, leicht und anmutig auf das Knie niederging.

Den Abschluß des Festes bildete dann der feierliche Abtanz, an dem fast alle teilnahmen und wobei mit Herrn Heinrichs Billigung der König von Burgund Frau Mathildis zum Reigen führte. Flöten und Geigen spielten die Weise, die langsam und etwas schwermütig ging wie ein herber Abschied nach holdseligem Glück. —

Bald danach erloschen die Kerzen in der Königspfalz zu Worms, und die Ruhe der Nacht zog bei ihr ein.

*

Drei Kerzen brannten noch eine Weile fort.

Die eine in Frau Mathildens Gemach, wo Herrn Heinrichs Gemahlin noch nicht zur Ruhe finden konnte. Den Kopf im Nacken stand sie mit dem Rücken an die Wand der Fensternische gelehnt und blickte, vom Mondlicht übergossen, über das nächtliche Land zum Himmel hinauf und seinen fernen, fernen Gestirnen. In ihren Ohren schwang noch die letzte wehmütige Melodie, indessen langsam die Wellen ihres Blutes abebbten und in ihrer Seele verklang, was diese Tage schön und liebenswert gemacht hatte.

Warum muß das zu Ende sein? fragte sie sich. Wie war es schön gewesen! Alles hat man dabei vergessen können, die Enge und Kleinheit des Lebens, das schweigende Leid, die Einsamkeit des müden Herzens, sogar die Pflichten der Mutter gegenüber Gerberga. Und doch war es schön, so schön! Sie hörte wieder den König von Burgund zu ihr sprechen; immer hatte er einen liebenswürdigen, schmeichelhaften Vergleich zur Hand: Die Sterne, die am Himmel dieses Festes glänzten, hat er gesagt, und die Frauen seien der köstliche Schatz eines Volkes. Und wie war das andere gewesen? Ich sei der lichte Engel in Herrn Heinrichs Leben! Hat Herr Heinrich je so etwas zu

mir geredet? Warum eigentlich nicht? Bin ich nicht noch immer jung? — Und schön? Warum habe ich nie so lachen und weinen können wie Gerberga? — Sie spürte wieder die glühende Umarmung der Tochter, die nicht ihr gegolten hatte, dies grenzenlose Glück der Hingabe. Warum blieb das mir versagt? fragte sie hinaus zum Mond und seinen Sternen. Ich bin sein lichter Engel — aber was nützt das — — er braucht keinen Engel — — er glaubt nicht an Engel.

Die strahlende Helle um sie erlosch. Gewölk trat vor den Mond, und wo eben noch lichter Glanz gewesen war, lagen jetzt graue, düstere Schatten. Scheu brannte das einsame Kerzenlicht.

Es waren gefährliche Wege, auf denen Frau Mathildens Gedanken gingen.

Es fröstelte sie. Sie wandte sich ab. Vorsichtig löschte ihr Finger die stille Kerze. Sie ging zu Bett. —

Die beiden andern Lichter brannten in des Königs Wohnraum. Er saß am Tisch, und bei ihm weilte Thankmar, des Vaters Weisungen für den kommenden Tag entgegenzunehmen.

Nachdenklich lächelte der König vor sich hin.

„Wie alt man doch werden muß, bis die Frucht unseres Lebens reift", sagte er zu Thankmar. „Fünfzig Jahre bin ich nun und stehe doch erst am Anfang. Reicht ein Menschenleben überhaupt, zu schaffen, was ich wollte?"

„Mehr als du getan hast, Vater, kann niemand tun", antwortete Thankmar. „Haben dir diese Tage nicht gezeigt, was du gewirkt hast? Wie alles sich gewandelt hat?"

Herr Heinrich schüttelte den Kopf.

„Es reicht nicht, Thankmar, es reicht noch lange nicht", sagte er. „Und wieviel Zeit wird mir das Schicksal noch geben?"

„Niemand kann Unmögliches von dir verlangen", tröstete Thankmar.

„Unmögliches von mir verlangen? — Nein, niemand kann das, und niemand tut es. Nur ich — ich muß das Unmögliche verlangen von mir. Die andern freuen sich und sind froh und glücklich. Ich kann es — nicht sein. Ich darf es nicht. Wenn ich stehen bliebe jetzt", sagte der König, „dann hörte das Herz zu schlagen auf, das Herz des Reiches, und dann wäre es schnell — tot. Und wieviele werden es sein, die mit mir gehen bis zum letzten Schritt?" fragte er.

„Viele", antwortete Thankmar fest und überzeugt.

Herr Heinrich sah ihn an.

„Meinst du?" fragte er. Und nach einer Weile: „Du bist jung. Euch Jungen wiegt das Wort leicht. Vorm Leben aber gilt das Wort nicht, nur die Tat."

„Und unsere Tat wird beweisen, daß die Jugend zu ihrem Wort steht. Vater", sagte Thankmar, „hier bin ich. Wenn keiner mit dir gehen will bis ans Ende, bis zum letzten Schritt, wie du gesagt hast, ich werde mit dir gehen, und du wirst nicht einsam sein."

Herr Heinrich sah dem Sohn fest in die Augen, lange, ehe er die dargebotene Hand nahm und sie schweigend mit Inbrunst drückte.

Still sich verzehrend brannten die zwei Flammen zur Nacht in Herrn Heinrichs Gemach.

Vierter Teil: Um des Reiches Freiheit
(928—936)

13. Kapitel: Waffe und Wehr

Nachdem man Gerbergas Hochzeit mit Giselbert festlich begangen hatte und das jungvermählte Paar nach Lothringen abgereist war, wo Giselbert nun wieder sein Herzogsamt antreten sollte, beschloß Herr Heinrich, seinen Wohnsitz von Nordhausen nach Quitlingaburg zu verlegen. Es kam darin ebenso seine Überzeugung zum Ausdruck, daß im Westen für das Reich keine ernsthaften Gefahren mehr bestünden, wie sein fester Wille, sich nunmehr mit aller Kraft dem Osten zuzuwenden und auch hier klare, geordnete Zustände zu schaffen. Dabei brauchte der König sein Augenmerk zunächst nicht auf Bayern zu richten, das an Ungarn angrenzte, dem gegenüber ihm sowieso die Hände gebunden waren. Zudem hielt hier seit dem letzten Ungarneinfall vor nun zwei Jahren Herzog Arnulf scharfe Wacht. Der König richtete vielmehr seinen Blick auf jene Gebiete östlich von Elbe und Saale, in welche seinerzeit die Slawen vorgestoßen waren. Die Stämme, die hier saßen, die Dalaminzier, Milziner, Lusitzer und Heveller und ebenso südlich von ihnen die Böhmen, waren eine ständige Gefahr für das Reich, einmal, weil sie nun schon seit mehreren hundert Jahren einen unaufhörlichen Druck von Osten her ausübten und wohl hofften, so wie sie über Weichsel und Oder bis zur

Elbe und Saale hatten vordringen können, auch diese noch zu überschreiten und weiteres Gebiet für sich zu gewinnen. Zum andern aber bildeten diese Völker die Brücke, auf der die Ungarn von der Donau her nach Sachsen vorzustoßen pflegten; diese Brücke in seine Hand zu bekommen, schien dem König darum in Hinblick auf die kommenden Auseinandersetzungen mit den Steppenreitern höchst wichtig.

Seit den Wormser Tagen vor zwei Jahren waren sowohl die Ausbildung des Heeres wie auch der Burgenbau allenthalben — nicht nur in Sachsen — eifrigst vorangetrieben worden. Und nicht bloß die Herzöge hatten sich beteiligt, sondern ebenso fügten sich jetzt die Bischöfe den Maßnahmen des Reiches, seit sie hatten erleben müssen, daß Herr Heinrich Geistliche, die sich widerspenstig zeigten, kurzerhand ihrer Ämter enthob und durch andere ersetzte, die sich den Notwendigkeiten des Reiches zu fügen bereit waren. So waren es Bischof Udalrich, der die feste Mauer um Augsburg baute, der Bischof Balderich, der Utrecht befestigte.

Mit am schwierigsten gedieh das Werk in der Tat bei den Sachsen, die sich gar nicht daran gewöhnen mochten, aufeinander angewiesen zu sein. Zu tiefst steckten ihnen das alte Recht und die Gewohnheiten der Väter im Blute, als daß sie sich davon leichten Sinnes hätten trennen können, mochten hundertmal die veränderten Zeitläufte und noch so überzeugende Notwendigkeiten dahin drängen. Nur mit unsagbarer Geduld, zäher Beharrlichkeit und unermüdlichem Eifer, der ihn immer wieder, von Gau zu Gau reisend, sich selber einsetzen hieß, brachte es der König dahin, daß der Bau der steinernen Burgen und die Durchführung der Burgwachtordnung in Sachsen schließlich vorbildlich gelang. Es tat ihm, der selbst mit Leib und Leben Sachse war, oft bitter weh, gegen das,

was auch er als „Recht" empfand, dennoch angehen zu müssen, weil es eben nicht mehr „richtig" und darum nicht mehr zu verantworten war. Denn die Freiheit des Reiches sagte er sich, ruht nicht auf der Freiheit der Sippen oder gar auf der Willkür des einzelnen, sondern auf der Einsicht eines jeden Mannes, daß geschehen muß, was dem Ganzen nützlich und förderlich ist. Diese Einsicht der Männer seines Volkes anzurufen, vergaß er nie, wenn es irgendwo Schwierigkeiten gab und die Gaugrafen allein damit nicht fertig werden konnten.

Da kam er dann wohl auf das Gauthing geritten, wenn sie sich weigerten, Steine herbeizufahren und am Aufbau der Burgmauer zu helfen.

„Was sind das für Sachen, Männer, die ich da von euch höre", sagte er zu ihnen. „Soll ich denn Jahr für Jahr den Ungarn einen Haufen Gold in den Rachen werfen, damit sie uns noch einmal in Frieden lassen? Bloß weil ihr jetzt nicht mehr weiter bauen wollt? Wie soll ich gegen die Ungarn reiten, wenn ich nicht genau weiß: Mag's einmal gehen wie's will, meine Bauern sind außer Gefahr in ihrer Burg. Ich will mich ja nicht dahinter verstecken, aber ihr müßt es tun, damit euer Leben und Gut in Sicherheit ist. Wißt ihr nicht mehr, wie es dem Rotthofbauern hier im Gau erging, als er sich nicht mehr rechtzeitig davonmachen konnte? Frau und Kinder haben sie ihm weggeführt, er blieb nur durch ein Wunder am Leben, aber er hat weiße Haare bekommen in einer einzigen Nacht, und seinen Verstand haben sie ihm zerschlagen. Wenn das künftighin noch einmal einem aus diesem Gau geschieht, dann seid ihr alle daran schuld, ihr allein, niemand sonst. — Was meint ihr? Erd- und Holzwerk sei auch ausreichend, weil ihr die Steine so weit herholen müßt? Nein, nein, Männer. In das Holzwerk schießen sie euch Brand-

pfeile. Das könnte ein schönes Schwitzen geben. Das dürft ihr auch dem dicken Waltbert hier nicht zumuten, daß er seinen ganzen Speck hergeben soll, bloß damit ihr dann recht knusprig schmoren könnt; dafür hat er ihn doch nicht auf seinem Bäuchlein gesammelt. Gute und feste Steine, die müssen es schon sein. — Ja, ja, ich weiß, es ist Erntezeit, und ihr könnt Pferde und Wagen schlecht entbehren. Teilt euch die Arbeit so ein, daß einer immer zwei Tage in der Woche für die Burg fährt, und seine Nachbarn müssen derweil ihm das Korn mit heimbringen, das draußen geschlagen ist. Es muß eben einer dem andern helfen, und ihr alle zusammen müßt mir helfen; allein kann ich es nicht schaffen." —

Oder wenn es irgendwo Schwierigkeiten mit dem „Neunten" gab, der als Reiter zur Burg ziehen sollte. Wie oft saß dann der König bei solchem Hof ab, ging hinein, setzte sich in der Diele neben den Bauern auf die Ofenbank und redete zu ihm; etwa so:

„Ja, mein Lieber, da hilft ja nun nichts. Daß du's nicht gern tust, das weiß ich; und daß du kein Feigling bist, das weiß ich auch. Aber meinst du, ich möchte nicht auch lieber meine Äcker pflügen, säen und daheim bei Weib und Kindern bleiben, statt im Land herumzufahren und mich mit dir und der Reiterei abzugeben? Ich könnte mir wirklich Schöneres denken. Was sie eigentlich auf meinen Äckern bauen, ob Roggen oder Weizen oder Spelz oder Dinkel, das weiß ich schon lange nicht mehr. Jawohl, mein Lieber, so ein schlechter Bauernherr bin ich geworden. Vielleicht denkst du einmal darüber nach, warum. Warum verkrieche ich mich nicht, wenn die Ungarn kommen, und gehe wieder raus', wenn sie wieder fort sind, so wie andere das tun? Kannst du dir das denken? — So, du meinst, weil ich Herzog und König bin. Das ist schon was Rechtes, wenn mich

die Männer im Stich lassen, die mich zum Herzog gekürt haben. Kann ich allein mit den Ungarn fertig werden? Meinst wohl, die laufen davon, wenn sie mich nur sehen. Nein, nein, wenn sie diesmal wiederkommen, muß ich ein für allemal mit ihnen fertig werden. Und dazu brauche ich euch Männer. — Nein, wenn ihr mir dann erst helfen wollt, wenn sie schon da sind, dann ist's zu spät. Mann, du wirst staunen, wie ich das diesmal anfange und wie es klappt! — Ach so, du hast Sorge um deine Äcker, daß die andern sie dir inzwischen verludern lassen? Darüber sei unbesorgt. Kannst ja selbst von Zeit zu Zeit nachsehen kommen. Und dann: Ich möchte es keinem von den Achten geraten haben, mit deinem Land schlechter zu verfahren als mit dem ihren, sonst Gnade ihnen Gott!"

So überwand der König die Schwierigkeiten, wo sie auftauchten, weniger durch die Gewalt, die hinter ihm stand, als durch die Einsicht, die er weckte und erschloß, und indem er behob, was an guten Gründen eingewandt werden konnte.

Am glattesten waren die Maßnahmen noch im Osten durchzusetzen, wo der Grenzkampf an sich schon die Menschen gefügiger und einsichtiger gemacht hatte. Hier schossen die Burgen und die Reitertrupps nur so aus dem Boden. Zwischen der Merseburg und der Magathaburg, die Eckpfeiler waren, wuchsen die festen Plätze unmittelbar an der Grenze entlang. Im Lande dahinter waren die königlichen Pfalzen befestigt; Allstedt, Wallhausen, Tilleda, Pöhlde, Nordhausen und viele andere trugen jetzt den steinernen Mauerring. Auch die Pfalz in Miminleon war davon nicht verschont geblieben, und Erminfried hatte wieder einmal seine Kunst im Bauen auch daran beweisen können. Mit den Burgen wuchs das Reiterheer, langsam, aber stetig. Thietmar und Thankmar waren seine unermüdlichen Lehrmeister, später kam noch Graf Bernwardt

hinzu; sie schmiedeten das Werkzeug, das in der Hand des Königs Wehr und Waffe werden sollte für des Reiches Ehre und Freiheit.

Auch Herrn Heinrichs Sohn Otto war auf seines Vaters Befehl nun in die strenge Zucht der Reiter des Königs genommen worden. Graf Thietmar bildete ihn aus, und der junge Otto erwies sich keineswegs als ungeschickt; nur seine herrische Art war aufrechten Männern unangenehm; er verdarb es dadurch mit manchem, der ihm ein guter Freund hätte sein können. Was sich jetzt als seine Freunde bezeichnete, waren solche, die sich seinen Launen fügten oder aus dieser Freundschaft sich einen Vorteil für die Zukunft versprachen.

Mit Thankmar hatte Otto einmal einen bösen Zusammenstoß, weil dieser es ruhig, aber bestimmt ablehnte, sich von dem Sechzehnjährigen Befehle erteilen zu lassen. Die Folge war eine Beschwerde Ottos bei seinem Vater, worauf Herr Heinrich seinem Sohn Otto klar machen mußte, daß er vorläufig weder ein Recht noch einen Grund habe, Thankmar Befehle zu erteilen und zunächst einmal selbst etwas leisten müsse, ehe er Ansprüche stellen könne. Der gekränkte Otto ging schnurstracks zu seiner Mutter, und es gab dann eine unliebsame Auseinandersetzung zwischen den Ehegatten, bei der Frau Mathildis Herrn Heinrich vorwarf, daß er Thankmar vor ihren Kindern bevorzuge, und Herr Heinrich Mühe hatte, die Frau von der Haltlosigkeit ihrer Behauptung zu überzeugen.

„Thankmar ist ein erwachsener Mensch und kann mir besser zur Hand gehen als Otto; das ist selbstverständlich", sagte er zu Frau Mathildis, „und Otto sollte, statt Unfrieden zu stiften, sein anmaßendes Wesen beiseite lassen. Wenn er hundertmal eines Königs Sohn ist, so muß er sich das doch erst einmal verdienen. Thankmar ist seinen Weg allein gegangen,

ohne sich je auf mich zu berufen. Ich wünschte, Otto würde das auch tun; das wäre besser für ihn, als sich erst hinter mir und jetzt hinter dir zu verstecken."

Es war nur ein kleines Unwetter, das Otto da heraufbeschworen hatte, und doch ließ es seine Spuren zurück, am meisten bei Frau Mathildis.

In den regenschweren Novemberwettern, in denen sie vor zwei Jahren von Worms nach Nordhausen zurückgefahren war, verflogen ihr sehr rasch die ungesunden Stimmungen, denen sie sich in den voraufgegangenen Tagen hingegeben hatte. Sie begriff damals selbst nicht mehr, wie das hatte möglich sein können, und schrieb es einer Versuchung zu, die über sie gekommen war. Da war sie denn erst recht unzufrieden mit sich selbst, weil sie so wenig widerstanden und den Anfechtungen nachgegeben hatte; das schuf ihrem empfindsamen Gemüt neue Pein und Unruhe, so daß sie geradezu heilfroh war, als man in Nordhausen ankam und sie wieder in ihren gewohnten Pflichtenkreis zurückkehren konnte. Sie nahm sich damals fest vor, dieses Nordhausen nun gewiß nicht wieder zu verlassen, um ja gegen alle Anfechtungen gefeit zu sein. Sie ging trotzdem selbstverständlich auf des Königs Wunsch ein Jahr später zu Weihnachten mit nach Mainz, wo man gemeinsam das Weihnachtsfest beging und einen Hoftag abhielt, auf welchem unter anderem für den im Dezember verstorbenen Erzbischof Heriger der Abt Hildibert von Fulda, ein dem König treu ergebener Mann, zum Erzbischof von Mainz und Erzkanzler des Reiches bestimmt wurde. Aber sei es nun, daß dieser Hoftag nicht so glänzend wie jener von Worms verlief oder Frau Mathildens innere Abwehr gegen die äußeren Anfechtungen stärker geworden war, sie überstand jedenfalls diese Tage besser und ohne neuen Schaden davonzutragen, war aber nichtsdesto-

weniger wieder heilfroh, als sie in ihrem gewohnten Nordhausen sein konnte.

Darum traf sie auch jetzt Herrn Heinrichs Absicht, nach Quitlingaburg überzusiedeln, nicht nur überraschend, sondern geradezu hart. Die Auseinandersetzung wegen Thankmar war ihr noch in lebhafter Erinnerung, die politische Berechtigung der Umsiedelung konnte sie nicht erfassen, sie suchte vergeblich nach einem ausreichenden Grund für diesen Ortswechsel bei Herrn Heinrich. Kam Thankmar nicht immer von der Quitlingaburg herüber? Lebte dort nicht Frau Hathburg? War es das, was Herrn Heinrich dorthin zog? — Nicht, daß sie ihrem Herrn und Gemahl im Ernst treulose Absichten hätte unterstellen wollen; nein, dazu kannte sie ihn zu gut und wußte — leider, leider nur zu gewiß — wie wenig eine Frau noch über ihn vermochte. Aber gerade weil sie bei sich selbst erfahren hatte, wie leicht ein Herz seine Unbefangenheit verliert, und wie rasch dann die üblen Gedanken — die teuflischen, wie sie es nannte — darin Eingang finden, war ihr die Wahl Quitlingaburgs alles andere als angenehm.

Da entschloß sie sich, Herrn Heinrich ihre Not zu sagen.

„Ist es darum, weil du Thankmar nahe sein willst und seiner Mutter?“ fragte sie ihn frei heraus.

„Wird Frau Mathildis eifersüchtig auf eine andere?“ lachte Herr Heinrich. „Das kommt nachgerade ein wenig spät. Aber sei beruhigt: Bei Frau Hathburg habe ich schon lange verspielt. Sie haßt mich. Und wenn Thankmar nicht von sich aus zu mir gefunden hätte, von ihr hätte ich ihn nie bekommen. Sie wird uns dort nicht im Wege sein, und wir ihr auch nicht.“

Ob es denn wirklich die Quitlingaburg sein müsse, wo sie hinzögen, es schaffe ihr trotzdem Beschwer und Unruhe, sagte Frau Mathildis weiter.

Das werde sich schon geben, tröstete Herr Heinrich, das sei nur das Neue und Ungewohnte. Ja, die Quitlingaburg müsse es schon sein, daran sei nichts zu ändern; denn von da aus wolle er demnächst in die slawischen Gebiete vorstoßen, um sie unter seine Botmäßigkeit zu bringen.

Damit mußte sich Frau Mathildis abfinden, und der Umzug des königlichen Hofes wurde durchgeführt. Das war im Sommer 928. —

Gewaltig ragten die steinernen Mauern und Türme der neuen Quitlingaburg auf, als König Heinrich und die Seinen auf dem Pfalzhof, der zu Altmutter Odas Erbe gehört hatte, ihren Einzug hielten. Es war in der Tat eine völlig neue Burg, die hier entstanden war, nicht mehr um den Malplatz herum, bei dem der Pfalzhof gelegen war, sondern auf einem steilen, schwer zugänglichen Berg über dem Tal der Bode. Hohe, kräftige Mauern ergänzten den Steilabfall des Hanges und machten ihn fest und uneinnehmbar.

Herr Heinrich zog nicht in die Burg. Er blieb mit den Seinen auf dem Pfalzhof, dem Königshof, wie man ihn seitdem nannte. Hier richtete er sich für einen ständigen Aufenthalt ein. Das hatte zur Folge, daß die Zahl der Häuser um die Quitlingaburg sich bald zu vermehren begann und so ähnlich wie in Nordhausen ein kleiner Ort entstand, der bald sein eigenes Marktrecht erhielt und durch den Burggrafen auch seine eigene Gerichtsbarkeit besaß.

Frau Mathildis gefiel der Quitlinger Hof ausnehmend gut. Da er im Banne der alten Burg gelegen war, hatte er die verschiedenen Ungarnstürme leidlich überstanden und entsprach noch völlig jener Zeit, als Altmutter Odas Vater hier hauste. Ein paar Erweiterungsbauten waren hinzugekommen, damit er den Anforderungen seiner neuen Aufgabe gewachsen

war, des deutschen Königs Wohnsitz zu sein. Von den Fenstern schweifte der Blick über das Bodetal, über Wiesen und Acker, zu den Harzbergen hinüber und zu der Burg, die wie ein starker Trost, kühn und ruhig über der Landschaft lag, zu den Häusern und Höfen, die sich an den Wassern der Bode entlang hinzogen und sich in sicherer Hut wußten. Dort drüben lag, dem Königshof zugehörig, die kleine Kapelle, Sankt Wigbert geweiht; und das war noch eine besondere Beruhigung für Frau Mathildis, denn ihr Glaube war ihr nun zur starken Stütze ihres Lebens geworden, die sie nicht mehr entbehren wollte.

Herr Heinrich war ehrlich erfreut darüber, daß seiner Gemahlin der Platz zusagte; sie zufrieden zu wissen, war auch für ihn ein Trost, wenn er nun aufbrach zu dem großen Zug, mit dem er die slawischen Stämme zur Ruhe und Unterwerfung zwingen wollte.

Schon bald nach Heinrichs Ankunft in Quitlingaburg begannen die umfassenden Vorbereitungen.

Im Oktober fand in Miminleon ein Kriegsrat statt. Thietmar kam hierher, die Gaugrafen und Reiteroberſten, dazu auch Thankmar und Otto. Der König war schon im Herbst nach Miminleon gegangen, als er von seiner Jagd im Harz zurückkehrte.

Das Jagen war der Jungborn, in dem er sich immer wieder neu stärkte und frisch und lebendig wurde. Zahlreiche Jagdhöfe waren im Harzgebirge angelegt worden; sie dienten ebenso der Verwaltung der ausgedehnten Forsten, wie sie auch dafür bestimmt waren, dem König jederzeit eine jagdgerechte und zweckmäßige Unterkunft zu bieten. Es kam Herrn Heinrich bei diesen Jagden nicht auf die Menge des erlegten Wildes an. Er ging sehr oft ganz allein hinaus, selten mit mehr als

einem oder zwei vertrauten Männern. Er wollte sich des Waldes und seiner Schönheit freuen, ihr gegenüber auf nichts gestellt sein, als auf die eigene Kraft, den eigenen Mut und die eigene List. Die harte Wirklichkeit, die ihm hier auf der Jagd entgegentrat, die unerbittlichen und doch so gesunden Gesetze des Lebens, die er auf Schritt und Tritt zu beobachten Gelegenheit hatte, wurden ihm zum Gleichnis für das Leben auch der Menschen untereinander. Er sah, wie das Starke zum Licht strebte, erbarmungslos, weil es im Schatten zur Schwäche und zum Tod verurteilt war. Was gesund war, wuchs, das Kranke verging, fiel dem Gesunden zur Beute, wie das Schwache dem Starken; und darum war, was bestand, auch gut und schön. Hier draußen fühlte sich Herr Heinrich dem Unerforschlichen und Ewigen, dem Schöpfer alles Lebens und seinem göttlichen Gesetz näher denn sonst irgendwo; hier war er Priester und Glaubender zugleich; und trotziger, mutvoller und entschlossener ging er von hier aus wieder fort an sein Werk.

So auch diesmal. Die in Miminleun versammelten Sachsenführer fanden einen König, bei dem von seinen zweiundfünfzig Lebensjahren wenig zu spüren war. Wie ein verzehrendes Feuer schlug es in ihre Herzen, wenn er zu ihnen sprach, und sein beinahe jugendlicher Wagemut ging hart bis an die Grenzen des überhaupt Möglichen heran.

„Wir wollen nun in einem ausgedehnten Zug das Heer erproben und ertüchtigen", sagte er, „bevor wir den Ungarn einen neuen Vertrag verweigern. Unsere Männer müssen des Sieges sicher sein, ehe noch der Kampf begonnen hat, dann werden wir auch in der letzten Entscheidung Sieger bleiben. Wir wollen nicht länger mehr den Druck ertragen, den die slawischen Völker unausgesetzt auf unsere Grenzen ausüben.

Wenn wir wachsen wollen als Volk, können wir nur dorthinaus wachsen. Es darf nicht mehr sein, daß Sippen und Stämme hinwegwandern, wie es vorzeiten gewesen ist, weil sie nicht mehr Raum finden hier daheim. Wird das Haus zu eng, so muß man anbauen können, und der ist ein schlechter Hausvater, der nicht schon daran denkt, wenn er den ersten Grund zu seinem Hause legt. Darum werden wir jetzt ausziehen, die Heveller unterwerfen, die Dalaminzier, die Milziner und die Böhmen. Bis zum nächsten Sommer, hoffe ich, ist diese Arbeit getan. In unsern Gauen geht alles weiter wie bisher, nur die Reiter nehmen an diesem Zuge teil und einige Aufgebote von den Grenzwachten. In etwa sechs Wochen müssen alle Vorbereitungen getroffen sein."

Sie wunderten sich, daß der König jetzt, wo der Winter vor der Türe stand, seinen Zug beginnen wollte und fragten, ob es denn nicht besser wäre, bis zum Frühjahr damit zu warten; man sagte, Eis, Schnee und Winterkälte seien schlechte Verbündete für diesen Zug.

„Es sind die einzigen und besten, die wir haben können", antwortete ihnen Herr Heinrich. „Wie wollt ihr die Brennaburg nehmen, das Herz des Hevellerlandes, das auf einer Insel liegt, von Wasser und Sümpfen geschützt, unüberwindlich zu allen Zeiten, nur zu einer einzigen nicht, im Winter, wenn das Eis die Brücke baut und Wasser und Sümpfe gangbar werden. Daß die Märsche anstrengend sind, das Leben im Freien nicht angenehm ist, gewiß, das mag abschrecken. Aber je schneller wir Brennaburg haben, um so rascher finden wir dort angenehmen Aufenthalt für den Winter. Kälte oder Hitze, Schnee und Regen dürfen kein Grund sein, dem Kampf auszuweichen und den Sieg zu verschmähen."

Großzügig war des Königs Plan zur Unterwerfung der

slawischen Stämme, unerschütterlich sein Glaube an den Erfolg und unbändig sein Wille, aller Schwierigkeiten Herr zu werden.

Nach diesem Kriegsrat, indessen die Gaugrafen und Reiterführer die letzten Vorbereitungen trafen, blieb Herr Heinrich mit Thankmar und Otto noch eine Weile in Miminleun. Er hoffte und wünschte, daß die beiden Halbbrüder einander näherkämen, daß vor allem Otto sich zu einer gewissen Achtung Thankmar gegenüber durchringen möchte.

Otto fieberte dem Kampf entgegen. Endlich würde er Gelegenheit haben, sich auszuzeichnen, zu beweisen, wer er war. Er brauchte dann dem andern nicht mehr nachzustehen, jenem andern, der ihm zwar nie etwas zuleide getan hatte, aber so unbeirrbar und seines Wertes bewußt dastand und ihm darum irgendwie im Wege war. Das Fieber der Erwartung dämpfte Ottos ehrgeiziges, stolzes Wesen einigermaßen; er wurde umgänglicher, auch Thankmar gegenüber; aber die Kluft zwischen beiden blieb und war nicht zu überbrücken.

„Du mußt die Bäume wachsen lassen", sagte Erminfried zu Herrn Heinrich, der mit ihm eines Abends über die beiden Söhne sprach. „Laß sie wachsen wie es ihre Kraft will; nur den wilden Trieb mußt du abschneiden, der nutzlos die Kraft verzehrt. Du kannst von der Fichte keinen genießbaren Apfel verlangen und vom Birnbaum nicht, daß er wie eine Tanne aufsteigt. Thankmar und Otto sind grundverschiedene Menschen. Sie werden sich vielleicht nie ganz verstehen, das fremde Mutterblut steht zwischen ihnen."

„Ottos Art macht mir Sorge", sagte Herr Heinrich, „seine maßlose Herrschsucht wird alles verderben, wenn er einmal an meiner Stelle stehen sollte."

„Thankmar steht dir näher; er wäre der rechte Mann, dein

Werk fortzusetzen", gab Erminfried zu, „er weiß, was er will, und was er will, ist gut und richtig. Aber auch Otto hat das Zeug zu einem Großen, und sein Ehrgeiz braucht nicht verhängnisvoll zu werden; er braucht nur ein Ziel, um das sich zu geizen lohnt. Ich meine, du solltest dir darüber jetzt noch keine Sorge machen, das Leben ist ein großer Meister und schlägt sich die Steine zurecht, bis sie sich zusammenfügen."

Herr Heinrich seufzte. Überzeugen konnte ihn diesmal der alte Erminfried nicht. Zu viel stand auch auf dem Spiele für Herrn Heinrich.

*

Im Dezember begann des Königs großer Slawenzug. Bei der Quitlingaburg sammelte sich das sächsische Reiterheer. Zu einem späteren Zeitpunkt, wenn es gegen die Böhmen gehen sollte, würden Arnulfs Scharen noch dazu stoßen. Es war kein großes, aber ein gut durchgebildetes und vortrefflich vorbereitetes Heer, das sich hier zusammenfand, um unter Herrn Heinrichs Führung nach der Elbe hin aufzubrechen.

Frau Mathildens Sorge begleitete es. Sie hatte nun um den Sohn wie um den Gatten zu bangen und gelobte Gott und seiner Kirche wieder reichen Dank für gesunde und gute Heimkehr der beiden Männer.

Frau Hathburgs Sorge um ihren Sohn war nicht geringer. Aber sie verschloß sie still in ihrer Brust und blieb heiter und ruhig. Daß die Männer kämpfen müssen und dabei auch fallen können, war ihr, der Tochter des Grenzlandes, zu selbstverständlich geworden, als daß sie sich darüber einer grenzenlosen Unruhe hätte hingeben können.

„Leb wohl! Sei tapfer! Mach deinem Vater und deiner Mutter Ehre! Und komm heil wieder!" Das war alles, was

sie Thankmar zum Abschied zu sagen hatte; und das war genug. Danach konnte sie sofort wieder den Knechten und Mägden ihres Hofes Anweisungen geben, ja sie sogar kräftig schelten, wenn sie etwas versehen hatten. —

Über die Elbe drang Heinrichs Heer in den Moraciani gau ein, der sich in nordöstlicher Richtung auf Brennaburg hinzieht. Den Hevellern kam der Angriff des deutschen Königs unerwartet, aber sie ließen sich nicht entmutigen. Ein wenig planlos vielleicht und nur vom Gebot des Augenblicks bestimmt, warfen sie ihre Scharen den Eindringenden entgegen. Aber es ging ihnen, wie vormals den Sachsen und Bayern im Kampf mit den Ungarn: die bewaffneten Reiter waren nicht aufzuhalten, und nur eiliger Rückzug vermochte immer wieder die Heveller vor der Vernichtung zu bewahren. Immerhin erreichten sie durch diese Kämpfe, daß sich der Vormarsch des Königs so lange hinzog, bis der Ort ihres Hauptwiderstandes, die Brennaburg, zur Verteidigung hergerichtet war. Sie hielten diese Feste für uneinnehmbar.

Sie wäre es auch gewesen, wenn der König zu irgendeiner anderen Jahreszeit angegriffen hätte. Mitten in den Wasserarmen des Flusses gelegen, dessen sumpfige Ufer kein Vordringen gestatteten, war sie nur durch zwei schmale Knüppeldämme erreichbar, die selbst gegen einen weit überlegenen Feind leicht verteidigt werden konnten, wenn man nicht vorzog, sie überhaupt abzubrechen. Hier gedachte der slawische Herzog Stanjoff den Ansturm der Sachsen abzufangen und das Schicksal zu meistern. Die hartgefrorenen Erdwälle wurden mit Wasser übergossen, bis sie spiegelglatt und unbegehbar waren. Die mächtigen Holzpalisaden, die darauf errichtet waren, wurden in aller Eile noch verstärkt; denn daß Wasser und Sumpf diesmal kein Hindernis für den Angreifer sein

konnten, das konnte auch Stanjoff sich sehr wohl denken. Als in der Brennaburg alle Vorbereitungen getroffen waren, nahm er sein Heer in schnellen Märschen in den Schutz der Wälle zurück und wartete ab, was nun geschehen würde.

Die Sachsen hatten es nicht leicht gehabt. Die Kälte setzte ihnen hart zu, härter als der Widerstand der Slawen. Sich auf dicht verschneiten Wegen vorarbeiten zu müssen und auch dann noch in der Lage zu sein, zum Angriff zu reiten und die Waffen erfolgreich zu führen, wahrhaftig, das war keine Kleinigkeit. Aber da Herr Heinrich, Thietmar, Thankmar und Otto selbst bei ihnen waren und das gleiche Los mit ihnen teilten, rissen sie sich immer wieder zusammen und eiferten diesen Vorbildern nach. Des Königs guter Humor war ihnen ein rechter Trost, Thankmars und Thietmars ruhige Sicherheit und Überlegenheit ein fester Halt und des jungen Otto zäher Eifer ein aufmunterndes Beispiel für sie; denn daß es diesem nicht leicht wurde, die Anstrengungen des Zuges zu ertragen, war ebenso offensichtlich wie sein Bemühen, sich auf keinen Fall unterkriegen zu lassen. Für Otto war diese Zeit ein großer Lehrmeister; zum erstenmal spürte er, daß Namen und Ehre einem Menschen nicht mühelos zufallen, sondern mit Schweiß und Arbeit erkauft werden müssen; er verspürte aber auch zutiefst die Verpflichtung, die ihm als Sohn des Königs auferlegt war, voran zu bleiben und bei den Ersten zu sein, wo immer des Mannes Einsatz verlangt wird; und der König hatte keinen Grund, diesmal mit Otto unzufrieden zu sein.

Als man die Wälle der Brennaburg erreicht hatte, sagte Herr Heinrich:

„So, Männer, nun ist es geschafft. Was jetzt noch kommt, ist ein Kinderspiel."

Er umschloß die Burg fest von allen Seiten, ließ besonders stark die beiden Zugänge bewachen und schlug an einem geeigneten Fleck das Lager auf. Die Troßkarren wurden herangezogen und brachten alles mit, was für die Unterkunft und Verpflegung des Heeres notwendig war.

„Und nun wollen wir ruhig abwarten, bis der Bär aus seiner Höhle kommt", sagte der König, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß ein sofortiger Ansturm auf die vereisten und wohlbewehrten Wälle der Brennaburg ziemlich aussichtslos sein mußte.

Sehr gemütlich war es freilich in diesem Lager auf eisigem Boden gerade nicht, aber immerhin angenehmer, als durch Schneestürme reiten und im Nordwind fechten zu müssen.

Enttäuscht von dieser Art der Kriegführung war Stanjoff. Er hatte mit dem Angriff der Sachsen gerechnet und sah jetzt, daß diese gar keine Anstalten dazu trafen, die Burg zu stürmen, desto fester aber die Slawen von der Außenwelt abschlossen. Auf eine lange Belagerung war man in der Burg nicht eingerichtet. Sorgsam wurden die Lebensmittelvorräte eingeteilt; das erste aber, was fehlte, war Brennholz, um gegen die Kälte angehen zu können. Man zerschlug, was irgend entbehrlich war und warf es in die Flammen; aber die Flamme, sollte sie wärmen, schrie bald nach mehr und immer mehr Nahrung. Schon fingen Weiber und Kinder an zu jammern, teils vor Hunger, teils vor Kälte. Des Herzogs Tochter Dobroska tat, was möglich war, die Not zu lindern. Sein Sohn Tugumir stand auf den Wällen und biß die Zähne zusammen; Feuer um Feuer loderte dort drüben in weitem Umkreis um die Burg; die dort hatten genug zu brennen und würden gewiß auch nicht verhungern, sie konnten abwarten. Es mußte etwas geschehen. Er ging zu seinem Vater und schlug einen Ausfall vor.

Stanjoff zögerte; er zweifelte am Erfolg. Aber schließlich meinte er, es sei vielleicht besser, als tatenlos zu liegen und am Ende doch zu verderben. Er bestimmte den nächsten Morgen für den Angriff.

Die Sachsen jedoch waren auf ihrer Hut. Die Slawen kamen nicht einmal zur vollen Entfaltung ihrer Streitmacht, da waren sie schon von den Reitern des Königs zusammengeritten; furchtbar wüteten Speer und Schwert unter ihnen. Aus zahlreichen Wunden blutend, brach Stanjoff, der tapfer in der vordersten Reihe gefochten hatte, zusammen und konnte nur mit Mühe aus dem Treffen zurückgebracht werden. Der Fall ihres Herzogs aber machte die Slawen ganz und gar kopflos.

Bevor er starb, riet Stanjoff den Seinen, den Widerstand aufzugeben und sich dem sächsischen Heer zu unterwerfen. Es kam nicht mehr dazu.

Schon in der folgenden Nacht erfüllte sich Brennaburgs Geschick. König Heinrich, davon überzeugt, daß die Heveller durch ihre Niederlage verwirrt seien — von dem Tod ihres Führers wußte er noch nichts — ließ am Abend gegen die Wälle der Burg erkunden, und da man sie nur mäßig bewacht fand, weil die Heveller in der Burg zur Übergabe entschlossen waren, ging er in der Nacht zum Angriff vor.

Hornrufe und Schlachtgeschrei rissen um Mitternacht Tugumir von der Leiche seines Vaters fort. Der Kampf um die Wälle war im vollen Gang, war eigentlich schon entschieden, denn an verschiedenen Stellen waren die Palisaden bereits in der Hand der Sachsen. Es war nun nicht mehr möglich, noch Übergabeverhandlungen einzuleiten; das Schwert der Sachsen entschied ihren vollen Sieg.

Fackeln leuchteten, verschiedene Häuser brannten. Weiber und Kinder schrien hilflos und ratlos in die Nacht hinaus. In

kleinen Trupps zusammengeballt fochten die Slawen mit dem Mute der Verzweifelten. Vergebens bemühte sich Tugumir, dem Kampf Einhalt zu gebieten; weder seine Heveller noch die Sachsen hörten auf ihn. Schließlich wurde er mit einer Handvoll Tapferer nach dem Hof seines Vaters abgedrängt. Noch einmal hielten sie hier am Tore stand, ein aussichtsloses Beginnen. Die Angreifer an dieser Stelle führte Otto. Als der Kampf um das Tor ihm zu lange dauerte, brach er von rückwärts her in den Hof ein. Die Slawen zogen sich zur Schwelle des Wohnhauses zurück. Otto rief nach Fackeln und wollte das Haus in Brand stecken lassen. Da warf Tugumir das Schwert weg, und die Männer um ihn taten desgleichen; danach gingen sie ins Innere des Hauses. Die Sachsen stießen nach und sahen sich drinnen der Leiche des Hevellerfürsten gegenüber, um sie herum stumm und schweigend die besiegten Männer.

Als Otto eintrat und von diesem Anblick überrascht am Eingang der Halle stehen blieb, warf sich ihm Dobrovka zu Füßen, Frieden erbittend für den Toten und Schonung für die Überlebenden.

Otto, noch das blanke Schwert in der Hand, erregt vom Eifer und der Hitze des Kampfes, war von der unerwarteten Erscheinung eines jungen Mädchens betroffen. Er warf das Schwert in die Scheide zurück, gab seinen Schild weg und hob die Kniende vom Boden auf. Da sah er, daß die Jungfrau sehr schön war, und das verwirrte ihn noch mehr.

Einen Augenblick sahen sich beide stumm und eindringlich an.

„Gewährt!" sagte Otto dann, drehte sich kurz weg, bestimmte eine Wache für das Haus und ging fort, ohne den Dank des Mädchens abzuwarten.

Nur vereinzelt noch hallte draußen Waffenlärm und Kampfgeschrei. Brennaburg war in Herrn Heinrichs Hän-

den. Es gab keinen Widerstand mehr. Von allen Seiten fluteten die Sieger heran.

Als Otto auf seinen Vater traf, berichtete er ihm von der Begegnung im Hause des Slawenfürsten und von Stanjoffs Tod. Herr Heinrich nahm es zur Kenntnis. Er ordnete an, daß das Heer den Rest der Nacht unter den Waffen zu bleiben habe; nur ein kleiner Teil durfte nach dem Lager zurückgehen. Die Wälle ringsum wurden besetzt, ebenso einige größere Höfe in der Nähe, in denen geschlossene Abteilungen unterzubringen waren. König Heinrich traute den Slawen nicht. In der Tat kam es in der Nacht nochmals zu kleinen Zusammenstößen, meist jedoch nur dadurch, daß verschiedentlich überlebende Heveller durchzubrechen und sich in Sicherheit zu bringen versuchten, wobei sie dann den Wachen in die Hände liefen.

Auch Otto stand mit seinen Reitern in dieser Nacht auf dem Wall; aber seine Aufmerksamkeit war getrübt, und mehr als einmal mußte er sich selbst dazu hochreißen; dennoch verfiel er bald wieder in ein sanftes Träumen: Er konnte das Bild der slawischen Fürstentochter nicht aus seinen Sinnen bannen. Immer wieder sah er sie vor sich stehen und ihn anblicken mit ihren angstvollen und doch so schönen Augen, in denen er ein gewisses Erstauntsein glaubte gelesen zu haben. Er sah die kräftigen Backenknochen, die schöne Stirn, von den schwarzen Locken umspielt, den jungfrischen Mund mit den vollen Lippen, er spürte den festen Griff ihrer Finger in seinem Arm, und das alles kam ihm so sonderbar und wohlig vor, wie ihm bisher nie etwas begegnet war. Freilich schalt er sich dann einen Narren, wenn er daran dachte, daß dieses Mädchens Vater erschlagen in der Halle lag, daß sie eine Slawin war, daß es Wahn sein müsse, zu glauben, sie könne in ihm etwas anderes

sehen als den hassenswerten Feind, der ihr Vater und Heimat genommen hatte. Und doch stand nach einer Weile ihr Bild wieder vor ihm, und seine lockende Schönheit fing sein Denken und Wähnen ein.

Als der Tag graute, war der Sieg der Sachsen völlig zu übersehen. Die Feste war in allen Teilen in ihrer Hand. Sie gingen nun daran, die einzelnen Häuser gründlich abzusuchen, und trieben, was noch lebte, zusammen, Greise, Frauen, Kinder und auch eine Anzahl waffenfähiger Männer. Jetzt begab sich der König, von Otto und Thankmar begleitet, in das Haus des verstorbenen Herzogs Stanjoff.

An der Tür empfing sie Tugumir, erklärte seine und der Heveller Unterwerfung unter den Willen des Königs und bat um Schonung und Frieden für sein Volk, wobei er nicht vergaß darauf hinzuweisen, daß dies noch seines Vaters letzter Wunsch gewesen sei.

Der König antwortete ihm, man wolle später die Einzelheiten der Unterwerfung festlegen, im übrigen, wenn die Heveller Frieden hielten, sei von seiner Seite der Friede gewiß. Er ließ sich zu der Leiche des gefallenen Herzogs führen, verweilte hier eine kurze Weile in achtungsvollem Schweigen und ordnete, daß die Heveller ihre Toten selbst bestatten dürften, auch ihren gefallenen Fürsten; danach sollten sie die Brennaburg verlassen mit Ausnahme Tugumirs und seines Anhangs, die als Geiseln für die völlige Unterwerfung der Heveller haften müßten.

Bei diesem kurzen Aufenthalt im Hause des Herzogs bekam Otto das Mädchen nicht zu sehen. Er hatte eigentlich darauf gehofft, wagte dann aber doch nicht, nach ihr zu fragen.

Die Sachsen begannen an diesem Tage, sich in Brennaburg einzurichten. Herr Heinrich gedachte bis zum Frühjahr

hier zu bleiben. Das Ziel seines Winterfeldzuges war erreicht; er wollte aber der Heveller erst ganz sicher sein, ehe er ihnen den Rücken kehrte und sich dem Süden zuwandte. Die Brennaburg sollte eine sächsische Burg werden; mit ihr hielt er den Schlüssel des ganzen Landes in der Hand.

Nachdem die Heveller ihre Toten bestattet hatten, rückten sie, so viel ihrer noch geblieben waren, Männer, Weiber, Kinder und Alte, ins Innere des Landes ab. Tugumir und seine Verwandtschaft mußten den Hof des Herzogs verlassen und wurden in anderen Häusern der Burg untergebracht. Wache und Schutz übernahmen Ottos Reiter, da ja sie die Gefangenen gemacht hatten. Otto selbst hatte sich von der Unterbringung der Geiseln und den Maßnahmen zu überzeugen, die für ihre Sicherheit getroffen waren.

Bei dieser Gelegenheit war es, daß er Dobrovka zum andern Male begegnete. Wiederum stand sie als Bittende vor ihm: man möge ihr doch gestatten, bei ihrem Bruder zu bleiben, und sie nicht von ihm trennen, wie es offenbar der König befohlen habe, bat sie den jungen Königssohn.

Tatsächlich war von Thankmar, der den Oberbefehl in der Burg übernommen hatte, angeordnet worden, daß keine der slawischen Frauen zurückbleiben dürfe; alle sollten die Burg verlassen. Ein eifriger Reiterführer hatte diesen Befehl auch auf Tugumirs Schwester ausdehnen wollen. Otto eilte sofort zu Thankmar und, als dieser sich auf des Königs eigene Weisung berief, zu Herrn Heinrich, um für Dobrovka im Namen ihres Bruders das Aufenthaltsrecht zu erwirken. Der König, dem das Vorhandensein dieses Mädchens kaum bewußt war — er hatte ja nur in der Nacht von Otto kurz davon gehört — trug keine Bedenken, ihrer Bitte zu willfahren; Tugumir unnötig zu kränken, lag nicht in seiner Absicht.

So konnte Otto Dobrovka bald die erfreuliche Botschaft überbringen, daß der König ihr gestatte, bei Tugumir zu bleiben und für ihn zu sorgen.

Das Mädchen weinte vor Freude; sie war beinahe fassungslos, nach dem furchtbaren Erleben dieser Tage wenigstens einen Trost und einen Hoffnungsschimmer zu spüren. Sie küßte Otto die Hände, nannte ihn ihren gütigen Herrn und bezeichnete sich selbst als seine gehorsame Dienerin, die sich ganz in seine Hand gebe und nichts mehr verlange als seine Güte und seine Huld.

Otto stand diesem Ausbruch des Mädchens ziemlich ratlos gegenüber. Es war ihm unangenehm und schmeichelte ihm doch auch wieder. Vor allem aber: die Unterwürfigkeit des schönen, jungen Weibes riß seine Sinne zu einem Taumel fort, der heftig gegen alle ruhige und vernünftige Überlegung anbrandete.

Er gab Dobrovka zunächst gute Worte, sie zu beruhigen, versprach, daß sie und ihr Bruder keine Not leiden sollten, daß er des öfteren nach ihnen sehen werde und redete ihr so alle Besorgnis und Bangigkeit aus. Er saß an diesem Tage noch recht lange mit ihr und ihrem Bruder zusammen, ganz gewiß länger, als er geblieben wäre, wenn es sich nur um Tugumir gehandelt hätte.

In der nächsten Zeit war Otto fahrig und lässig; er konnte seine Gedanken nicht recht beisammen halten, war unzufrieden mit sich selbst, schlief schlecht, von Träumen bald geängstet, bald beglückt; er mied das Haus, wo die Slawen wohnten, und brannte doch danach, Dobrovka wiederzusehen, ihre Stimme zu hören, ihre Hand in die seine zu nehmen. Seine Freunde trafen ihn mißmutig und reizbar, er fand keinen Gefallen mehr an ihren plumpen Schmeicheleien und an ihren billigen Späßen. Schließlich erbat er sich vom König einen Auftrag — diese

untätige Ruhe bekomme ihm nicht, sagte er — und ritt mit einer Reiterstreife durch das winterliche Land.

Dieser Ritt über Eis und Schnee, durch Starre und Frost, machte ihm den Kopf wieder klar; lange hatte er sich nicht so wohl gefühlt wie in diesen drei Tagen, die ihn mit seiner Reiterstreife in das Innere des Hevellerlandes führten. Lustig flatterten die Fähnlein hinter ihm im Wind, alle bedrückenden und quälenden Gedanken waren verflogen, heiter saß er auf seinem Roß, am Nachmittag und Abend in irgendeiner Hevellerkate, wo man Rast und Ruhe für die Nacht fand. Das Hevellerland war ruhig; der Fall Brennaburgs, der Tod des Herzogs, die Machtfülle der Sachsen hatten zur Ergebung in ein unabänderliches Schicksal geführt. Es gab für Otto keine Gefahr zu bestehen und keine Sorgen zu hegen auf diesem Ritt.

Erfrischt und gestärkt kehrte er nach drei Tagen zur Brennaburg zurück. Der König war mit seinem Bericht ebenso zufrieden wie mit dem Sohne selbst, dessen Eifer und Tatendrang er löblich und erfreulich fand.

Otto fühlte sich seiner so sicher, daß er rein aus Übermut beschloß, nun auch wieder einmal nach seinen Gefangenen zu sehen. Nachdem er die Waffengewänder abgelegt und sich umgekleidet hatte, begab er sich zu dem Haus, das die Slawen bewohnten.

Da die Wachen ihm nicht mitteilten, daß Tugumir gerade zum König befohlen war, trat Otto ahnungslos ein und traf Dobrovka allein an.

Sie kam ihm gleich entgegen und fragte ihn harmlos, ob er sie denn ganz vergessen habe, weil er seit mehr als einer Woche nicht zu ihnen gekommen sei.

Ihre Stimme, ihre Augen, ihr ganzes Wesen schlugen Otto sofort wieder in den alten Bann.

Ob ihn Dobroska so sehr vermißt habe, fragte er, sich mühsam beherrschend.

Ihr Herr müsse doch wissen, daß er allein jetzt ihr Trost sei in dieser unglücklichen Zeit, antwortete sie, und nun sei sie sieben Tage ohne seinen Trost geblieben.

„So muß ich dich siebenfach trösten — heute", sagte er und zog sie an sich.

Sie wehrte sich nicht. Sie hob nur den Kopf, und in ihren Augen las er Demut und Hingabe. Und als er sie küßte, schlang sie die Arme um seinen Nacken. —

In den nächsten Wochen erbat sich Otto keinen Auftrag mehr von seinem Vater. —

Mehr als ein Monat war vergangen, für Otto Wochen voll heimlichen Glücks und lockender Schöne, da stellte eines Tages Thankmar den Halbbruder zur Rede.

„Darum also mußte Tugumirs Schwester in der Burg bleiben!" sagte er verächtlich und kalt.

Otto erschrak. War das Heimliche doch offenbar geworden? Dann aber ärgerte er sich über Thankmars Art, ihm das zu sagen.

„Geh doch hin und schrei es überall aus, damit jedereiner es weiß", entgegnete er zornig.

„Nein", entgegnete Thankmar ruhig, „es wissen schon genug darum. Ich sage es dir auch nur deshalb, weil ich glaube, es ist dir am liebsten, der Vater erfährt durch dich, was er von dir vielleicht noch, von einem andern bestimmt nicht hören kann. Aber zögere nicht lange mehr damit!"

Sprach's und ließ den bestürzten Otto stehen.

Den überkam eine große Ernüchterung. Er war urplötzlich aus seinem schönen Himmelsparadies herausgerissen und auf die nüchterne, kalte Erde versetzt. Er hätte sich verfluchen

mögen ob seiner Torheit und litt doch beseligt unter dem Glück seiner Liebe, die ihm ach so einzig schön erschienen war.

Nein, von andern soll es der Vater nicht hören, dachte er und war Manns genug, für sich einzustehen. Er ging auf der Stelle zu Herrn Heinrich.

„Vater, ich will Dobrovka heiraten", sagte er dort ruhig und bestimmt.

„Dobrovka — heiraten?" fragte der König. „Du willst heiraten?"

„Ja, Vater", antwortete Otto. „Ich habe Dobrovka lieb, und sie soll mein Weib werden."

„So!" sagte der König und begann sich allmählich von dem Erstaunen über seines Sohnes Eröffnung zu erholen. „Du hast Dobrovka lieb und darum, meinst du, muß sie dein Weib werden."

„Sie ist schon mein Weib geworden", gestand Otto jetzt aufrichtig, und ein trotziger Zug legte sich um seinen Mund.

„Ach!" entgegnete sein Vater; es war ihm bestimmt in diesem Augenblick nicht zum Lachen; dennoch lachte er laut auf. „Und was soll ich dabei?" fragte er.

„Ich möchte, daß du uns nicht zürnst und mir die Ehe mit Dobrovka gestattest", sagte Otto.

Da fuhr Herr Heinrich jäh auf.

„Mit Peitschen werde ich dieses Weib aus der Burg treiben lassen!"

„Das wirst du nicht tun", schrie Otto dagegen, „oder du treibst mich mit hinaus. Ich werde Dobrovka nicht verlassen."

Herr Heinrich kam auf seinen Sohn zu. Der stand wie eine Mauer; bittere Entschlossenheit lag in seinen Zügen.

Dicht vor dem Sohn blieb der Vater stehen; seine Augen funkelten drohend.

„Gib!" sagte er kalt und eisig. „Dein Schwert gib mir. Dann kannst du gehen mit deiner Slawin, wohin es dir beliebt."

Otto wurde aschfahl.

„Vater ..." stammelte er bestürzt.

„Dein Schwert oder die Slawin! Wähle! Aber beeile dich; du hast nicht viel Zeit!" sagte der König.

Da zerbrach des Sohnes Widerstand.

„Vater, hab doch Erbarmen mit uns", bat er noch, geängstigt von der harten Entscheidung, vor die Herr Heinrich ihn stellte. „Hab Erbarmen — — sie kann ein Kind von mir haben, Vater. Du kannst sie doch nicht hinausjagen ins Elend."

Herr Heinrich blieb ungerührt.

„Ich werde nur dann glimpflich mit ihr verfahren, wenn ich weiß, daß du von ihr läßt", sagte er. „Du bist Sachse, des Königs Sohn. Du kannst keine Slawin zum Weib haben, keine Unfreie. Oder du kannst nicht des Königs Sohn bleiben." Er sah, daß Otto bezwungen war, seine Worte klangen gütiger. „Ich war nur eines Herzogs Sohn, und durfte die Frau nicht behalten, die ich mir gewählt hatte, obwohl sie ein Sachsenweib war und mir Thankmar geboren hatte. Wir leben unserm Volk, Otto, nicht unserm Glück oder unserer Liebe, vergiß das nicht! Ich weiß, daß dein Schwert dir mehr gilt als das Slawenweib. Damit ist's gut. Das andere überlaß nun mir." —

Eigentlich hat er rasch nachgegeben, dachte der König später, rascher als ich damals. Ist das nun ein gutes Zeichen für ihn oder ein schlechtes?

Er ließ Thankmar kommen und gab ihm Weisung, sofort Tugumirs und Dobrookas Abreise nach Sachsen in die Wege zu leiten. Sie sollten zunächst nach Nordhausen gebracht werden und dort unter sicherer Bewachung verbleiben. In einem

Schreiben wurde Frau Mathildis beauftragt, für Dobrovka die notwendige Hilfe zu beschaffen, und ihr Gesundheit und Wohlergehen des jungen Weibes besonders anempfohlen.

Noch am gleichen Tage führte ein Wagen die beiden Gefangenen aus der Brennaburg fort; eine Reiterschar geleitete sie. Otto sah sie an seinem Hause vorüberfahren. Tränen ohnmächtigen Zornes standen ihm in den Augen, die Finger seiner Hand aber umschlossen krampfhaft den Griff seines Schwertes.

Am Abend saßen Thietmar und Thankmar beim König. Herr Heinrich besprach ruhig, ohne Empörung oder Ärger mit ihnen den Vorfall.

„Wir werden uns nach einer Gemahlin für Otto umsehen müssen", sagte er schließlich, „damit das Ludolfinger Blut vor ähnlichen Torheiten bewahrt bleibt", und erwog, welche der edlen Sippen wohl eine Tochter für Otto geben möchte. Es war Thietmar, der ihn auf die Töchter des verstorbenen Königs Edward von Angelland aufmerksam machte, ein Gedanke, der sofort Herrn Heinrichs Beifall fand, waren doch die Angeln, wie man erzählte, vor vielen, vielen Jahren aus dem Sachsenlande zu ihrem Inselreich hinübergezogen und also stammverwandt. Zudem mußte die Ehe mit einer Königstochter dem künftigen deutschen König von vornherein ein bedeutsames Ansehen im Reich und draußen sichern.

Drei Tage später verließ abermals eine kleine Reiterschar die Brennaburg, um sich nach Quitlingaburg zu begeben. Neben einer neuen Nachricht an Frau Mathildis nahm diese Gesandtschaft einen Brief an Edwards Sohn, den König Adalstan von Angelland mit, in welchem der deutsche König Heinrich für seinen Sohn Otto um die Hand einer der Schwestern Adalstans warb.

In Quitlingaburg fand diese Gesandtschaft Frau Ma-

thildis in heftiger Erregung und kaum in der Lage, die Botschaft ihres Gatten zur Kenntnis zu nehmen. Als der Graf, der als Gesandter des Königs nach Angelland fahren sollte, sich vorsichtig und rücksichtsvoll nach der Ursache von Frau Mathildens Gemütserregung erkundigte, brach sie in heftiges Weinen aus und sagte immer nur:

„Es ist furchtbar, daß Otto uns das angetan hat. Diese Schande! Es ist entsetzlich!"

Selbst als der Graf sie darauf hinwies, daß ja nun doch alles gut werde und Frau Mathildis das jugendliche Ungestüm ihres Sohnes nicht allzu hart beurteilen dürfe, konnte er sie nicht beruhigen. Sie empfand Ottos Verhalten als eine brennende Schande, und es bedurfte langer Zeit, bis sie damit zur Ruhe kam. Vergessen konnte sie es dem Sohne nie.

Bald danach setzte die Gesandtschaft, mit reichen Gaben für Adalstan und seine Schwestern ausgestattet, ihre Reise von der Quitlingaburg nach Köln fort, wo sie zu Schiff ging und rheinab zum Meere fuhr.

*

Als Schnee und Eis schmolzen, brach Herr Heinrich mit dem Heer nach Süden auf. Graf Bernwardt hielt die Brennaburg besetzt und führte den Oberbefehl über diese Mark.

Heinrichs Zug führte durch den Moracanigau zurück, aber nicht nach Magathaburg. Er umging nur die dichten Wälder des Plonigaues von Westen her, bog dann nach Süden ab, setzte über die Elbe und zog zwischen Saale und Mulde entlang nach der alten Straße durch das Dalaminzierland, auf die er östlich der Merseburg bei Bichni traf.

Die Leute von Bichni empfingen Herrn Heinrich friedlich; und der König, der ihre Hilfe beim letzten Ungarnzug nicht

vergessen hatte, handelte an ihnen, wie es die Dankbarkeit ihm gebot. Er verlieh ihnen Rechte, die er sonst nur den Sachsen zubilligte: sie durften ihre Waffen tragen wie die freien Bauern und sollten im Ernstfall sogar die sächsische Besatzung, die auf der Burg verblieb, gegen die Ungarn unterstützen. Die Burg über dem Muldetal wurde sofort ausgebaut, damit die Einwohner dahinein flüchten könnten, wenn Gefahr drohte. Die Leute von Bichni wußten diese Haltung des deutschen Königs zu schätzen, und als Herr Heinrich nach Wochen weiterzog, konnte er unbesorgt sein, der Übergang über die Mulde war für alle Zeiten gesichert.

Die übrigen Dalaminzier aber, statt sich ebenso wie die Einwohner von Bichni mit Herrn Heinrich freundschaftlich zu stellen, hatten inzwischen Zeit gefunden, zur Abwehr zu rüsten. Rechneten sie auf Hilfe von den verbündeten Ungarn? Täuschten sie sich in der Macht des deutschen Königs? In offener Feldschlacht ihm entgegenzutreten, wagten sie allerdings nicht. Aber auf ihrer Feste Gana glaubten sie ihm den Weg verlegen und seinem Vormarsch Einhalt gebieten zu können.

Auf drei Seiten von der Ihna umflossen, durch breite Sümpfe geschützt, erhob sich die Anhöhe, welche die Dalaminzier befestigt hatten. Zwei mächtige Wälle aus Erde und Holz schlossen den einzig möglichen Zugang von Osten her ab. Hier wollte der Slawentrotz den Königswillen brechen.

Es blieb Herrn Heinrich, der auf der alten Salzstraße von Bichni aus heranzog, zunächst nichts anderes übrig, als die Burg einzuschließen und zu belagern. Daran vorübergehen konnte er nicht, wollte er auch nicht, da ihm ja daran gelegen war, gerade die Dalaminzier zur Botmäßigkeit zu zwingen, die als Freunde der Ungarn besonders gefährlich werden konnten.

Mit einem kleinen Teil des Heeres schloß er die Niederung des Ihnatales ab, den größeren legte er vor die Erdwälle im Osten, dann verließ er sich zunächst auf seinen Verbündeten in der Burg, den Hunger. Aber nicht allein auf ihn. Es war Thankmar, der dem König einen guten Vorschlag machen konnte, dessen Ausführung Herr Heinrich sofort anordnete.

Die Dalaminzier wunderten sich in den nächsten Tagen, wenn sie sahen, wie ihre Gegner große Bäume fällten, herbeischleppten, zu bearbeiten und aufzurichten begannen. Wollten die Sachsen etwa Häuser bauen? So sah es in der Tat aus. Flechtwerk entstand zwischen den Balken, sie bekamen ein Dach wie richtige Häuser; im ganzen sieben waren deutlich zu erkennen, die dicht nebeneinander standen. Eine Deutung fanden die Dalaminzier nicht dafür.

Den Sinn begriffen sie erst, als am Morgen des zwanzigsten Tages diese Häuser sich gegen ihren äußeren Wall in Bewegung zu setzen begannen. Es waren Wallbrecher, die Thankmar sich ausgedacht hatte. Das Flechtwerk des Daches und der Vorderseite schützte die Bedienung vor den Pfeilen und Speeren der Verteidiger. Ein mächtiger Rammbaum, der in Stricken aufgehängt war, sollte gegen das Holz- und Erdwerk geschwungen werden und Bresche schlagen. Schwierigkeiten bot nur die Überwindung des Grabens; Reisigbündel, zu Haufen getürmt, mußten hier helfen.

Nicht ohne Grauen sahen die Dalaminzier diese Häuser jetzt herankommen. Sie wußten nicht, wie sie abwehren. Ihre Pfeile waren machtlos. Schwere Steine, die allein noch hätten von Nutzen sein können, lagen nicht bereit. So hatten Thankmars Angriffsmaschinen einen vollen Erfolg; sie kamen glücklich über den Graben und begannen ihr Zerstörungswerk dicht nebeneinander am südlich gelegenen Teil des Walles. Die

Verteidiger sammelten sich dahinter, den Angriff abzuwehren, waren aber den Anstürmenden nicht mehr gewachsen.

Zwischen den Wällen hub ein mörderisches Ringen an. Die Sachsen, erbittert durch den Widerstand, mehr noch durch das Bewußtsein, es hier mit Freunden der Ungarn zu tun zu haben, gaben keine Schonung. Vergebens versuchten die Slawen noch den inneren Wall zu verteidigen, auch er wurde gestürmt und die sich wehrende Besatzung fast völlig niedergemacht. Weiber und Kinder wurden später in die Gefangenschaft nach den Sachsengauen abgeführt.

Mit der Eroberung Ganas war der Widerstand der Dalaminzier gebrochen. Der Schrecken von Gana ging vor den Sachsen her und lähmte jeden Arm. Als Herr Heinrich Wochen danach vor der Hauptstadt der Milziner, vor Budusin, erschien, ergab sie sich ihm kampflos und fügte sich den Bedingungen, die der König über sie verhängte.

Dieser Zug nach Budusin erfolgte nur von einem Teil des Heeres, während der andere in dieser Zeit an der Elbe bei der Einmündung des Misnibaches auf einer Anhöhe eine gewaltige Burg baute, die sowohl das obere Elbtal wie den ganzen Dalaminzier- und Milzinergau beherrschen sollte. Konnte die Misniburg zunächst der Eile wegen auch nur aus Erdwällen und Holz gebaut werden, so war sie doch schon durch ihre natürliche Lage zum unbezwingbaren, festen Platz bestimmt; steile Felsabhänge verboten jeden Zugang; die Anhöhe selbst war geräumig genug, einer stattlichen Besatzung Aufenthalt zu gewähren. Ihre Wohnungen standen am Fuß des Berges, auf dem ein hoher Turm einen Blick weit ins Land gestattete.

Als der Mai zu Ende ging, waren die slawischen Völkerschaften im Osten Sachsens unterworfen. Reiter des Königs waren allenthalben auf den Burgen im Land verteilt, wachten

über Ruhe und Ordnung und sorgten dafür, daß fleißige Arbeit der Slawen den Lebensunterhalt sicherstellte und ihre kriegerischen Gelüste allmählich verebben ließ.

Der König wandte sich nun nach Böhmen und überschritt das hohe Gebirge, das die Grenze zum Böhmerland bildete. Dahinter wohnten die Tschechen, die vormals in dieses von den Markomannen aufgegebene Gebiet eingeströmt waren. Mochten sie immerhin nun zu festeren Lebensformen gefunden haben und unter ihrem König Wenzel im Elbe- und Moldautal auch eine gewisse staatliche Zusammengehörigkeit bilden, auf ihre Botmäßigkeit konnte der deutsche König nicht verzichten. Gewann er sie nicht für sich, so waren sie an die Ungarn verloren. War aber Böhmen germanisches Siedlungsgebiet, so wollte er auch den Anspruch seines Volkes auf die Oberherrschaft gewahrt wissen.

Ohne auf Widerstand zu stoßen, rückte Herr Heinrich vom Gebirge herunter ins Elbetal vor. Hatte ihn der Böhme nicht erwartet? Wollte er sich nicht zum Kampf stellen?

Da wo der Egerfluß in die Elbe einmündet, schlug der König ein festes Lager auf. Hier wollte er die Bayern erwarten, die seinen Zug durch Böhmen unterstützen sollten und nun schon auf dem Anmarsch sein mußten. Der König fand hier Zeit, sein Heer zu mustern. Wacker hatten sie sich gehalten, seine Reiter, dieses Lob konnte er ihnen spenden. Es gab keinen Widerstand, den sie nicht brachen, keine Gewalt, der sie nicht gewachsen waren; der Sieg haftete an ihren Fähnlein, als könne es gar nicht anders sein; gesund waren sie, frisch, entschlossen, in bester Verfassung, und was ebenso wichtig war, auch ihre Pferde. Nun konnte Herr Heinrich ihnen die baldige Heimkehr nach Sachsen verheißen. Sie liebten diesen König, der alle Gefahren und Entbehrungen redlich mit ihnen teilte,

sie freuten sich der errungenen Erfolge, freuten sich aber ebenso auf die Rückkehr in die heimatlichen Gaue.

Wirklich, Herr Heinrich hatte allen Grund, zufrieden zu sein. Das einzige, was ihn beschwerte, waren die Sorgen um seinen Sohn Otto. Das Verhältnis zwischen ihnen war seit jener Auseinandersetzung in der Brennaburg wieder das altgewohnte geworden. Von Dobrovka wurde lange überhaupt nicht gesprochen; aber Otto zeigte auch nicht, daß ihm die Trennung irgendwie naheging. Anfangs meinte Herr Heinrich, der Sohn verschließe sich damit vielleicht vor ihm; bald aber konnte er sich davon überzeugen, daß Otto wirklich nichts zu verbergen hatte. Als der König dem Sohn — sie lagen damals gerade bei der Misniburg — mitteilte, daß Dobrovka in der Tat Mutter eines Kindes werden sollte, war darüber weder Freude noch Bedauern bei Otto festzustellen; er tat es mit einer fast gleichgültigen Handbewegung ab, die Herrn Heinrich geradezu schmerzlich berührte.

Er hat nichts gewonnen dabei, dachte der König, nichts für sein Leben und nichts für sich, gar nichts. Und das tat Herrn Heinrich leid. Er mußte daran denken, was ihm Frau Hathburg bedeutet, wie er um sie gekämpft hatte durch Jahre hindurch, wie tief sie seinem Leben verwoben war, auch jetzt noch, gestand sich der König. Sein Haar fing an grau zu werden, Torheiten des Herzens waren ihm fern, aber das mußte er sagen, daß Frau Hathburg zu innerst an seinem Leben geformt hatte. Das Schicksal hatte sie zusammengeführt, der Wille des Schicksals sie wieder getrennt, aber beides, die Gemeinsamkeit wie die Trennung, hatten unauslöschliche Spuren bei ihm hinterlassen, hatten sein Wesen, sein Denken und sein Handeln zutiefst bestimmt. Frau Hathburg war die große Liebe seines Lebens gewesen und die innere Sehnsucht seines Herzens

geblieben. Nie war ihm Frau Mathildis so nahe gestanden, nie hatte sie ihn so erfüllen können wie einst Hathburg. Und mochte ihn diese Frau nun auch hassen; das änderte nichts daran, gar nichts. Vielleicht, dachte Herr Heinrich, ist auch ihr Hassen nur ein Lieben, ein verstecktes, verwandeltes, vielleicht unfruchtbares Lieben. Ja, so sann der König, das kann eine Frau dem Manne bedeuten und Liebe seinem Leben.

Und Otto? — Er war durch diesen heiligen Hain hindurchgeschritten, ohne ergriffen zu werden. Eine — Handbewegung tat alles ab. Herr Heinrich beneidete seinen Sohn darum nicht.

Als er später ihm eröffnete, daß er für Otto bei dem angelländischen König um dessen Schwester geworben habe, nahm Otto auch das mit Gleichmut auf, und die einzige Frage, die er zu stellen hatte, war: „Ist sie auch schön?"

Er wird in seinem Leben ärmer sein als ich, dachte da Herr Heinrich, viel ärmer. —

Zur Sonnenwende traf wie vereinbart Arnulf mit seinen Scharen ein. Die Freude des Wiedersehens zwischen beiden Herren war herzlich und ehrlich. Arnulf beglückwünschte den König zu seinen Erfolgen und erklärte sich bereit, nunmehr die Hauptlast des neuen Unternehmens zu tragen. Den König freute Arnulfs treue Absicht, die zu verwirklichen der Bayer allerdings keine Gelegenheit mehr finden sollte.

Schon auf dem Wege nach der böhmischen Hauptstadt Praga kam ihnen König Wenzel entgegen und kündete selbst seine Unterwerfung an. Gemeinsam zogen sie in Praga ein, und über der Burg, dem Hradschin, wehte die Fahne des deutschen Königs.

König Heinrich stand auf der Höhe seiner Macht. Waffe und Wehr waren geschmiedet und hatten sich bewährt. Achtunggebietend stand das Reich inmitten der andern Völker,

begründet im Bewußtsein seiner deutschen Menschen, geeint in dem Willen der Herzöge, verkörpert aber in dem Mann, dessen Werk dies alles war: in Heinrich dem Sachsen.

Im Sommer bereits konnte der König ins Reich zurückkehren. Er zog zusammen mit den Bayern durch das Egertal. Vom Nordgau Bayerns aus entließ er das Heer in die Heimat, nur Ottos und Thankmars Reiter begleiteten ihn auf der Fahrt, die er zum Rhein hin unternehmen wollte. Thietmar führte das Heer nach Sachsen zurück.

Der König ging nach Köln. Hier erwartete er die Antwort auf seine Werbung. Auch Frau Mathildis wurde von Quitlingaburg herbeschieden und sah Gatten und Sohn nach den langen Monaten der Trennung wieder. Noch immer litt sie unter der Schande, die, wie sie meinte, Otto ihnen angetan habe. Sie machte ihm zwar keine Vorwürfe darüber, aber sie konnte auch nicht mehr so herzlich zu ihm sein wie vordem. Als sie ihren Kummer vor Herrn Heinrich ausbreitete, sagte dieser: „Als Schande brauchen wir das nicht zu empfinden, das mit Otto. Es war eine Torheit seiner jungen Jahre, und ihm fehlte der innere Halt. Thankmar hätte sich so nicht hinreißen lassen." Und dann setzte er hinzu: „Das Schlimme ist, daß er selber dabei arm geblieben ist."

Das verstand freilich Frau Mathildis nicht; sie verstand auch nicht, wie der König so leichten Herzens darüber hinweggehen konnte, wo es doch zum mindesten eine schwere Sünde gewesen war, die Otto auf sich geladen hatte. Und daß er ihn mit Thankmar verglich, das tat Frau Mathildis in der Seele weh.

Im August kam rheinauf das Schiff, das die Antwort von Angelland brachte. Schon die Flagge, die es führte, zeigte Herrn Heinrich, daß die Werbung Erfolg gehabt hatte. Er

begab sich selbst sofort ans Rheinufer und, als das Schiff festgemacht hatte, an Bord, die Angekommenen zu begrüßen.

Hier fand er den Kanzler König Adalstans, Herrn Thorkalat, einen würdigen alten Herrn, der ihm seines Königs Antwort persönlich überbrachte und gleichzeitig zwei Schwestern Adalstans geleitete, die geneigt waren, der Werbung des deutschen Königs Folge zu leisten und seines Sohnes Eheweib zu werden. Die Entscheidung, welche von beiden, sollte in Herrn Heinrichs und seines Sohnes Hand gelegt werden. Reiche Gaben als Gegengeschenke sprachen von dankbarer und freundlicher Gesinnung der Angelsachsen jenseits des Meeres.

Herr Heinrich war hocherfreut. Er führte die Gäste zum Königshof und stellte sie Frau Mathildis und seinen Söhnen vor. Zu ihren Ehren veranstaltete er in den nächsten Wochen mancherlei Feste und Freuden, wobei Otto Gelegenheit hatte mit den Königstöchtern zusammen zu sein und mit ihnen bekannt zu werden. Dem König und Frau Mathildis gefielen sie beide. Herr Heinrich hätte wohl der Älteren den Vorzug geben mögen, die ruhiger, gereifter und auch innerlich gefestigter zu sein schien. Als sich Otto aber für die jüngere Edgitha entschied, hatte er auch dagegen keine Einwendungen zu erheben.

Zur Feier des Verlöbnisses, das man noch in Köln beging, erschienen auch Gerberga und Giselbert, und es war für Frau Mathildis eine rechte Freude, sich von dem ungetrübten Glück ihrer Tochter überzeugen zu können, wie auch Herr Heinrich nicht ohne Genugtuung wahrnahm, daß Herzog Giselbert nun in der Tat zu einem verläßlichen und besonnenen Mann gereift war.

Herr Heinrich bestimmte, daß Ottos und Edgithas Hochzeit im September in Quitlingaburg begangen werden sollte. Er ließ dazu die Großen des Reiches einladen und gedachte bei

diesem Fest wieder einmal allen Glanz und alle Pracht zu entfalten, wie es dem Oberherrn eines mächtigen Reiches zukam. Schon den Brautzug von Köln nach der Quitlingaburg wollte er würdig und festlich gestalten, ähnlich dem, mit dem er seinerzeit Mathildis von Herford aus eingeholt hatte.

Mitten hinein in diese festlichen Erwägungen aber platzte eine bittere Nachricht und riß den König aus dem Frieden der Stunde hoch: Die Redarier, ein den Hevellern benachbarter Stamm der slawischen Wilzen, waren ins nordöstliche Falenland eingefallen und hatten sich der Feste Wallislevu bemächtigen können; die Besatzung und die zur Burg geflüchtete Bevölkerung waren niedergemacht worden, die Feste in der Hand des Feindes. Zwar ließ Thietmar dem König gleichzeitig sagen, er möge sich deshalb nicht beunruhigen; er, Thietmar, habe sofort Gegenmaßnahmen eingeleitet. Aber der König war doch besorgt, daß dieser Erfolg der Redarier auch andere slawische Stämme ermutigen könnte, sich zu empören. Damit wäre dann die ganze Arbeit des letzten Jahres in Frage gestellt worden.

Er ritt sofort mit Thankmar und dessen Reitern eiligst nach Sachsen. Otto sollte mit den Frauen in langsamem Zuge nachfolgen. Dennoch kam Herr Heinrich zur Entscheidung zu spät. Thietmar hatte bereits die größte und zugleich auch letzte Schlacht seines Lebens geschlagen und alle Gefahren gebannt.

Er hatte sofort deren Größe überschaut und gewußt, daß nur schnelles und hartes Zugreifen helfen konnte. In Magathaburg hatte er zusammengezogen, was an Gaubannen und Aufgeboten greifbar war. Gemeinsam mit Bernwardt war er dann auf Wallislevu vorgegangen. Bei ihrer Annäherung wichen die Redarier zurück; denn sie warteten auf Verstärkung und wollten vor deren Ankunft keine Schlacht wagen. Sie gingen über die Elbe und verschanzten sich in ihrer Burg

Lunkini. Obwohl das Gelände für einen Angriff nicht günstig war, gelang es Thietmar, sich zuerst der Höhe von Hohbucki zu bemächtigen, wo vormals schon die Römer ein Feldlager errichtet hatten, dann den Übergang über die Elbe zu erzwingen und die Feste einzuschließen.

Inzwischen nahte das zweite Slawenheer, entschlossen, die Belagerten zu entsetzen und dann mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Man schien sogar die Absicht zu haben, noch in der Nacht einen Angriff auf die Stellung der Sachsen zu unternehmen. Diese blieben unter den Waffen. Vielleicht trug der kräftige Herbstregen — es war Anfang September — die Schuld daran, daß der Angriff der Slawen unterblieb. Der nächste Morgen fand die Sachsen im Vorrücken gegen das Entsatzheer. Der Regen hatte den Boden aufgeweicht, die Wege waren verschlammt, schwer hing die Feuchtigkeit in den Kleidern der Männer. Der Kampf war ungemein schwierig; hart und zäh verbissen rangen Slawen und Sachsen um den Sieg. Die Slawen waren an Zahl weit überlegen, dafür die Sachsen um so erbitterter und unnachgiebiger. Langsam zwangen sie die Flügel des slawischen Heeres zurück; aber die Mitte stand wie ein undurchdringlicher Block.

Da warf Thietmar die Reiter in den Kampf. Sie packten die Slawen von der Flanke her, warfen die Flügel auf die Mitte, die nun, hart bedrängt, alle Kraft darauf verwandte, nach vorne durchzubrechen. Und dieser Durchbruch gelang. Die Sachsen konnten den ungeheuren Druck nicht aushalten und wichen zur Seite. Eine Weile sah es nicht ungefährlich aus. Vor allem glaubten die Slawen, es müsse jetzt gelingen, zur Lunkiniburg durchzustoßen und dort hinter den Wällen Schutz zu finden. Aber ein neuer Reiterangriff Thietmars drängte sie ab und entschied den Sieg. Er warf sie völlig durcheinander

und führte ihre Vernichtung herbei; was dem Schwerte entrann, wurde auf der Flucht in einen nahen See getrieben und kam jämmerlich um.

Am Tage danach fiel auch Lunkini. Ohne mehr Hoffnung auf Ersatz zu haben, ergaben sich die Verteidiger, nachdem ihnen das Leben zugesichert war. Auch das Haupt jener Empörung, der Redarierfürst, war unter den Gefangenen.

Der große Slawenaufstand war im Keim erstickt worden. Schwere Opfer hatte er die Sachsen gekostet; unvergleichlich teurer hatten die Redarier und ihre Verbündeten bezahlen müssen. Der Sieg war groß und — endgültig.

In Quitlingaburg empfing der König die Sieger und erwies ihnen alle Ehre, die sie sich nur wünschen konnten. Das Siegesfest, das er ihnen veranstaltete, war zugleich Ottos und Edgithas Hochzeitsfeier, und das ganze Reich nahm daran Anteil. Festtage, noch glänzender und prächtiger als jene von Worms, beschwingten die Gäste des Königs, seine Mitkämpfer und Mitarbeiter und erfreuten das Volk, das wieder von weither geströmt kam, um teilzuhaben und den König seiner Liebe und Treue zu versichern. —

Während in Quitlingaburg die Festesfreude ihre Höhe erreichte, Jubel und frohes Lachen die königliche Pfalz wie die Burg erfüllte, saß Frau Hathburg still und einsam auf ihrem Hof. Ihre Seele war frei von aller Bitternis.

Im Dämmerlicht des hereinfallenden Abends saß sie am Fenster und rastete. Ihre Augen schauten hinüber zu der Anhöhe, auf der Heinrichs Königshof gelegen war. Lichterglanz fiel von dorther in das abendliche Land. Zuweilen klang Musik auf und wurde vom Wind herübergeweht.

Es muß ein großer Tag für ihn sein, dachte Frau Hathburg und meinte Herrn Heinrich. Er versteht es, Feste zu feiern. Ich

möchte ihn jetzt einmal sehen können, dachte sie, ich möchte wissen, ob er nun zufrieden ist, ob das ihn glücklich macht.

Schritte kamen näher. Die Tür ging. Frau Hathburg wandte sich um.

„Thankmar!" rief sie, den Sohn erkennend.

„Mutter", antwortete er, „du sitzest im Dunkeln?"

„Es ist schön so", sagte sie. „Komm und setz dich zu mir!"

Und als Thankmar bei ihr saß, fragte sie:

„Warum bist du nicht droben bei ihnen?"

„Was soll ich länger dort?" gab er zur Antwort. „Ich bin nicht geschaffen für solche Feste. Sie bedrücken mich und machen mich schlaff und müde. Am liebsten ritte ich irgendwohin, ganz allein, wo ich keinen Menschen zu sehen und zu hören brauche."

„Was quält dich?" fragte besorgt die Mutter, der solche müde Stimmung bei Thankmar neu war.

„Ich weiß nicht, Mutter. Ich bin unzufrieden mit mir und den andern", sagte er.

Frau Hathburg überlegte, was Thankmar wohl bedrücken könne.

„Ist es eine Frau, die dir Unruhe schafft?" fragte sie vorsichtig.

„Ich habe noch keine Frau gefunden, die dir gleicht, Mutter", antwortete Thankmar, „und eine andere, das weißt du, mag ich nicht."

„Macht Ottos Glück dich mißgestimmt?" forschte sie weiter.

„Otto?" Thankmar zuckte die Achseln. „Ottos Glück kann mich nicht neidisch machen. Ich wünsche ihm alles Gute und Schöne. Mit ihm tauschen wollte ich darum doch nicht."

„Ja, was ist es sonst?" fragte Frau Hathburg. „Ist er dir leid geworden, er — der König?"

„Nichts über den König, Mutter", sagte Thankmar. „Aber bei seinen Festen — ich weiß nicht, ich fühle mich nicht wohl dabei. Ich kann nicht dort droben feiern, wenn ich dich hier im Dunkeln weiß", brach es heftig aus ihm heraus.

Frau Hathburg lachte leise.

„Darum also?" sagte sie.

„Jawohl, darum, Mutter", entgegnete er.

„Und was meinst du, wie es sein sollte?" fragte sie. „Soll ich da hinaufgehen, Herrn Heinrich begrüßen, Frau Mathildis die Hand schütteln, mich an seinen Tisch setzen, von seinem Wein trinken und mit seinen Gästen plaudern? Vielleicht würde er mich nicht einmal wegjagen, wenn ich käme, weil ich deine Mutter bin. Aber meinst du, daß mir dort oben wohl wäre?"

„Ich weiß, Mutter, es ist alles Unsinn", sagte Thankmar. „Aber ich ertrage es so nicht."

„Du wirst es zu ertragen lernen, wie ich es auch ertragen habe", antwortete Frau Hathburg. „Du weißt ja nicht, was ein Mensch auf sich nehmen kann. — Ich habe dich bewahren wollen vor ihm, Thankmar, ich habe um dich gekämpft, dich ferngehalten, wie ich konnte; dann bist du doch hingegangen und bist ihm verfallen. Ja, er ist ein gewaltiger Mann", sagte Frau Hathburg, „und wer in seine Nähe kommt, ist ihm verfallen und — bleibt ihm verfallen, wie du, wie ich, wie alle."

„Mutter", fragte Thankmar erschüttert, „willst du damit sagen, daß auch du — — auch heute noch — —?"

„Ja, auch heute noch", antwortete Frau Hathburg, „auch jetzt noch, wo ich — im Dunkeln sitze."

Schweigen umschloß die beiden. Die Nacht brach ein.

Draußen flammte Lichtschein auf. Fackeltragende Reiter ritten vorüber. Der Hufschlag ihrer Pferde mischte sich mit dem Räderrollen eiliger Wagen.

„Otto!" sagte Thankmar. „Er fährt mit Edgith nach Magathaburg."

*

In Nordhausen kam in der gleichen Nacht ein Knabe zur Welt. Die slawische Mutter konnte noch seine kräftige Stimme vernehmen und einen wehmütigen Blick auf das Kind werfen, ehe ihre vom Weinen glanzlos gewordenen Augen brachen und das traurig müde Herz für immer stillstand.

14. Kapitel: Die Entscheidung

Mit dem Jahre 932 lief der neunjährige Vertrag König Heinrichs mit den Ungarn ab. Er war bis dahin von beiden Seiten genau eingehalten worden. Die Ungarn waren nicht mehr in Sachsen, nach 926 auch im Reich nicht mehr eingefallen. Heinrich hatte alljährlich den Tribut an sie entrichtet und in der Zwischenzeit seine Burgen gebaut, sein Heer aufgerüstet und alle Maßnahmen getroffen, um nun einen wirklichen Frieden erkämpfen zu können. Und wie in Sachsen, so waren auch in den andern Herzogtümern des Reiches ähnliche Vorarbeiten für die Entscheidung getroffen worden. Es kam nun darauf an, diese Entscheidung herbeizuführen und dafür alle Kräfte zusammenzufassen. Wenn es gelang — und es mußte gelingen — die Ungarngefahr endgültig und tatsächlich zu beseitigen, so war damit nicht nur für das Reich und Sachsen etwas gewonnen, sondern das deutsche Volk befreite das gesamte Abendland von einem Druck, der würgend auf ihm lag und dessen niemand bis dahin trotz aller Anstrengungen hatte Herr werden können.

Dessen war Herr Heinrich sich sehr wohl bewußt, und darum betrieb er die letzten Vorbereitungen zu dieser Auseinandersetzung mit größtem Eifer und tiefem Ernst. Alles, aber auch alles im Reich hatte sich jetzt auf diesen Kampf einzustellen. Nicht nur die Herzöge und ihre Grafen, die Landwalter und Reiterführer, auch die Bischöfe, ihre Kirchen und ihre Klöster mußten jetzt in diesem Dienst stehen, ja, das ganze Volk hatte nun seine große Bewährungsprobe abzulegen.

Schon im Januar des Jahres 932 hatte Arnulf, der ja das kirchliche Hoheitsrecht in Bayern selber ausübte, eine Synode nach Reginesburg einberufen; im Juni fand in Erfurt eine Reichssynode statt, die außer von den sächsischen Bischöfen, Äbten und andern Geistlichen, auch von Franken, Schwaben und Lothringen beschickt wurde. Im Juli berief Arnulf einen allgemeinen Landtag für Bayern, an dem wiederum weltliche und geistliche Fürsten teilnahmen.

Mit der Kirche konnte König Heinrich zufrieden sein. Sie machte keine Schwierigkeiten mehr. Die meisten Erzbischöfe waren von ihm selbst eingesetzt, ihm ergebene Männer, die ihr Amt nicht mehr dazu benutzten, in die Geschäfte des Reiches hineinzureden oder gar Unfrieden und Zwietracht zu säen. Sie dachten deutsch und handelten deutsch, und wo dennoch einmal einer von dem Geist eines Hatto besessen war, da griff Heinrich rücksichtslos zu, ehe noch Schaden entstehen konnte.

In Trier hatte er Mathildens Bruder Ruotbert zum Erzbischof ernannt. Er ordnete an, daß Dobrookas Sohn, der den Namen Wilhelm erhielt, an seinem Hofe erzogen und dem Dienst der Kirche zubestimmt wurde. Und als Frau Mathildis Herrn Heinrich gegenüber nach jenem Slawenzug den Wunsch aussprach, ihren jüngsten Sohn, den vierjährigen Bruno, dem geistlichen Stand zu weihen, um so ihres Gelübdes ledig zu

werden, da hatte zu ihrer großen Überraschung ihr Gemahl nicht das geringste dagegen einzuwenden.

„Es ist gut" sagte er nur. „Wir werden in Zukunft tüchtige und aufrichtige Erzbischöfe brauchen, damit unsere Kirche deutsch wird und deutsch bleibt." —

In Miminleou sprach Herr Heinrich darüber mit Erminfried und sagte:

„Du wunderst dich, daß ich das tue? Ja, es ist wahr, ich habe viel Übles von diesen Priestern erfahren und das Reich noch viel mehr. Aber ein Volk Gottes sind wir immer gewesen und werden es bleiben. Dem Volke dienen und Gott dienen, das braucht einander nicht feind zu sein, wenn die Diener Gottes nur ihrem Volke treu sind und nicht hinüberschielen nach dem Bischof von Rom, der sich zum Herrn der Menschheit machen und alle Völker auslöschen möchte. Jetzt sind die Bischöfe und Priester keine Gefahr mehr für das Reich, und ich will dafür sorgen, daß sie es nie mehr werden."

Erminfried dachte lange nach, ehe er antwortete.

„Und doch, Herr Heinrich", sagte er dann, „es bleibt etwas in der Christlehre, was uns ewig fremd sein wird. Bedenke, wie sagt doch der Christ: ‚Liebe deine Feinde.' Kannst du deine Feinde lieben, etwa die Ungarn lieben, Herr Heinrich? Kannst du das? Du magst sie achten, du kannst glimpflich mit ihnen verfahren und gnädig, ja. Aber lieben? Lieben kannst du sie nicht. Du darfst sie nicht einmal lieben, sondern mußt sie bekämpfen und, wenn sie nicht Frieden geben wollen, vernichten. Oder der Christ sagt: ‚Sorge dich nicht um den kommenden Tag.' Hast du danach handeln können, König? Vielleicht gab es eine Zeit, Herr Heinrich, wo du danach lebtest, damals hier in Miminleou. Wo aber wäre das Reich geblieben, wenn du bis heute ohne Sorge für die Zukunft deine Tage verbracht

hätteſt! Und wie ſagen ſie weiter, die Prieſter: Die Arbeit ſei Gottes Fluch über die Menſchen. Ich meine, wir ſollten Gott dafür danken, daß wir arbeiten können, wo doch Gott ſelber wirkt Tag um Tag. Der iſt verflucht, der die Hand nicht rühren kann, und Nichtstun, das heißt von Gott verdammt ſein. Sie fordern: Alles in Gottes Hände legen und ihm allein vertrauen. Es geſchähe wenig auf dieſer Erde, wenn wir nicht Hand anlegten mit Eifer und Fleiß. Wenn wir nicht kämpfen, wenn wir uns nicht mühen in dieſer Welt, dann wird auch Gott keinen Sieg gewinnen. Es iſt eine fremde Lehre, Herr Heinrich, und wir werden in ihr nie ganz daheim ſein."

„Meinſt du, daß eine Mutter nicht auch ein fremdes Kind liebgewinnen und zum tüchtigen Menſchen bilden kann?" fragte Herr Heinrich dagegen. Er dachte daran, wie Frau Mathildis das mutterloſe Kind der Dobrovka bei ſich aufgenommen hatte und mit einer rührenden Liebe und Pflege umgab. „Ich glaube, wenn wir nur ſtark genug ſind, hier drinnen ſtark genug ſind, werden wir auch mit dem Fremden fertig und mit dem Neuen. Was dabei gegen uns ſteht, wird auf die Dauer keine Gewalt gewinnen über uns; das werden wir abſchütteln wie die Ente das Waſſer vom Gefieder. Wir werden immer aufrecht bleiben auch vor Gott. Aber wir werden ihn immer ſuchen und ihn finden in der Welt, in unſerm Volk und in uns ſelbſt."

„Ich ſehe viel Irrtum kommen für die Zukunft aus dem Wahn eurer Prieſter und eurer Kirchen, und der Weg, den unſer Volk gehen muß, wird nicht leicht ſein", ſagte Erminfried bedrückt.

„Iſt dein Weg leicht geweſen, Alter?" fragte Herr Heinrich. „Oder vielleicht mein Leben, oder der Weg zum Reich?

Daß wir die Kraft haben, unsern Weg zu gehen, darauf allein kommt es an. Können wir die hundertundfünfzig Jahre auslöschen seit Kaiser Karls Zeit? Du lebst noch in deiner alten, schönen Welt, und dir ist sie reich und groß und gewaltig, und sie hat dich gesegnet. Andern bedeutet sie nichts mehr, diese Welt. Sie suchen Gott auf neuen Wegen. Ist der Weg wichtig oder das Ziel, und daß man es erreicht? Nur eins sollen sie mir nie vergessen, daß sie Menschen unseres Volkes sind, und daß sie Gott nie finden werden ohne das Volk, das sie geboren hat. Wenn wir das einmal vergäßen, Erminfrid, dann wären beide tot, das Volk und Gott; und kein Priester könnte sie je wieder erwecken. Sieh, das weiß ich nun. Und darum schrecken mich auch der Irrtum und die Schwierigkeiten nicht; das Leben ist stärker als sie."

Erminfried zu überzeugen vermochte Herr Heinrich nicht.

„Wozu braucht es dann der Priester?" fragte er noch einmal. „Einst war es der Sippenherr, der Gottes Namen nannte und ihm Dank und Ehre erwies für die Männer und Frauen seiner Sippe. Ist das nicht genug? Wozu diese Diener Gottes, die doch Herren der Menschen sein wollen und oft ihr Gesicht verbergen hinter Worten der Demut und frommer Gebärde! Ich weiß, daß es vielen ernst ist mit ihrer Lehre", sagte Erminfrid, „und ich schelte sie nicht. Ich weiß auch, wir könnten nicht ungeschehen machen, was geschah; es muß weiterwirken. Wer aber kann sagen, ob zum Segen oder Fluch? Du bist ein starker König, Herr Heinrich, und bist der Priester Herr geworden. Wehe, wenn einmal ein schwacher König käme und sie wieder die Oberhand gewännen. Rede mir nicht davon, daß das unmöglich sei, Herr Heinrich. Sollen sie dann wieder gegeneinanderstreiten, der König und die Priester? Und was wird aus Volk und Reich? Wird das Volk dann zum

König stehen oder sich auf der Priester Seite stellen? Oder gar gegeneinander wüten, der eine hier, der andere dort?"

Herr Heinrich wußte, daß es ein Wahn wäre, zu glauben, die Königsgewalt im Reiche werde immer und ewig so stark sein wie jetzt. Dennoch gab es für ihn kein Verzagen.

„Als Karls Reich zerfiel", sagte er, „da haben es die Könige nicht halten können und auch die Bischöfe nicht. Und das neue hat weder Hatto geschaffen noch Konrad. Ich habe es geschaffen, freilich nicht aus mir, sondern aus der Kraft unseres Volkes. Und da allein ruht das Reich. Aber dort ruht es auch fest und sicher. Und darum werden es weder Könige zerstören noch Priester vernichten können. Vielleicht hast du recht, Erminfried, daß sie noch einmal gegeneinander streiten, daß sie das Volk auf Abwege zu führen suchen und in falsche Bahnen hineintreiben, die Könige oder die Priester. Das ist möglich. Aber auslöschen können sie das Bild vom Reich nun nicht mehr aus dem Herzen dieses Volkes. Und wenn es einmal eines Irrweges inne wird, dann — sei versichert — dann wird es sich empören, wenn es sein muß auch gegen Priester und Könige. Und mögen selbst viele das Bild vom Reich vergessen, es werden immer Männer da sein, in denen die Seele unseres Volkes Gestalt nimmt. Und sie werden aufstehen, darum daß sie Deutsche sind! Ganz umsonst gelebt, Erminfried, haben wir nicht, das glaube mir; und darin können wir beruhigt sein."

Da sagte Erminfried mit zitternder Stimme:

„Ich beneide dich, Herr Heinrich, um deinen Glauben. Ich weiß nicht, was größer ist, dein Glauben oder deine Tat."

„Ich tue nichts anderes, als was notwendig ist", gab der König zur Antwort, „weil ich glaube, daß das Notwendige Gottes Wille ist. Gott schafft nicht die Not, sondern er will, daß wir ihrer ledig werden. Er will uns groß und stark und

einig und frei haben. Das glaube ich, und danach handle ich; das ist alles, Erminfried."

*

Im Sommer des Jahres 932 ging Herr Heinrich nach Magathaburg. Dort war im Jahre zuvor seinem Sohn Otto von Edgitha das erste Kind geboren worden, das den Namen des Sippenherrn Ludolf erhielt. Dem Erben war der Erbe geboren. Auf weithin schien der Sachsen Königsherrschaft gesichert. Herr Heinrich war nie froher und dankbarer als in dieser Zeit.

Aber sein Aufenthalt in Magathaburg galt nicht nur dem Enkelsohn und dessen Eltern, sondern Herr Heinrich wollte von hier aus noch einmal einen Zug ins Slawenland unternehmen, eine Warnung gewissermaßen für die slawischen Völker, wenn mit Jahresende oder im nächsten Jahre die Entscheidung mit den Ungarn kommen sollte.

Abseits von dem Weg seines großen Zuges vom Jahre 926, zwischen den Hevellern und Milzinern, hatte noch ein Stamm seinen Sitz, die Lusitzer, die Heinrich noch nicht unterworfen hatte und die auch glaubten, in ihrer stolzen Feste Libusa dem König Trotz bieten zu können. Sie waren das Ziel seines Zuges.

Den Sachsen widerstehen zu wollen, war ein aussichtsloses Beginnen. Libusa fiel und ebenfalls die kleineren Burgen des Landes unter dem Ansturm des sächsischen Heeres. Die Lusitzer stellten Geiseln und erkannten die Oberhoheit des deutschen Königs an.

Der Zug hatte seinen Zweck erfüllt. Er hatte die Slawen noch einmal von der Macht der Deutschen überzeugt. Sie würden zwar den Ungarn den Durchzug nicht verwehren kön-

nen, aber diesmal auch keine gemeinsame Sache mit ihnen machen; denn ob die Steppenreiter auch jetzt noch mit dem deutschen Heerbann fertig werden könnten, das war zum mindesten recht zweifelhaft.

Das Reiterheer aber war bereit zu seinem großen Einsatz. Seine Lehrmeister und Führer konnten stolz darauf sein und getrost den Tag der Entscheidung und Bewährung erwarten. Einer freilich würde dann nicht dabei sein, der am ersten und eifrigsten von allen Herrn Heinrichs Gedanken aufgegriffen und verwirklicht hatte, Graf Thietmar vom Osten. Nach einem überreichen Leben war er im letzten Jahre heimgegangen, glücklich, die Verwirklichung des Reiches erlebt zu haben, und in der festen Zuversicht, daß die Waffe, an der er mitgeschmiedet hatte, ein gutes und tüchtiges Werkzeug geworden war. —

In die Heimat zurückgekehrt, berief Herr Heinrich ein Landesthing für Sachsen auf die Werla. Hier, wo er vor acht Jahren den Vertrag mit den Ungarn geschlossen hatte, sollte nun auch das Ende der Tributzeit beschlossen werden; und nicht er wollte es tun, sondern die Sachsen selbst sollten sagen, daß es nun genug und zur letzten Entscheidung mit den Ungarn reif sei.

Aus allen Gauen Sachsens reisten im Spätsommer, um die Zeit, als die Ungarn den Tribut in Empfang zu nehmen pflegten, die sächsischen Thingmannen nach der Werla, und als die ungarischen Sendboten nach der Merseburg kamen, fanden sie dort nichts anderes vor als die Anweisung, nach der Werla zu fahren, wo Herr Heinrich sich aufhalte und sie erwarte.

Auf der Werlahöhe tagte das Thing. Die Herzöge des Reiches hatten Sendboten geschickt, um über den Ausgang der Verhandlungen unterrichtet zu sein und gleichzeitig die An-

weisungen des Königs für die letzte Auseinandersetzung zu empfangen.

Heinrich stand wieder vor den Männern seines Volkes. Er erinnerte sie noch einmal an die Zeit vor seiner Königsherrschaft, an die innere Zerrissenheit und die äußere Machtlosigkeit.

„Von welchen Gefahren ich euch befreit habe", sagte er dann, „wißt ihr selbst nur zu gut. Unsere Mühe und eure Tapferkeit haben das Reich geeint und beruhigt. Ihr habt die Slawen unterworfen, die unsere Grenzen bedrohten; ihr habt gewaltige Burgen gebaut, die dem Schutz unseres Volkes dienen, und wir haben ein Heer geschaffen, das den Sieg an seine Fahnen heftet, wohin es kommt. Ich bin stolz auf euch, meine Sachsen, und ihr sollt stolz sein auf das Reich, dem wir alle zugehören. Eins aber bleibt uns noch zu tun. Einmal habe ich euch einen Frieden erkauft. Das ist hier auf der Werla gewesen vor mehr als acht Jahren. Ich mußte ihn euch erkaufen, weil wir ihn nicht erkämpfen konnten. Acht Jahre lang habe ich darum euch, eure Söhne und eure Töchter, uns allesamt immer wieder berauben müssen, um der Ungarn Schatzkammern zu füllen. Ihr habt nicht geseufzt unter der Last dieses Abkommens; aber wir sind arm geworden dabei. Ihr habt geschafft, und jene haben geerntet, die Früchte eures Fleißes und eurer Arbeit haben andere davongetragen. Und wiederum stehen hier vor euch die Säcke mit dem Tribut bereit und warten darauf, von den fremden Volksboten in Empfang genommen zu werden. Aber es reicht diesmal nicht aus, was ihr dafür gesammelt habt, und ich wäre gezwungen, auch noch die Kirchen und die Diener der Kirchen zu plündern, wenn es genug sein soll, unseren Zinsherren zu fronen. Darum habe ich euch nun zusammengerufen, daß ihr entscheidet, was wir tun sollen: weiter darben, Not leiden, wegschenken, damit

andere sich daran gütlich tun, oder aufsagen einen Vertrag, der nicht in alle Ewigkeit hinein uns zu Unfreien machen darf. Wir sind zu einem Reich aufgestiegen, haben die Achtung anderer Reiche und Völker gewonnen und sollten diesem fremden Reitervolk gegenüber uns Freiheit und Achtung nicht erzwingen können?"

Zornige Stimmen drangen an Herrn Heinrichs Ohr:

„Keinen Tribut mehr! Schluß machen damit!" riefen sie ihm zu.

„In diesen acht Jahren", fuhr Heinrich fort, „habe ich euch Waffe und Wehr geschmiedet. Wenn wir heute den Vertrag aufsagen, müssen wir morgen mit dem Einfall der Reiter rechnen. Und dann müssen wir gegen den gemeinsamen Feind uns allesamt erheben und die Waffe gebrauchen, die uns gegeben ist. Seid ihr euch darüber klar?" fragte er noch einmal.

„Zum Kampf, Herr Heinrich!" riefen sie. „Zum Kampf!"

„Wir werden dabei nicht allein stehen", sagte der König weiter. „Die Sachsen sind nun nicht mehr verlassen. Sachsen ist nur ein Teil des Reiches, und hinter unserm Willen steht der Wille eines mächtigen Volkes."

Jubelnde Rufe unterbrachen ihn wieder.

„Ihr seht hier bei mir die Männer von Bayern, von Schwaben, von Franken und Lotharingien; sie warten nur darauf, was das Thing beschließen wird, um ihre Herzöge zu benachrichtigen und uns ihrer Hilfe zu versichern. Die Ungarn sind die Feinde des Reiches, und gegen des Reiches Feinde steht nun des Reiches Gewalt."

Wieder brandeten die Wogen der Begeisterung um den Platz des Königs.

„So soll dies beschlossen sein", endete Herr Heinrich. „Kei-

nen Tribut mehr den Ungarn von dieser Stunde ab; und wenn sie keinen ehrlichen Frieden geben, den Kampf um unsere Freiheit und unsere Ehre!" —

Als einige Tage später Mundiok mit seiner Gefolgschaft auf der Werla ankam, eröffnete ihm Herr Heinrich, daß sein Weg vergeblich gewesen sei.

„Die Männer meines Volkes wollen nun nichts mehr herschenken", sagte er, „und unser Vertrag vom Jahre 24 ist damit hinfällig geworden."

Mundiok erwiderte, er hätte gehofft, daß man den Vertrag auf weitere neun Jahre verlängern werde; deshalb sei er selbst mitgekommen, um mit dem König darüber zu verhandeln. Was Herr Heinrich ihm da sage, das sei sehr unangenehm, und hoffentlich sei der Herr König sich darüber klar, was das zu bedeuten habe.

„Ich will dir etwas sagen, Mundiok", antwortete Herr Heinrich. „Dein Volk bekommt von uns nicht einen Pfennig mehr. Daran ist nichts zu ändern. Ob ihr euch damit abfindet oder nicht, das ist eure Sache. Wir wollen in Frieden mit euch leben; aber wir wollen den Frieden von euch nicht länger mehr erkaufen. Wir sind nicht müßig gewesen in diesen Jahren. Du bist durch das Land geritten und hast gesehen, wie es dort aussieht. Gegen diese Steinmauern kommen weder eure Pferde an noch eure Brandpfeile. Und da, schau hinaus!"

Er wies dem Ungarn den Blick durch das Fenster. Auf dem Plan vor der Burg waren gerade die Reiter dabei, ihre Übungen abzuhalten.

„Da sieh!" sagte Herr Heinrich. „Seit acht Jahren habe ich auf diesen Tag gerüstet, wie hier, so überall im Lande. Gelüstet's euch, damit bekannt zu werden? Fragt bei den Da-

laminziern an, den Milziniern, den Lusitzern oder den Hevellern, was diese Reiter vermögen. Vielleicht könnt ihr euch eine unangenehme Erfahrung ersparen!"

„Wir sind hierher geritten viele Jahre lang. Wir sind nach Italien geritten und nach Burgund. Noch niemand hat die Ungarn besiegt", entgegnete Mundiok stolz.

„Das ist schön", antwortete der König. „Aber wenn das euer Ruhm bleiben soll, so dürft ihr nicht mit denen da draußen anbinden wollen; sonst ist er euch unrettbar verloren."

Mundiok überlegte.

Er wolle zurückreiten und sich mit den Führern seines Volkes besprechen, schlug er dann vor, man werde sich auf einen geringeren Jahresbetrag einigen.

„Nicht einen Pfennig", beharrte der König, „nicht einen Scheffel Korn, nicht ein einziges Huhn."

Da wurde Mundiok ärgerlich. Wovon sie dann leben sollten, fragte er, wenn man ihnen den Lebensunterhalt verweigere.

„Ich habe es dir schon einmal gesagt", antwortete Herr Heinrich. „Bestellt eure Äcker; sie geben alles, was ihr zum Leben braucht."

Äcker bestellen sei Sklavenarbeit, sagte Mundiok, und eines freien Mannes unwürdig; das könnten sie nicht.

„Und sich den Frieden mit Geld erkaufen, ist eines freien Volkes unwürdig", entgegnete der König. „Wozu hat Gott uns den Boden gegeben und fruchtbar gemacht, wenn die Menschen ihn nicht bebauen wollten! Gibt es für den freien Mann etwas Würdigeres als dem Boden die Frucht abzugewinnen für die Seinen. Der allein ist frei, der auf seiner Scholle lebt, im eigenen Haus und von seiner Hände Arbeit. Nichts sonst hat Bestand", sagte der König. „Ihr habt nun

lange genug vom Rauben und Plündern gelebt. Nun werdet ihr von eurem Fleiße leben oder — verhungert; dann habt ihr's nicht besser verdient!"

Jetzt wurde Mundiok ernstlich böse und ungebärdig.

Drohen ließen sich die Ungarn nicht, sagte er, und erst recht nicht vorschreiben, wie sie leben sollten. Er frage zum letztenmal, ob die Sachsen zahlen wollten oder nicht.

Herr Heinrich maß den Ungarn vom Kopf bis zu den Füßen.

„Zahlen?" sagte er dann ganz ruhig. „Zahlen? — Nur noch damit!" und schlug mit der flachen Hand auf das Schwert Wekings, das an seiner Seite hing. „Nur damit noch!"

In diesem Jahre fuhren die Wagen der Ungarn leer zurück; der Vertrag mit den Sachsen war zerrissen.

*

Das Volk aber stand auf für seine Freiheit, das Reich für seinen König.

Da die Ungarn seinerzeit ihren Vertrag mit den Sachsen geschlossen hatten, war zu erwarten, daß sie die Entscheidung nun auch in Sachsen suchen und nicht etwa in Bayern einfallen würden; immerhin mußte aber auch mit dieser Möglichkeit gerechnet werden. Herr Heinrich erwartete den Einfall für das nächste Frühjahr. Darin allerdings täuschte er sich. Die Ungarn kamen schon in diesem Winter, wenn auch nur in kleineren Scharen, offenbar um die Möglichkeiten eines Einbruchs zu erkunden.

„Um so besser", meinte Herr Heinrich, als er die ersten Nachrichten davon erhielt. „Dann wird der Winter wieder einmal unser Verbündeter sein."

Tatsächlich konnten die Ungarn die Entscheidung nicht allzu lange mehr hinauszögern. Sie hatten zu sicher mit dem

Sachsentribut gerechnet. Als er nicht kam und auch keine Hoffnung mehr bestand, durch Drohungen und Verhandlungen doch noch zum Ziel zu kommen, sahen sie sich in eine regelrechte Notlage versetzt und zum Handeln gezwungen. Wohl hatten sie die Absicht, nach Sachsen einzufallen. Aber was Mundiok berichtete, war nicht dazu angetan, ihren Mut besonders zu heben: Überall steinerne Burgen, überall wackere Reiter, dazu noch, wenn auch verblaßt, die Erinnerung an den Zug vom Jahre 924, der beinahe zur Niederlage geführt hätte. Wahrhaftig, die Ungarn fühlten sich durchaus nicht mehr so siegessicher wie vordem. Aber ein Ausweichen gab es für sie nun nicht mehr.

In langen Beratungen wurde hin und her erwogen, was man tun könne und wie man am besten und zweckmäßigsten handeln wolle. Der drohende Hunger war eine Tatsache, die andere der unerbittliche Wille der Sachsen und ihre Bereitschaft, die Freiheit mit der Waffe zu erzwingen. Man müsse mit den slawischen Stämmen gemeinsame Sache machen, wurde vorgeschlagen, sie seien jetzt die natürlichen Verbündeten der Ungarn. Man sandte Boten zu den Dalaminziern; sie kamen sehr kleinlaut zurück und berichteten, die Dalaminzier wollten in Frieden mit den Ungarn bleiben, aber auch nicht gegen die Sachsen ziehen; sie könnten den Ungarn den Durchzug durch ihr Land nicht verweigern, dazu seien sie zu schwach, aber sie seien dem König Heinrich botmäßig geworden und würden sich hüten, etwas gegen ihn zu unternehmen. Sie hatten diese ihre Haltung mit dem bei ihnen üblichen Hundeopfer bekräftigt, und das war so gut wie geschworen. Das Schlimmste allerdings, was jene Boten zu berichten hatten, war die Neuigkeit, daß man auch in Dalaminzien kaum Vorräte finden werde, weil aller Überschuß in den sächsischen Burgen im Land

verwahrt sei und viele Dalaminzier dorthin zögen, falls die Ungarn kämen.

Damit waren die Steppenreiter nur auf sich selbst gestellt, und so mußten sie den Kampf aufnehmen. Um die Jahreswende 933 wälzte sich ihr Zug von der Donau zum Elbetal und flutete durch Böhmen heran. König Wenzel handelte nach Herrn Heinrichs Weisungen; er vermied einen Kampf, sorgte für größtmögliche Schonung von Menschen und Vorräten. Freien Durchzug und eine beschränkte Lieferung von Nahrungsmitteln, das war alles, was die Ungarn von ihm erreichen konnten. Da sie weder Zeit noch Lust hatten, es mit den Tschechen zu verderben, gaben sie sich damit zufrieden.

In Dalaminzien stießen sie auf ihre vorgesandten Trupps. Diese hatten schon schwer gelitten. Wo immer sie versucht hatten, Einfallwege nach Sachsen hinein zu finden, waren sie auf Widerstand gestoßen. Schon der Übergang über die Mulde war schwierig; vor der Saale lag eine ganze Kette fester Plätze. Der Weg ins Hinterland war unmöglich, wenn man diese Plätze nicht nahm. Vielleicht sei es geraten, nicht über die Merseburg, sondern weiter südlich durch das Tal der Unstrut einzufallen, meinten die Führer dieser Vortrupps.

Zunächst verbot die hart einsetzende Winterkälte überhaupt jede weitere Maßnahme. Die Ungarn froren erbärmlich; aber sie bissen die Zähne zusammen und hielten aus. Für die Dalaminzier waren es noch einmal schwere Wochen des Schreckens und der bitteren Not; denn die Ungarn waren ungestüm und unbarmherzig. Was man ihnen nicht gab, das nahmen sie. Heinrichs Reiter in den Burgen des Dalaminzierlandes hielten die Augen offen; sie ließen sich in keinen Kampf mit dem Ungarnheer ein, wo sie ihm aber Abbruch tun konnten, packten sie zu. Gemütlich jedenfalls war für die Ungarn der Aufent-

halt keineswegs, und sie warteten mit Sehnsucht darauf, daß die Witterung ihnen gestatte, den Zug nach Sachsen hinein fortzusetzen.

König Heinrich war seit dem Herbst unermüdlich tätig gewesen. Die Saalelinie war in ihrer ganzen Länge besetzt worden. Die Merseburg, der Keuschberg und die Burg am Ried gaben die festen Stützpunkte ab, an denen nach Herrn Heinrichs Willen der Ansturm der Ungarn unweigerlich zerschellen sollte. Schon waren aus allen Herzogtümern Reiter und bewaffnete Scharen herangezogen worden und hatten sich dem sächsischen Heer zugesellt. Eberhard von Franken und sein Vetter Heriman von Schwaben hatten selbst ihre Truppen herbeigeführt und dem Oberbefehl des Königs unterstellt; Arnulf sollte in Bayern bleiben, falls auch dieses durch die Ungarn bedroht würde; doch schien schon jetzt dafür keine Gefahr mehr zu bestehen. Starke Teile des bayrischen Heeres waren daher ebenfalls zu Herrn Heinrich gestoßen. Um die Merseburg herum sammelte sich das Heer der Deutschen und harrte auf den Einbruch des Feindes. Daß die Ungarn zunächst in Dalaminzien liegen blieben, wurde als ein Zeichen ihrer Unsicherheit gedeutet. Im Rücken des Heeres, nicht eigentlich zum Kampf bestimmt, sondern mehr als letzte Sicherheit gedacht, waren die Aufgebote aus Thüringen und Sachsen zusammengezogen worden; sie sollten etwa durchbrechende Teile der Ungarn auffangen und vernichten. Herr Heinrich hoffte auf einen endgültigen und entscheidenden Sieg.

*

Das Reich hielt den Atem an. Selbst wenn man die ganze Tragweite der heraufdämmernden Entscheidung nicht überall empfand, war doch soviel gewiß: der Kampf gegen die Ungarn

war zur gemeinsamen Sache geworden, ein jeder aufrechte Mann im Reich, auch wenn er nicht selbst die Waffe trug, wünschte den Sieg des Königs und das Ende der ewig wiederkehrenden Furcht vor der Gewalt der Steppenreiter. Und was die Männer erstrebten, dafür beteten und bangten Weiber und Kinder: „Gib dem König den Sieg, daß er uns frei macht von der Ungarn Schrecken und Not."

Noch niemals war bisher vom Meer bis zum Alpengebirge, vom Rheinstrom bis zur Elbe, Saale und Donau in allen Städten, Dörfern und Hütten ein solches Gefühl für das Gemeinsame aufgewacht wie in diesen Wochen und Monaten. Das Bewußtsein, zusammenzugehören, von derselben Gefahr bedroht zu sein und der gleichen Waffe beschützt zu werden, schloß die Bande unter den Menschen fester und enger und überwand Abgründe und Klüfte, die vordem unüberwindlich zu sein schienen.

So kam es, daß eines Tages auch zwei Frauen in Quitlingaburg zusammenfanden, die bisher wohl um einander wußten, aber sich immer scheu ausgewichen waren, Mathildis von Engern, Herrn Heinrichs Gemahlin, und Frau Hathburg, die Mutter seines Sohnes Thankmar.

Es war Frau Mathildis, die den ersten Schritt tat hinunter von der Königspfalz zu dem Hofe der stolzen Frau, die sie dort so ganz anders vorfand als sie glaubte erwarten zu müssen. Frau Mathildis war lange Zeit ohne Nachricht von Herrn Heinrich geblieben; sie war in Sorge und wollte von Hathburg hören, ob diese von Thankmar Näheres wisse.

Zum erstenmal standen sich die beiden Frauen im Leben gegenüber, deren Liebe Herrn Heinrich eigen war. Die Leidenschaft war verrauscht, und die Sorge schuf die Brücke, auf der sie zusammenfanden.

Da Frau Mathildis erwartet hatte, eine Haßerfüllte zu finden, war sie nun überrascht von der Ruhe und Güte dieser Frau, die ihr gegenübersaß. Und Frau Hathburg blieb ebenso wenig unbeeindruckt von dem sorgenden Gemüt der Gemahlin des Königs wie von ihrer Schlichtheit und Ungezwungenheit.

Das Gespräch zwischen den beiden Frauen kam nur langsam in Gang; es fiel ihnen nicht leicht, sich einander zu erschließen; zusehends aber wurden sie wärmer und vertrauter.

„Du solltest dich nicht unnötig sorgen um Herrn Heinrich", sagte Hathburg. „Sie liegen wohl noch immer in der Merseburg. — Nein, Genaues weiß ich auch nicht; aber wäre dem König irgend etwas geschehen, so hätte Thankmar schon Nachricht gegeben. Die Ungarn haben noch nicht angegriffen und werden wohl auch den Winter noch vorübergehen lassen. — Warum der König nicht kommt? Ja, sieh, wie könnte er das jetzt? Soll er das Heer allein lassen? Das wäre ein schlechtes Beispiel. Wir dürfen es ihnen nicht schwerer machen, Frau, als sie es ohnehin haben", sagte Hathburg. „Wozu ihnen klagen? Sie müssen kämpfen und siegen, und wir, wir müssen ruhig bleiben. — Freilich habe auch ich meine Sorge um Thankmar und —" setzte sie hinzu, „und um den König. Es gibt wohl niemanden in seinem Reich, der diese Sorge nicht mit dir teilt. — Du kannst keine Ruhe finden, sagst du? Du mußt ruhig werden, Frau; denn du darfst ihm nicht Unruhe schaffen, wenn er siegen soll. Und er muß siegen, der König."

Die überlegene Ruhe, die von Hathburg ausging, tat Mathildis wohl. Immer mehr mußte sie sich wundern über diese Frau, die ihr hartes Schicksal — Frau Mathildis wurde sich jetzt zum erstenmal bewußt, wie hart dieses Schicksal war — mit solch starkem Herzen trug.

„Woher haſt du die Kraft, Hathburg, alles hinzunehmen, ohne zu wanken und verzagt zu werden?“ fragte ſie.

„Daher, wo auch du ſie nehmen mußt“, antwortete Frau Hathburg, „aus dem Glauben an dein Volk und ſeinen König, und aus der Gewißheit, daß Gott mit ihm und mit uns iſt.“

„So zürnſt du Herrn Heinrich nicht mehr?“ fragte Frau Mathildis. „Er hat mir geſagt, daß du ihn haſſeſt.“

„Haß kann vor Herrn Heinrich nicht beſtehen“, antwortete Hathburg. „Auch mein Haß iſt geſtorben, iſt längſt geſtorben.“

„Und mir — zürnſt du mir noch“, forſchte Mathildis weiter, „weil ich — damals — ihn dir nahm?“

Frau Hathburg ſchüttelte den Kopf.

„Ich zürne niemanden mehr“, ſagte ſie, „ihm nicht und dir auch nicht. Was geſchah, mußte geſchehen. Ich war ſein Weib, ich habe ihm einen Sohn geboren. Das iſt, was mir bleibt. Das kann meinem Leben niemand nehmen, und Zorn und Haß ſollen es mir nicht kleiner machen. Es iſt nicht leicht geweſen, damit fertig zu werden; das wirſt du mir glauben, Frau Mathildis; es iſt nicht leicht geweſen, die Unraſt zu bändigen und Qual und Leid zu überwinden. Aber — — ich habe es überwunden und kann darum auch ganz ruhig ſein.“

Frau Mathildis ſann lange nach. Sie dachte der Unruhe des eigenen Herzens, der leidvoll einſamen Stunden, in denen ſie Troſt ſuchte in den Lehren der Kirche, in den Verheißungen des gekreuzigten Gottesſohnes: ‚Selig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden‘; ‚In der Welt habt ihr Angſt, aber ſeid getroſt: ich habe die Welt überwunden‘. Dieſe Frau dort, mußte ſie denken, dieſe Frau, die einſt dem Kloſter entfloh, ſie kann das auch ſagen, denn ſie hat die Welt und das Leid überwunden und den großen Sieg erfochten, den Sieg über ſich ſelbſt.

„Es ist schade", sagte sie dann aus ehrlicher Überzeugung, „daß Herr Heinrich dich lassen mußte."

Hathburg lächelte freundlich zu ihr hinüber.

„Wollen wir darüber streiten — jetzt, wo wir beide ihm nicht mehr helfen können? Er ist längst hinausgewachsen über uns. Ich habe ihn nicht halten können, und du, Frau, ich weiß es, du hast ihn auch nicht halten können; ihn rief ein Größeres und Höheres, sein Reich. Wir dürfen ihn nicht messen mit den vergänglichen Maßen unseres Glücks und unseres Leides, mit unserer Liebe oder unserem Haß, ihn mißt allein die Ewigkeit seines Volkes. Was bedeuten dagegen wir? Nein, nein", sagte Frau Hathburg weiter, „es ist schon gut so. Ich hätte so weit nicht mit ihm gehen können, wie du mit ihm gegangen bist; ich wäre daran zerbrochen oder er. Du bist mit ihm den schwereren Weg gegangen und sollst weiter bei ihm bleiben, unbekümmert um mich. Du siehst ja, ich bin ruhig und zufrieden."

„Ich möchte öfter zu dir kommen", bat Frau Mathildis. „Ich wage nicht zu bitten: Laß uns Schwestern sein; aber kommen möchte ich zu dir, wenn mich danach verlangt. Ich glaube, bei dir finde auch ich Ruhe und Frieden."

„Wenn du meinst, daß es dir helfen wird, so komm, Frau, so oft dich danach verlangt", antwortete Frau Hathburg. „Ob es Herrn Heinrich angenehm sein wird, das weiß ich nicht. Aber was wollen wir anders, wir Frauen, als ihm die Last erleichtern, die er trägt!"

Als Frau Mathildis zur Königspfalz zurückging, war ihr Herz fröhlich und ihr Gemüt heiter; sie hatte einen Menschen gefunden, der ihre Not verstand und ihre Sorgen begriff, weil er selbst Not und Sorgen aufrecht trug.

Frau Hathburg sah sie hinweggehen. Die schlanke, hohe

Gestalt hob sich licht gegen den grau verhangenen Himmel ab. „Wie eine Unirdische schreitet sie dahin", dachte Frau Hathburg. „Aber die Last des Irdischen blieb auch ihr nicht erspart."

*

Sobald die strenge Kälte nachließ und der Winter sich dem Ende zuneigte, brachen die Ungarn aus Dalaminzien vor; sie gingen über die Mulde und zogen nach der Saale. Wenn sie freilich gehofft hatten, mit ihrem frühen Einfall die Sachsen zu überraschen, so mußten sie enttäuscht sein. Der Saalelauf war besetzt, und in den Burgen hatte man sich zu ihrem Empfang gerüstet. Es blieb ihnen keine große Wahl. Liegenbleiben konnten sie vor der Saale nicht. Die Burgen mit ihrer Besatzung im Rücken zu lassen, wagten sie ebensowenig; denn so viel war ihnen klar, daß sie damit zwischen zwei Feuer gerieten. So hatten sie nur einen Ausweg. Ein Teil des Heeres mußte die Besatzung der Burgen festhalten, während der andere weiter südlich in Sachsen und Thüringen einfiel. Sie teilten also ihre Streitmacht in zwei Hälften. Mit der einen griffen sie den Keuschberg an und beunruhigten die andern Burgbesatzungen, bald hier, bald da; das zweite Heer brach zwischen dem Keuschberg und der Burg am Ried über die Saale durch und stieß zum Unstruttal vor.

Das war nun freilich doch etwas anderes als Herr Heinrich erwartet hatte, der in dem Glauben, die Ungarn würden wieder ihren alten Marschweg nehmen, die Hauptmacht seines Heeres an die Merseburg gelegt hatte, um hier die Ungarn zur Schlacht zu stellen und zu vernichten. Er erkannte zum Glück bald die wahren Absichten der Steppenreiter und mußte nun blitzschnell handeln. Er überlegte, daß die Scharen, die

zur Unstrut hinaufzogen, die Aufgebote der Sachsen und Thüringer treffen würden, die in dieser Gegend standen. Waren sie einem Angriff der Ungarn gewachsen? Dort jedenfalls mußten die ersten Entscheidungen fallen, nicht hier bei den Burgen. Darum ordnete er an, daß das Heer in eiligen Märschen nach Süden aufbrechen sollte. Er hoffte, den Ungarn in den Rücken fallen zu können und wenigstens diesen Teil ihrer Macht zu erledigen. Was dann weiter geschehen konnte, mußte man abwarten. Jetzt tat jedenfalls Eile not.

Es war ein Gewaltmarsch, zu dem der König ansetzte; aber er wußte, daß alles davon abhing, rechtzeitig zur Stelle zu sein. —

Auf der Burg, die bei der Mündung der Unstrut in die Saale entstanden war, hatten die Männer aus dem östlichen Thüringen und den angrenzenden Sachsengauen ihren Sammelplatz. Sie waren guter Dinge und noch völlig ahnungslos von dem, was weiter saaleabwärts sich bereits zugetragen hatte.

Unter ihnen weilte auch Erminfried. Nicht als ob er noch hätte kämpfen können, das verbot sich bei seinen Jahren von selbst. Aber er hatte auch nicht in Miminleou sitzenbleiben mögen, als die Gaubanne aufgeboten wurden. Er meinte, wenn jetzt endlich die große Abrechnung mit den Ungarn käme, dann müsse er wenigstens dabei sein; wenn auch sein Arm zu müde sei, um noch das Schwert zu führen. Aber er müsse Sigbert berichten können, daß dessen früher Tod endlich gerächt sei.

So war er just an diesem Nachmittag auf der Burg angekommen und hatte keine geringere Absicht, als am nächsten Morgen nach der Merseburg weiterzuziehen, wo, wie alle meinten, die Entscheidung wahrscheinlich fallen werde. Vergebens suchten die Gaugrafen und andere einsichtige Männer

ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Es sei unmöglich, jetzt dorthin zu gelangen, sagten sie, und es sei auch viel zu gefährlich für ihn als einzelnen alten Mann. Er ließ sich nicht umstimmen, verbat sich aber auch jede Begleitung, die man ihm antrug.

„Ich bin doch kein kleines Kind, das seine Amme haben muß" sagte er. „Laßt mich nur; ich komme dahin, wohin ich will."

Indem man davon sprach, traf die Nachricht ein, daß die Ungarn bereits das Saaletal heraufkämen.

Das schuf für einen Augenblick gelinde Verwirrung bei den Männern auf der Burg. Man fragte sich, was denn aus den Burgen geworden sei, wie die Ungarn daran hätten vorbeiziehen können und ob der König wohl wisse, was hier geschähe.

Immerhin faßten sich die Führer der Aufgebote rasch wieder und erwogen, wie sie diesem Zug begegnen könnten. Schleunigst wurde ein reitender Bote nach der Merseburg entsandt, der Herrn Heinrich verständigen sollte.

Darüber freilich war man sich zunächst nicht einig, ob man sich nun hinter den Wällen verschanzen und abwarten sollte, bis der König und das Heer einträfen, oder ob man es wagen könnte, den Ungarn entgegenzutreten. Außer der ständigen Burgbesatzung hatte man keine Reiter beim Aufgebot, und auch dieses war an Zahl gering. Eine Niederlage mußte verhängnisvoll für das Thüringer Land und die südliche Harzlandschaft werden. Andererseits war man aber keineswegs sicher, ob die Ungarn sich auf eine Belagerung der Burg einlassen würden und hier festgehalten werden konnten, bis das Heer zur Stelle war.

Der Burggraf, als oberster Führer, entschloß sich schließlich, getreu seinem Auftrag, alles zu tun, was möglich war,

den Vorstoß der Ungarn abzufangen. Der König werde bestimmt Hilfe schicken, meinte er, selbst wenn er bei der Merseburg gleichfalls in Kämpfe verwickelt sei. Er sandte Botschaft an die benachbarten Sammelplätze und hieß die dort lagernden Aufgebote schleunigst herankommen. Ob ihnen die Ungarn jedoch dazu Zeit lassen würden, war zunächst nicht abzusehen.

Aber sie hatten Glück. Schon die nächsten Nachrichten besagten, daß die Steppenreiter etwa zwei Stunden entfernt ihre Wagen zusammengefahren und ein Lager aufgeschlagen hätten, und als der Abend hereinbrach, zeigten sich, deutlich zu erkennen, auf den Höhen über dem Flußtal und im Tal selbst zahlreiche kleine Feuer, die offenbar von den Wachen angezündet waren, um gegen die Nachtkälte geschützt zu sein. Sie schienen also weder von dem Vorhandensein der Burg eine Ahnung zu haben, noch überhaupt hier mit einem Gegner zu rechnen.

Ebendies mußte auch Erminfried denken, als er von einer Bergkuppe aus ihre Lagerfeuer erblickte. Und noch ein Gedanke blitzte in ihm auf, wie er das sorglose Treiben der Ungarn gewahrte. Er ließ den Burggrafen kommen und sagte:

„Sollte es nicht möglich sein, die Wachen dort in der Nacht zu umgehen und das Lager der Ungarn noch vor Tage zu überfallen? Sieh doch, sie bitten ja geradezu darum."

Der Burggraf erkannte sofort die ganze Tragweite von Erminfrieds Gedanken.

„Du hast recht", sagte er. „Es ist nicht ungefährlich, aber es muß gehen."

Er sann eine Weile nach, immer wieder prüfend die Lage der Feuer beobachtend; schließlich meinte er:

„Erminfried, du hast uns einen guten Dienst erwiesen, und wenn es glückt, brauchen wir sogar den König nicht und nicht

sein Heer; dann schaffen wir es allein. Und dazu hast du uns den Weg gezeigt."

„Nehmt's als meinen Teil für das, was kommt. Mehr kann ich sowieso nicht geben; aber ich habe den Kerlen da drüben noch eine alte Sühneschuld abzuleisten. Und die sollen sie nun haben", sagte der Alte grimmig. —

Bald danach gebar die Nacht geheimnisvolles und verschwiegenes Leben. Späher huschten durchs Gehölz, sorgsam im Schatten sich deckend, auf leisen Sohlen dahinhuschend, die genauen Plätze der Wachen zu erkunden. Nachtvögel krächzten und schrien, hier, da, dort. Mochte der Teufel wissen, woher sie kamen in dieser eisigen Vorfrühlingsnacht. Wo man ihr Rufen hörte, nickten Männer sich verständnisinnig zu: „Da also", flüsterten sie und wußten genug. Finster war die Nacht, der Himmel bedeckt, kaum wenige Schritte Sicht. Leise tappend, die Hand am Speer des Vordermannes, verließen stumme Gestalten die Burg, Reihe auf Reihe, Trupp hinter Trupp. Tief sollten sie ausholen, die Wachtfeuer umgehen und da, wo sie am weitesten voneinanderlagen, sich einschieben und zum Vorstoß bereithalten. Es war bitter kalt, doppelt bitter, weil man jede unnötige Bewegung vermeiden, jeden störenden Laut verhalten mußte. Der Sieg hing davon ab. Was bedeuteten demgegenüber klamme Finger und frierende Füße. Die Verwegensten und Kühnsten unter ihnen hatten sich die Wachen selbst zum Ziel ihres Angriffs genommen. Sie wollten den Weg ebnen für den Haupttrupp, der dann talab zum Kern des Lagers vorstoßen sollte.

Die Nacht nimmt ihren Fortgang. Die herbeigerufenen Verstärkungen treffen ein. Man hat ihnen Boten entgegengesandt und sie zur unbedingten Ruhe ermahnt. Später reißt das Gewölk auf, der Himmel wird klar. Erbarmungslos stehen

die kühlen Gestirne droben. Eisiger Wind bläst von den Hängen ins Tal.

Verfroren sitzen die Wachen der Ungarn dicht um ihre Feuer. Sie verwünschen die Kälte, verwünschen ihr Wachehalten, verwünschen den ganzen Zug, der so wenig Verlockendes mehr bot. Mehr und mehr kriechen sie in sich zusammen.

Wozu Ausschau halten? Es kommt ja doch niemand in dieser Nacht. Sonderbare Nachtvögel, die sie hier haben, krächzen und krächzen und geben keine Ruhe. Werden auch frieren, die Viecher, wie wir, denken sie. Hat es nicht eben da drüben geknackt? Müssen nachsehen, was das ist. Ach, wozu jetzt aufstehen! Wird irgendein Tier gewesen sein. Zu sehen, nein, zu sehen ist nichts. Wollen lieber einen Schluck trinken, daß einem von innen her warm wird. So, und nun anders herumlegen; die eine Seite ist gebraten, die andere gefroren, pfui Teufel! Wenn man jetzt wenigstens drunten im Zelt liegen könnnte, oder bei den Pferden, oder noch besser in den Höfen der Dalaminzier — viel zu früh sind wir dort aufgebrochen, viel zu früh — am allerliebsten aber daheim an der blauen Donau, wo man nicht zu frieren braucht, wo Masuska ist, das liebe Ding, mit seinen zarten Fingern und den kohlschwarzen Augen. Oh, die können einen ansehen, diese Augen! daß das Blut hüpft und springt. Und wenn sie einem die schlanken Arme um den Hals legt und die Augen zum schmalen Spalt schließt und dann die wunderschönen, roten Lippen — — — Mordiach! Da stimmt doch etwas nicht! Jetzt hab ich's genau gehört, das Knacken hinter uns, dort bei den Bäumen. Muß man doch nachsehen! Hinter uns? Was soll hinter uns sein? Ein Tier? Vielleicht haben wir morgen gar einen Braten, wäre auch nicht zu verachten. Bleibt nur, bleibt. Ich geh schon allein.

Einer rafft sich hoch und geht durch die Nacht auf die Stelle los, wo es verschiedentlich knackte. Ein Gehölz steht da, Tannen, dicke Buchenbäume dazwischen, grau schimmern die Nadeln, kahle Äste sind reifbedeckt. Da — wieder das Knacken. Irgend etwas bewegt sich? Zwischen den Stämmen dort — jetzt — da ist es!

Er geht drauf zu, an einem Buchenstamm vorbei; will weiter. Schwer legt sich ihm eine Hand über Nase und Mund. Masuska! denkt er noch und dann — nichts mehr.

Die andern am Feuer warten. Wie er nicht wiederkommt, gehen ihm einige nach. Sie finden ihn nicht — finden nichts, nichts mehr. Die Nacht ist still, der Wald verschwiegen. Wer mag wissen, wo er hingegangen ist. Lassen wir ihn. Eine Eule ruft schaurig und heiser ihr böses Schuhuhu. Andere Vögel schreien ängstlich und wie im Traum erschreckt.

Nun kommt der Mond hoch, eine schmale Sichel nur; aber sie gibt Licht und hellt etwas auf. Das Land liegt im Schlaf; über dem Wasser im Tal wogt blasser Nebel.

Auch diese Nacht wird vergehen, denken die Ungarn bei ihren Feuern, sie muß vergehen, wie alles vergeht.

Schau, da kommt ja der Mannn zurück, der bei ihnen am Feuer gelegen hat. Merkwürdig wie er in dem fahlen Mondlicht so viel größer aussieht als am Tage. Er schleppt irgend etwas in der Hand. Hat er also doch ein Tier gefangen! Sie wollen ihn anrufen. Da — —

Ein Hornsignal gellt in der Nacht — hinter ihnen. Was ist das? Sie fahren auf. Jetzt — ein zweites drüben von der andern Seite. Noch eins rückwärts beim Lager. Was —? Sie kommen nicht mehr zum Begreifen. Schon schlägt der eben zurückkehrende vermeintliche Ungar dem Nächststehenden einen Knüppel über den Schädel, und um sie herum ist eine

wilde Jagd; sie wissen nicht einmal, wo sie herkam. Schreien können sie gerade noch und sich wundern, daß ihr Schrei ein so vielfaches Echo findet in den Bergen und drunten im Tal.

Von den Hängen herein bricht mit jäher Wucht der Überfall der Sachsen und Thüringer auf das Lager der Ungarn. Brände fliegen in die Wagen und Zelte, Flammen schlagen auf und beleuchten das Kampffeld. Aufgeschreckt greifen die Ungarn zur Waffe. Reiten gibt es jetzt nicht; hier heißt es stehen und fechten. Noch haben sie die Überzahl, aber die Sachsen und Thüringer sind verbissene Kämpen; sie lassen nicht los und ruhen nicht, bis sie den Gegner am Boden haben.

Unbeschreiblich ist die Verwirrung im Lager bei den Ungarn. Wie sie aus dem Schlaf hochtaumeln, werden sie in den Kampf gerissen. Überall sind Feinde. Wo sind die eigenen Gefährten? Sie wehren sich gegen die Flammen, schlagen auf die Eindringenden los, rufen, schreien. Getroffene stürzen ächzend zusammen, stöhnen und verscheiden. Um sich greift das Feuer und macht die Nacht zum Tage. Das Tal herunter stürmen die Scharen der sächsisch-thüringischen Hauptmacht und werfen sich in den Kampf.

Mundiok rast wie ein Besessener umher. Er müht sich verzweifelt, des Tumultes Herr zu werden. Er reißt seine Leute aus dem Kampf zurück, der aussichtslos ist; er ballt sie zusammen in der Mitte, wo sich die Pferdekoppel befindet, stößt dann mit denen, die seiner Weisung folgen, nach Osten durch. Wer bleibt, ist verloren.

Hier am Ostausgang des Lagers sind die Sachsen noch schwach; hier kann Mundiok durchbrechen und einen Teil des Heeres und die Pferde retten. Aber das Lager ist hin und die Wagen sind auch hin. Der Erfolg des Überfalls ist ungeheuer.

Im Osten dämmert der Tag.

„Verdammt, daß sie uns entkommen sind!“ flucht der Burggraf, der die Hauptmacht heranführte. „Sind wir doch noch zu spät gekommen!“

Er hat eine Teufelswut im Leib und schickt den Fliehenden seine Reiter nach.

Die kommen bald zurück und berichten, daß die Ungarn sich weiter drunten sammeln und offenbar angreifen wollen.

„Holla!“ ruft der Burggraf. „Dann gibt's doch noch Arbeit für uns.“

Seine Laune ist gleich besser geworden.

Er läßt zum Sammeln blasen und dann die Hundertschaften vor das gewonnene Lager rücken. Das Tal ist eng. Da wo es am schmalsten ist, stellt er die Treffen auf, Mann neben Mann, Reihe hinter Reihe, und die Bogenschützen zu beiden Seiten an den Berghang und ins dichte Ufergebüsch.

Es geschieht, wie die Reiter vermutet haben. Mundiok hat noch einen beträchtlichen Teil seines Heeres beisammen. Jetzt, wo sie im Sattel sitzen, fühlen sich die Ungarn auch wieder mutig und wollen auf alle Fälle versuchen, wenn nicht das Lager, so doch die Ehre zu retten. Mundiok feuert sie an, verspricht ihnen goldene Berge, mahnt sie an die tausend Siege, die sie erfochten haben und beschwört die Rachestimmen der Toten über sie.

Als der Tag aufglüht und es sichtig wird, reiten sie an.

Es ist immer noch ihre alte Kampfesweise, die sie anwenden. Treffen reitet hinter Treffen, den Pfeil auf dem Bogen, sprengt heran, schießt, wendet und jagt zurück. Aber der Erfolg ist nicht mehr der gleiche wie vormals. Von den Berghängen fliegen die Pfeile der Bogenschützen in ihre Reihen; getroffene Männer und Pferde wälzen sich am Boden, schon beim dritten Treffen leidet der Anritt darunter und jedes An-

reiten kostet neue Opfer. Da läßt Mundiok die Bogenschützen aufs Ziel nehmen; gleich schieben sich die Schwerbewaffneten vor und nehmen die Bogner in ihren Schutz, und wieder ist der Anritt vergebens.

Mundiok verliert die ruhige Überlegung. Er befiehlt die Schwerter zu ziehen und will die Gewaffneten niederreiten. Es ist als wenn einer mit der flachen Hand einem Igel in die Stacheln schlagen will. Die Folgen dieses Angriffs sind verheerend; Männer und Pferde rennen geradezu in die Speere der Sachsen und Thüringer; zu Bergen türmen sich die niederbrechenden Pferde- und Menschenleiber.

Aber ehe noch Mundiok das Grauenvolle erfaßt, geschieht etwas noch viel Furchtbareres. Er hört ein Hornsignal in seinem Rücken, wendet sich um und sieht von rückwärts her eine Reiterschar heranjagen. Einen Augenblick ist er starr. Dann schreit er seinen Befehl zum Wenden, zum Anreiten. So gut sie es noch vermögen, folgen die Ungarn, aber es ist kein geschlossener Angriff mehr möglich, wie ihn die Sachsen jetzt führen. Auch hier fliegen die langen Speere vor, und die Reiter des Königs brechen in den Ungarnhaufen ein. Nun gibt es kein Entrinnen mehr.

„Hallo, Mundiok!" ruft eine helle Stimme, und wie der Angerufene den Kopf wendet, gewahrt er den Mann, der ihn damals bei der Werla niederschlug.

„Das helle Goldhaar!" ruft er.

„Vorwärts! Gleich auf gleich, du und ich!" schreit Thankmar und reißt das Schwert aus der Scheide.

Die Gäule prallen aufeinander. Waffen klirren zusammen, Funken stieben. Die Rosse schnauben. Der Boden dröhnt. Stich, Hieb, Hieb, Stich, dem Ungarn fliegt der Helm vom Kopf, und Schlag und Stoß und noch ein Schlag. Da fällt

ihm die Waffe aus der Hand, die Arme wirft er hoch und stürzt rücklings vom Pferd. —

Ehe noch der Hauptteil des deutschen Kriegsheeres auf dem Kampfplatz eintrifft, ist die Schlacht geschlagen und gewonnen. Thankmars Vortrupp hatte genügt, die Entscheidung zu erzwingen. Er war die Nacht durch geritten, hatte die Signale gehört, mit denen die Sachsen und Thüringer den Überfall auf das Lager einleiteten, dann von der Höhe über dem Tal den Angriff der Ungarn beobachten können und hatte sich auf den Feind geworfen, als er sah, daß seine Macht ausreichte, den Kampf zu beenden.

„Da wären wir also gar nicht nötig gewesen", sagte Herr Heinrich, als er auf dem Siegesfeld eintraf und den Burggrafen und die Aufgebote begrüßte. „Fein, daß ihr's allein geschafft habt."

Der Sieg war vollkommen. Dieser Teil des Ungarnheeres war restlos vernichtet; ganz Vereinzelte nur hatten sich retten können. Zahlreiche Gefangene waren zusammengetrieben worden. Alle Anführer samt Mundiok lagen bei den Toten. Der Ungarnschrecken hatte seinen Meister gefunden.

Für Herrn Heinrich freilich gab es kein Verweilen. Hier war der Sieg. Nun hieß es eilen, daß sich nicht anderswo eine Niederlage erhob. Er hatte den Burgen den Rücken gekehrt. Wenn das der Ungar erkannte, konnte es gefährlich werden.

Herr Heinrich nahm die sächsisch-thüringischen Aufgebote mit. Aber er ging nicht nach der Merseburg zurück, sondern folgte dem Lauf der Saale. Ob es gelingen kann, den Ungarn den Rückweg abzuschneiden? fragte er sich.

*

Warum der im Osten zurückgebliebene Teil der Ungarn sich am Keuschberg festbiß, anstatt nach der Merseburg zu ziehen, um, wenn nicht den Zugang nach Sachsen zu erkämpfen, wenigstens das Heer des Königs an dieser Stelle festzuhalten, bleibt unverständlich. Gefangene haben später gesagt, es sei ihnen erzählt worden, auf dem Keuschberg wohne eine Schwester des deutschen Königs und es sei hier viel Gold und Silber aufbewahrt, und darum habe man die Burg einnehmen wollen.

Tatsache ist, daß die Ungarn immer wieder versuchten, die Feste in ihre Hand zu bekommen, ungeachtet der Opfer, die jeder Ansturm sie kostete. Und es ist verständlich, daß den Belagerten auf dem Keuschberg auf die Dauer bei diesen Angriffen doch bänglich zumute wurde, weil ihnen die Wurfspeere und Pfeile auszugehen drohten. Wohl blieb ihnen auch dann noch Schwert und Schild. Aber um sie anzuwenden, hätten sie ausfallen müssen, und dazu waren sie dem Ungarnheer gegenüber zu schwach; kamen die Ungarn aber erst hinein, dann war der Ausgang auch recht zweifelhaft. So sah die Lage auf dem Keuschberg durchaus nicht nach Sieg aus, und die Eingeschlossenen hatten schon die Notzeichen gegeben, mit denen sie von der Merseburg her Entlastung erbaten. Sie konnten freilich nicht wissen, daß dort weder der König noch sein Heer mehr waren. Der Burggraf vom Keuschberg hielt den Mut der Besatzung aufrecht.

„Sie wissen nun auf der Merseburg, daß wir in Not sind; sie lassen uns nicht im Stich", sagte er; bei sich selbst aber erwog er, wie er sich am nächsten Tage mit der Besatzung notfalls zur Burg am Ried durchschlagen könnte. Die Nacht indessen wollte er noch abwarten.

An diesem Abend sah man von der Burg aus, wie die

Ungarn in ihrem Lager große Holzhaufen anzündeten, die einen ungeheuren Rauch entwickelten; in mächtigen Säulen stieg er zum Himmel auf.

„Sie rufen ihre Leute zusammen", sagte Wido, der Burggraf. „Wollen sie morgen zum letzten Sturm gegen uns antreten?"

Mit Besorgnis dachte er daran, daß seine Besatzung diesem Sturm nicht mehr gewachsen war.

Aber die Ungarn dachten nicht an einen Sturm auf den Keuschberg. Am späten Nachmittag waren die ersten Versprengten des anderen Ungarnheeres im Lager angekommen; sie berichteten von der völligen Vernichtung der Scharen Mundioks, und daß das Heer des Königs bereits im Anmarsch sei. Darum riefen die Ungarn jetzt ihre Trupps zusammen. Sie wußten, daß die Schlacht kommen mußte. Oder war es besser, sofort den Rückzug anzutreten? Die Nachrichten, die sie erhalten hatten, waren nicht geeignet, die Zuversicht auf gutes Gelingen der Auseinandersetzung bei ihnen zu stärken.

Spähtrupps wurden ausgesandt, den Standort des Königs zu erkunden. Sie kamen bis zu der Burg am Ried, wo die Rippach in die Saale mündet, und meinten, daß dort wohl das Heer der Deutschen liegen müsse, denn es sei viel Leben und Bewegung um die Burg her zu beobachten.

So war es auch. Der König war an diesem Tage bis zur Riedburg die Saale hinabgezogen, ließ hier das Heer rasten — es war nach den voraufgegangenen Eilmärschen der Ruhe auch bedürftig — und wollte am nächsten Morgen die Ungarn am Keuschberg umfassen oder, wenn dies nicht mehr möglich sein sollte, sie jedenfalls zur Schlacht zwingen.

Die Ungarnführer waren sich darüber klar, daß es nun um Sein oder Nichtsein ging. Sie merkten auch des Königs Absicht,

ihnen den Rückweg abzuschneiden, wie er es schon Mundiok gegenüber getan hatte. Aber sie wollten sich dagegen wehren.

Noch in der Nacht zogen sie von ihrem Lager ab, ließen dort gerade nur so viel Leute zurück, wie zu dessen Bewachung und Schutz notwendig waren, und wandten sich nach Südosten, um das Heer des Königs aufzufangen, wenn er am nächsten Morgen in ihren Rücken marschieren wollte.

Die Männer auf dem Keuschberg beobachteten die Ungarn sehr aufmerksam. Sie nahmen allerdings an, diese wollten die Burg am Ried überraschend mit großer Macht anfallen. Obwohl selbst kaum der Gefahr entronnen, trachteten sie sofort danach, die Besatzung der Riedburg zu warnen. Zwei von ihnen schlichen sich, als es dunkelte, aus der Burg, schwammen über die Saale und eilten am andern Ufer so rasch sie konnten zur Burg am Ried. So erfuhr Herr Heinrich noch in der Nacht, daß die Ungarn auf dem Wege waren.

In der Frühe des Morgens, kaum daß es hell wurde, ließ er das Heer sich fertigmachen. Fröstelnd standen die Männer in der Burg. Der kühle, feuchte Hauch von den Wassern wehte sie an. Die grauen Schatten der Nacht wichen langsam dem aufbrechenden Tag.

Vor ihnen hoch zu Roß hielt Herr Heinrich, dahinter der Bannerträger des Königs.

„Männer!" rief Herr Heinrich mit weithin schallender Stimme. „Der Tag ist da, den wir alle ersehnt haben. Heute wollen wir unsere Freiheit gewinnen. Ihr seid gekommen von Bayern, von Schwaben, von Lotharingien, aus Franken und Sachsen zum letzten Kampf mit den Ungarn. Sie sind unser gemeinsamer Feind. Gemeinsam werden wir sie heute vernichten. Denkt an nichts anderes, als daß es gilt, unser Land zu retten, vor ihnen zu bewahren eure Mütter und Frauen und

Kinder, sie endlich zu vertreiben von eurem Hab und Gut. Kein Bauer soll mehr einen Halm seiner Ernte, kein Werkmann auch nur ein einziges Stück seiner Arbeit für sie fortgeben müssen. Wie schwach die Ungarn in Wahrheit sind, haben wir gestern gesehen. Die ‚Geißel Gottes' sind sie genannt worden. Wir aber haben das Schwert Gottes. Das Schwert ist besser als eine Peitsche. Unser Schwert wird heute die Geißel zerschlagen. Und dann wird man sehen, wo Gott steht, bei uns, die wir schaffen und wirken und ehrlich leben, oder bei jenen, die sich vom Raub nähren, vom Plündern, Sengen und Morden. Wie schnell werden sie uns den Rücken kehren, wenn unsere Reiter sie anfallen! Ihr braucht nur mannhaft zu stehen und unerschütterlich. Unser ist der Sieg! Das will Gott, und das wollen wir! Vorwärts nun, zum Kampf! Zum Sieg!"

Da war der felsenfeste Wille zum Siege in aller Herzen geweckt, jede Bangigkeit zerstob wie die Nebelfetzen, die aus den Gründen hochstiegen, sich lockerten und lösten — in nichts.

Das Heer ging über die Rippach und rückte nach Norden zu vor. Die Ungarn wurden halbwegs zum Keuschberg festgestellt, waren aber schon etwas nach Osten zu ausgebogen. Der König zog mit dem Heer so voran, daß möglichst wenig davon für die Ungarn zu sehen war; er wollte sie bis zuletzt im ungewissen lassen. Die Hügelwelle, die sich der Saale entlang hinzieht, bot ihm dafür die beste Möglichkeit. Hinter ihr ließ er an geeigneter Stelle seine schwerbewaffneten Reiter stehen, ging mit dem Fußvolk, den Aufgeboten von Sachsen und Thüringen, auf die Höhe hinauf und ließ zur Schlachtordnung aufmarschieren, die Richtung nach Nordost, gegenüber der Stelle, wo die Ungarn lagen. Leichtbewaffnete Reiter und Bogenschützen wurden vorgeschoben, um den Feind zum Angriff herauszulocken.

Die Steppenreiter besahen sich eine ganze Weile das königliche Heer. Ist das alles? fragten sie sich. Was da jetzt auf der Höhe stand, nun ja, das waren die Schwert- und Speermänner, mit denen man überall fertig geworden war. Die paar Reiter, die da vor ihnen herumgaloppierten, waren kaum ernst zu nehmen. Gefährlicher waren schon die Bogenschützen, die bereits aus großer Entfernung ihre Pfeile herübersandten. Wie hatte Mundiok ihnen nur unterliegen können? fragten sie. Man hat viel zuviel Wesens aus ihnen gemacht, meinten sie, und der Mut schwoll ihnen gewaltig.

Schon saßen sie auf ihren Gäulen. Sie trabten an, um mit den Leichtbewaffneten in Fühlung zu kommen. Diese liefen zurück, Reiter schoben sich zu ihrem Schutz vor, gleichzeitig gewahrte man, daß die Schwert- und Speermänner vom Hügel her sich in Bewegung setzten und langsam und ruhig vorrückten.

Da sahen die Ungarn den Sieg winken. Was war leichter für sie, als diese Treffen des Königs bei den Flügeln zu packen, sie aufeinanderzuwerfen, niederzureiten und zusammenzuschießen!

Sofort setzten sie zum Angriff an, schwenkten heraus, die Flanken des Heeres zu umreiten, die sich leicht zurückbogen, um den Ansturm abzufangen.

Da dröhnte der Boden wie Donnerrollen, und ein verheerender Blitz schlug aus der Schicksalswolke. Um den Hügel herum, der sie bis dahin verborgen hatte, strömten Heinrichs schwere Reiter, sie warfen sich den Anstürmenden entgegen, noch ehe diese das Fußvolk hatten erreichen können. Immer weiter und weiter nach Osten zu ausholend, staffelten sich Trupp auf Trupp, Schar nach Schar, und immer noch floß es wie aus nie versiegender Quelle nach.

Im Augenblick erkannten die Ungarn die Gefahr, und daß

sie einer schweren Täuschung zum Opfer gefallen waren. Das Spiel war verloren. Jetzt ging es nur noch um die Rettung.

Geschickt wie sie waren, warfen sie die Pferde fast auf der Stelle herum und suchten ihr Heil in jäher Flucht. Wenige nur, die zum Kampf kamen, blieben auf dem Schlachtfeld.

Verdutzt standen die Gewaffneten auf dem Hang des Hügels.

Sie hatten einen harten Kampf erwartet, waren dicht davor gestanden und sahen jetzt nichts als eine einzigartig wilde Jagd, die davonbrauste. Vornweg die Ungarn, die aus ihren Gäulen herausholten, was nur möglich war; ihnen dicht auf den Fersen die Reiter des Königs, sich abmühend, jene einzuholen.

Sie waren so verdutzt, die Männer auf dem Hügel, daß sie nicht anders konnten als lauthals aufzulachen. Und in diesem Lachen ertrank endgültig der Ungarnschrecken.

Über acht Meilen ging der Verfolgungsritt der königlichen Reiter. Zur Vernichtung der Ungarn führte er nicht; sie hatten die besseren und ausdauernderen Pferde. Aber ihr Lager konnten sie nicht mehr retten.

Als man vom Keuschberg aus gewahrte, was sich da draußen zutrug und daß es Heinrichs Reiter waren, die hinter den Ungarn herjagten, da ließ Wido auch seine Mannen aufsitzen, sprengte aus der Burg, stürzte sich auf das Lager der Ungarn und warf sich darüber hinaus den Fliehenden entgegen. Die Ungarn durften sich nicht aufhalten lassen; Kampf bedeutete die Verzögerung ihrer Flucht, Gefahr, von ihrem Rückweg abgeschnitten zu werden. Sie ließen Lager, Troß und alles im Stich, wichen Wido und seinen Reisigen aus und setzten ihren Fluchtritt nach dem Muldeübergang fort, gejagt von der Furcht vor der endgültigen Vernichtung und gehetzt von dem

Schrecken, der aus dem Ried aufgestiegen war und sie nicht mehr losließ, solange König Heinrich lebte.

Erst unter seinem Sohn Otto haben sie dann noch einige Male versucht, in Bayern und Sachsen einzufallen und ihr altes Treiben wieder aufzunehmen. Aber da hat Otto den Schrecken von Riade erneuert und sie auf dem Lechfelde noch einmal schwer geschlagen. Und danach sind sie nicht mehr wiedergekommen. Am Willen des deutschen Königs und an der Kraft des deutschen Volkes zerbrach das Gesetz ihres Steppendaseins. Sie wurden seßhaft an der Donau. Sie blieben ein tapferes Volk, das sich nun auch die Achtung der andern Völker gewann, wie Herr Heinrich es ihm vorausgesagt hatte.

*

Als sich in der Ferne die Jagd verlor, die Fliehenden und ihre Verfolger, suchte man am Hügel über dem Ried den König; er sollte Weisung geben, ob man mit dem Heer nachrücken oder umkehren wolle. Eberhard von Franken und Heriman von Schwaben, die die Flügel der Aufgebote befehligt hatten, machten sich auf, Herrn Heinrich zu suchen. Etwas abseits gewahrten sie zuerst des Königs Pferd, dann auch Herrn Heinrich selbst. Er saß auf einem Findlingsblock, leicht vornübergebeugt, wie ein Mann, der nach hartem Tagewerk Feierabend gemacht hat. Die Arme lagen untätig über den Schenkeln und der Kopf war ihm auf die Brust gesunken; es sah aus, als schliefe er; tiefer Friede hielt ihn umfangen.

Die beiden Männer konnten sich lange nicht entschließen, den König zu stören. Erst als das Pferd wieder an seinen Herrn herankam, ihn mit dem Maul an die Schulter stieß und sie sahen, wie Herr Heinrich das Tier liebkoste, traten auch sie näher. Der König gewahrte sie und stand auf.

„Sucht ihr mich, Herren?" fragte er.

Ein seltsam glückliches Leuchten lag in seinen Zügen.

„Das Heer erwartet deine Befehle", sagte Eberhard. „Nimm unsern Glückwünsch zu diesem Sieg", setzte er hinzu.

„Das war ein schneller und schöner Erfolg", meinte Heriman, als er dem König die Hand schüttelte.

„Schnell?" entgegnete Herr Heinrich. „Meinst du? — Siebzehn Jahre meines Königtums habe ich um diesen Tag gekämpft, oder sind es gar einundzwanzig gewesen, seit ich Herzog von Sachsen wurde. Alles Große reift langsam und schwer", sagte der König. „Aber groß und schön ist dieser Tag. Heute hat sich das Reich bewährt, Freunde. Es wird nun niemals mehr vergehen. Was immer auch kommen mag, das Reich wird leben, auch wenn wir nicht mehr sind. Sie wissen nun, wie stark und mächtig sie sein können, wenn sie nur einig sind und keine Furcht haben. Sie sollen diesen Tag nie vergessen. Die Schlacht am Ried war der Sieg über uns selbst."

Brausender Jubel empfing Herrn Heinrich, als er auf der Höhe erschien. Im Angesicht des Heeres hielt er sein Pferd an. Hochaufgerichtet, allen sichtbar, saß er im Sattel. Langsam, feierlich fast, griff seine Hand zum Helm. Er nahm ihn ab und ehrte so entblößten Hauptes das Volk, das zu sich selbst und seinem Reich gefunden hatte.

15. Kapitel: Das Reich der Deutschen

In seinem Gemach auf dem Königshof bei der Quitlingaburg saßen König Heinrich und sein Sohn Otto beisammen. Herr Heinrich entwickelte dem Sohn seine Pläne für die

nächste Zukunft. Otto sollte sich hineinfinden in das Amt eines Königsherrn. Er war der älteste rechtmäßige Sohn, und Herr Heinrich wollte an der Gepflogenheit festhalten, daß der Älteste des Vaters Erbe anzutreten hat; er wollte Otto als seinen Nachfolger benennen. Freilich ging Herr Heinrich darin mit Frau Mathilde nicht einig, die den jüngeren Heinrich vorgeschlagen haben wollte und dafür auch mancherlei Gründe ins Feld zu führen wußte, die einer gewissen Berechtigung nicht entbehrten. Wenn auch nicht jene von der Namensgleichheit zwischen Herrn Heinrich und dem jüngeren Sohn, auch nicht die, daß sie Otto doch nur dem Herzog von Sachsen, Heinrich aber dem deutschen König geboren habe; darin ersah Herr Heinrich nur eigentümlich weibliche Vorwände, welche die wahren und ernsthaften Gründe verstärken sollten, die Frau Mathildis in Ottos Charakter und Wesensart fand: in seinem Stolz, in seiner Herrschgier, in seinem Ehrgeiz. Der König wies solche Einwände nicht ohne weiteres von sich. Immer wieder ging er ernsthaft mit sich zu Rate, und doch hielt er schließlich an seinem Entschluß fest. Zweifellos war Otto seit seiner Verheiratung mit Edgitha männlicher und fester geworden; er zügelte sich und nahm sich zusammen; er würde Torheiten wie die vergangenen nicht mehr begehen, sagte sich der König. Otto war klug, er besaß Weitblick, er hatte sich nie als furchtsam oder feige erwiesen. Sein Ehrgeiz nach Ansehen und Geltung brauchte nicht unbedingt ein Mangel zu sein oder eine Gefahr; es fragte sich nur, welches im letzten Ottos Ziele und Absichten sein mochten.

Wohl mit aus solchen Erwägungen nahm Herr Heinrich die Gelegenheit wahr, sich mit dem Sohn über Fragen auszusprechen, die noch ihrer Lösung harrten.

„Zwei Aufgaben sind es, die mir noch zu tun bleiben", sagte

er, „unsere Grenze gegen die Dänen muß gesichert werden, damit die Nordmannen Frieden geben und Albingen und Friesland in Ruhe lassen. Das ist das eine. Und dann wollen wir uns mit Italien verständigen; Arnulfs Grenzkämpfe müssen aufhören. Italien hat mich schon einen Herzog gekostet" — er meinte Burchard, der bei Novara fiel — „ich möchte nicht, daß es noch mehr Opfer von uns fordert. Ja, und dann, glaube ich, werden wir das Reich wohlgefestigt und sicherstehen haben."

„Und die Kaiserkrone?" fragte Otto. „Seit Berengars Tod gibt es niemanden mehr, der sie trägt. Du hast das stärkste Reich unter allen Völkern. Was sind Italien, Westfranken, Burgund, alle andern Königsherrschaften gegen dein Deutsches Reich! Du hast die Ungarn besiegt und die Welt von dieser Pest befreit. Du hast ein Recht auf die Krone Kaiser Karls. Willst du das preisgeben?"

Heinrich blieb ernst und nachdenklich. Darauf also zielt er ab, dachte er; Kaiser sein? Lohnt es danach zu geizen?

„Warum soll ich mir von Rom bestätigen lassen, was ich ohnehin besitze: die Oberherrschaft und Führung dieses Reiches. Was geht das Rom an? Und was geht Rom mich an?" fragte er.

„Willst du als König immer abhängig bleiben vom guten Willen deiner Herzöge?" verfocht Otto seinen Gedanken. „Wenn es ihnen heute nicht mehr gefällt, sagen sie sich los von dir, und dann bist du nur ein Schatten, der auslöscht, weil ihm die Sonne schwindet."

„Die Herzöge haben mich nicht enttäuscht", entgegnete Herr Heinrich, „und ich glaube, ich sie auch nicht. Die Macht des Königs ruht nicht auf der Gnade der Herzöge, Otto, sondern allein auf dem Willen des deutschen Volkes und auf der Kraft, die er aus diesem Willen formt. Dem kann kein Herzog wider-

stehen. Hast du das Volk hinter dir, dann bist du stark, stärker als jeder König, der sich auf das Schwert seiner Krieger stützen muß, wie es der Franke tut oder der Burgunder. Wo der Wille unseres Volkes mächtig ist, da wird auch das Königtum stark sein."

„Das Volk ist wetterwendisch", sagte Otto dagegen. „Es jubelt dir heute zu und stellt sich morgen gegen dich. Sein Blick reicht nicht weiter, als die Pflugschar pflügt. Verlassen kannst du dich darauf nicht, am wenigsten aber die Krone des Oberherrn darauf stützen."

„Und worauf meinst du, daß sie gestützt werden sollte?" fragte der König.

„Wer die Krone trägt, muß unantastbar sein. Ihn hebt Gottes Auftrag über den Alltag und über die Menschen hinaus. Von Gott empfängt er die Kraft zu seinem Amt. Darum hat jedermann ihn zu achten, und unter dem Fluch steht, wer gegen ihn die Hand hebt!"

„Ein Volk führen und eines Reiches Oberherr sein, ist ein sehr weltlich Geschäft. Wozu wollen wir dafür Gott bemühen?" antwortete Herr Heinrich. „Man muß nicht etwas anderes scheinen wollen, als man wirklich ist. Es hat immer gute und auch schlechte Oberherren gegeben. Willst du dafür die Verantwortung auf Gott abschieben? Statt dich selbst zu verantworten vor deiner Sippe, vor deinem Volk und seinem Thing?"

„Ich möchte nicht leben müssen von der Gnade einer Handvoll Herzöge oder abhängig sein von einem Haufen Bauern", sagte Otto finster.

Da schlug Herr Heinrich mit der Hand auf den Tisch.

„Du scheinst beweisen zu wollen, wie wenig du würdig bist, dieses Volkes Oberherr zu werden!" entgegnete er zornig.

„Wie kann ich den Männern des Things deinen Namen nennen, wenn ich weiß, wie du über sie denkst!"

Er stand auf und ging erregt im Gemach auf und ab. Die Adern an seiner Stirn schwollen.

„Wer bist du überhaupt, daß du dich so viel besser dünkst als diese — Bauern?" sagte er zornig, vor Otto stehen bleibend. „Meinst du, weil du eines Königs Sohn bist? Weil du nie einen Pflug geführt und einen Acker umgebrochen hast? Weil du diese gelehrte Sprache gelernt hast, die sie uns da aus dem Süden hereingebracht haben? Das ist nichts, gar nichts! Ein tüchtiger Bauernsohn gilt uns mehr als ein mißratener Königssproß. Und ein Tüchtiger nur soll unser Oberherr sein, so will es das Gesetz dieses Volkes."

„Du wirst nicht behaupten wollen, Vater, daß ich es an Beweisen für meine Tüchtigkeit habe fehlen lassen", sagte jetzt Otto. Auch er hatte sich erhoben und stand ruhig an den Tisch gelehnt. „Warum erregst du dich, Vater?" fuhr er fort. „Weil ich sage, was ich denke? Ich bin ehrlich genug, dir darüber keinen Zweifel zu lassen, und du weißt, daß ich recht habe: Jetzt haben sie dir geholfen, die Herzöge und die Stämme, und haben zu dir gehalten, weil Notzeit war. Die Not hat sie einig gemacht und das Reich geschaffen, nur die Not. Wenn aber erst eine Weile Ruhe und Frieden sein wird, werden sie wieder auseinanderstreben, und es wird dem König gehen, wie weiland Herrn Konrad von Franken; sie werden an ihm zerren wie die Meute am Hirsch, bis sie ihn am Boden haben. Du, gewiß, du magst davon verschont bleiben; aber die nach dir Oberherren sein werden, die wird es treffen. Ist es nicht unser gutes Recht, beizeiten daran zu denken, wie wir uns davor schützen?"

Der König hatte seine Wanderung im Zimmer wieder

aufgenommen. Ob ich Otto vielleicht doch Unrecht tue, dachte er. War es so, wie der Sohn behauptete, die Not, nur die Not habe das Volk zusammengeführt? Und würden sie wirklich wieder auseinanderlaufen, wenn ein anderer einst an seiner Stelle stünde? Sollte dann alles vergeblich gewesen sein, was er geschafft hatte? Nein, irgendwo mußte ein Fehler in Ottos Meinung sein. Das Gemeinsame war mehr als die Not, lag tiefer als nur an der Oberfläche; da war die Sprache, das Erleben, das Empfinden, die Herkunft, das Schicksal der Vergangenheit, und alles, alles das drängte hin zum gemeinsamen Reich. Sie kommen nicht mehr voneinander los, dachte Herr Heinrich beruhigt, sie müssen nun beisammen bleiben, ganz gleich, ob ihr Oberherr König oder Kaiser heißt; aber auf den Mann kommt es an, allein auf den Mann.

Er sagte:

„Auch dem Kaiser könnten die Herzöge gefährlich werden. Auch die Krone schützt das Reich nicht in seinem Bestand, sondern nur des Reiches erster und oberster Herr."

„Wenn er Herr bleiben will, wird er klug daran tun, die Macht der Herzöge bald zu beschränken", entgegnete Otto. „Es kann nur einer befehlen in diesem Reich. Du hast die Macht der Bischöfe gebrochen um des Reiches willen. Auch die Macht der Herzöge muß gebrochen werden. Wenn du es nicht tust, werden andere es tun müssen."

Heinrich schüttelte den Kopf.

„Was du sinnst, ist gefährlich, mein Sohn", sagte er. „Du wirst viel zerschlagen dabei, und der Gewinn wird gering sein. Kann einer treuer sein, als Eberhard der Franke es war, wahrhaftiger als Arnulf von Bayern? Du machst dich arm, wenn du Männer wie sie beiseiteschiebst. Du zerschlägst die Brücken, die zum Volk führen. Du willst alles gewinnen und

wirst alles verlieren. Ich warne dich, Otto. Du kannst nicht über das Reich hinweg, aber das Reich kann über dich hinweggehen. Du sprichst vom Befehlen und verlangst, daß sie gehorchen. Nicht darauf kommt es an, sondern, daß du vorangehst und sie führst; dann brauchst du nicht zu befehlen, dann folgen sie dir von allein. Und die dann dir am nächsten sind, Otto, das sind die Besten, die wünsche ich dir zu Freunden. Es ist einsam auf den Höhen zu wohnen, glaube mir das", schloß der König, „und ohne die Sonne treuer Freundschaft wird dein Herz kalt und leer werden."

Indem trat Thankmar ins Zimmer. Er kam von einem Ritt durch die Grenzlande und wollte dem König Bericht erstatten.

„Otto will mich zu einer Fahrt nach Rom verleiten", sagte Herr Heinrich nach der Begrüßung. „Er möchte, daß ich mir und dem Reich die Kaiserkrone hole."

„Nach Rom fahren, heißt Italien unterwerfen, heißt um ein Land kämpfen, das nicht unseres Volkes ist. Warum das?" fragte Thankmar. „Während wir hier den Rücken kehren, fällt dann der Ungar wieder ein oder der Slawe empört sich. Ich meine, wir sollten in den Grenzen unseres Reiches bleiben und wachsam sein, sie zu wahren; das taugt besser für uns, als in die Weite schweifen."

„Wer Rom hat, hat das Herz der Welt", entgegnete Otto dem Halbbruder.

„Und wenn er darüber die Heimat verliert?" fragte dieser.

„Was Kaiser Karl gelang, den sie den Großen nennen, werden wohl auch wir schaffen können", antwortete Otto selbstbewußt.

„Dann wird das Reich zerfallen, wie Kaiser Karls Reich zerfiel. Was ist von seiner Größe geblieben!" sagte Thankmar.

„König Heinrich wird andere Nachfolger haben als jener Franke; sie werden sein Erbe zu erhalten und zu mehren wissen", meinte Otto mit Nachdruck.

„Gebe es Gott!" erwiderte Thankmar ruhig.

Wie verschieden die beiden sind, mußte Herr Heinrich denken, und sind doch eines Vaters Söhne. Und wieder spürte er, wie so oft schon, daß Thankmar seinem Denken viel näher stand als Otto. Schade, daß er von der Nachfolge ausgeschlossen ist, dachte der König.

„Nein, ich werde nicht nach Rom fahren", sagte er jetzt abschließend. „Ich bin es nicht gewöhnt, vor Priestern zu knien, und nun ein alter Mann. Soll ich mich beugen vor diesem Herrn von Rom, der kaum zwanzig Jahre alt ist und von dem man weiß, wie er auf den Stuhl des Apostels gelangt ist? Das könnt ihr von mir nicht verlangen. Mich gelüstet nicht danach, seine Bekanntschaft zu machen und mir von ihm Kaiser Karls Krone schenken zu lassen. Ich weiß", sagte er, „der Wahn, daß wir Ludolfinger sie tragen sollen, ist alt. Frau Oda hat schon davon geträumt. Aber ich werde diesen Traum nicht erfüllen." Er wandte sich an Otto: „Was Thankmar sagt, hat guten Grund; seine Meinung verdient gehört zu werden."

„Was Thankmar sagt, hat immer guten Grund bei dir, Vater", antwortete Otto gereizt. — Will er ewig an mir herumnörgeln! dachte er. — „Ich habe nie diese Gnade vor deinen Augen gefunden wie dein Erstgeborener", sagte er.

„Das liegt allein an dir!" entgegnete der König verweisend. „Wer ein Reich beherrschen will, lerne zuerst sich selbst beherrschen! Thankmar hätte mir diese Antwort nicht gegeben."

Schon wieder Thankmar! Thankmar und immer wieder Thankmar! dachte Otto und spürte, wie seine Abneigung

gegen den Halbbruder sich allmählich in Haß zu wandeln begann. Aber er schwieg nun, um des Königs Zorn nicht noch mehr zu reizen.

Thankmar wollte sich entfernen. Auch ihm war dieser Auftritt unangenehm. Er bat Herrn Heinrich, den Zeitpunkt zu bestimmen, zu dem er seinen Bericht erstatten könne.

„Bleib!" war die Antwort des Königs. Er durchmaß wieder einigemal das Zimmer, bis er sich beruhigt hatte. „Es hat keinen Zweck, davor wegzulaufen", sagte er dabei. War es für Thankmar bestimmt oder für sich selbst gemeint?

Schließlich blieb er am Tisch stehen.

„Im Osten alles ruhig?" fragte er Thankmar. „Keine Gefahren zu befürchten?"

Der Sohn verneinte und sagte, daß in den slawischen Gauen Ordnung und Friede herrsche, jeder seine Arbeit tue und die Grenzgrafen Hoffnungsvolles und Erfreuliches zu berichten hätten.

„Gut!" sagte der König. „Das andere dann später." Er trat zum Tisch zurück. „Wir werden dann in diesem Jahr noch die Dänen schlagen, und im nächsten schaffen wir Frieden mit Italien."

Und danach entwickelte er seine Absichten und Pläne für den Feldzug gegen die Dänen. Die ruhige und sachliche Arbeit überwand bald alle Mißstimmung. Auch Otto fand rasch wieder aus dem Gekränktsein heraus, und als einige Stunden später die gemeinsame Arbeit beendet war, schieden sie in bestem Einvernehmen. Wo es die Tat galt, waren sie eben doch eines Sinnes und eines Mutes.

Thankmar blieb noch beim Vater zurück, er hatte noch fertig zu berichten. Dann zum Schluß sagte er:

„Sei nicht ärgerlich, Vater, wenn ich dich um etwas bitte:

Stell mich Otto gegenüber nicht immer als Vorbild hin. Du machst es ihm und mir damit nicht leichter. Aber du vergrämst dir Ottos guten und ehrlichen Willen."

Herr Heinrich sah von seinem Stuhl zu Thankmar auf.

„Es ist schwer, euch beide nebeneinander zu sehen und nicht zu vergleichen", brummte er halb als Begründung, halb als Entschuldigung.

„Otto hat bestimmt auch seine guten Seiten und ich ebenso weniger lobenswerte", sagte Thankmar weiter.

„Ich möchte, daß ihr beide gute Freunde wäret", sagte Herr Heinrich. Es klang beinahe wie ein Seufzer.

„Das kann niemand erzwingen", antwortete Thankmar, „du am allerwenigsten, Vater. Bis jetzt ist es noch immer so gewesen, daß wir uns jedesmal gezankt haben, wenn du uns zusammenbringen wolltest."

„Ja", sagte Herr Heinrich. „Einig seid ihr nur, wenn's ans Draufschlagen geht. — Es ist gut, Thankmar", fuhr er fort. „Ich werde mich bessern. Abgemacht! Ich habe ja nur Angst, daß Ottos Ungestüm einmal zerschlägt, was ich mit Mühe und Fleiß gebaut habe. Er stellt das Reich auf die Spitze des Schwertes, und das ist ein Wagnis, ein schweres Wagnis."

„Immer wird es das Schwert sein müssen, das dem Reiche Schutz und Dauer verleiht", antwortete Thankmar. „Hast du es anders gewonnen als mit der Waffe in der Hand?" fragte er.

„Ich habe mir die Herzen gewonnen", entgegnete Herr Heinrich. „Ich habe mit Geduld und guten Gründen oft mehr erreicht als mit dem Schwert. Es gibt nur einen Grund, auf dem das Reich fest und sicher stehen kann — Otto will das nicht einsehen — unser Volk, das Volk der Deutschen.

Weder Krone, noch Fürsten, noch Rom, noch sonst irgendeine Macht sichern das Reich, wenn nicht das Volk es trägt, wenn nicht die freien Männer einstehen dafür, ihm leben und ihm sterben können. Der Mann allein, der frei und waffenwillig auf seinem Grund und Boden wächst, wahrt mit seinem Blut das Reich, niemand sonst. Ist es so — oder nicht?" fragte er.

Thankmar dachte eine Weile nach, ehe er antwortete:

„Die freien Männer, von denen du sprichst, Vater, werden bald selten geworden sein."

Heinrichs Augen wurden starr. Hatte er richtig gehört?

„Selten?" wiederholte er. „Wieso das?"

„Waffen tragen und zum Kampf ziehen ist Sache der Reiter geworden. Die Bauern können nicht ihre Felder bestellen und zugleich Kriege führen. Für die Aufgebote der Freien wird bald kein Raum mehr sein. Es wird künftighin Reiter geben und Bauern. Beide sind not. Aber stützen wird sich der König und das Reich allein auf die Reiter; ihre Treue sichert ihm die Macht und gibt seinem Arm die Kraft."

„Und — die Bauern?" fragte Herr Heinrich entsetzt. Er sah plötzlich die riesengroße Gefahr, die wie eine düstere Wolke am Himmel der Zukunft aufstieg.

„Die Bauern werden schaffen im Schutz der Reiter und Krieger, die dem Feind wehren und den Frieden erhalten", antwortete Thankmar. „Bin ich nicht selbst darum dem Hof meiner Mutter untreu geworden, um Reiter sein zu können hier bei dir?"

Der König schwieg.

Wie ein Nebel verflog es vor seinen Blicken. Er sah einen Riß mitten hindurchgehen durch sein Volk. Das war keine Einmütigkeit mehr, das Gemeinsame würde verlorengehen, Stand sich ausspielen gegen Stand, wie vormals Stamm

gegen Stamm, und bezahlen, auch das sah Herr Heinrich, bezahlen würde der Bauer mit seiner Freiheit. Wie Zentnerlast legte sich die Sorge auf des Königs Seele: War damit noch fertig zu werden?

Er atmete tief und schwer.

„Siehst du", sagte er dann zu Thankmar, „man muß junge Augen haben wie du, um das sehen zu können. Wer keinen neuen Weg mehr finden kann, ist alt. Ich fürchte, heut bin ich zum alten Mann geworden."

Thankmar verstand nicht, was der König meinte. Er konnte auch wohl die Größe der Sorge nicht ermessen, die seinen Vater in dieser Stunde ergriffen hatte und ihn nicht mehr loslassen würde.

*

Im Juni des Jahres 934 zog Herr Heinrich gegen die Dänen. Vor dem Ansturm des Heeres zog sich der Dänenkönig Gnupa — der in Wahrheit ein Sohn des schwedischen Fürsten Olav war — mit seinen Kriegern hinter die festen Wälle zurück, die von der Schlei nach der Eider führten und jedem Feind den Zugang nach der Stadt Haithabu verwehren sollten. Erdwälle und Holzpalisaden aber waren für Herrn Heinrichs Reiter schon lange keine Hindernisse mehr, und Gnupa mußte zu seinem großen Schrecken erleben, daß in kurzer Zeit nicht nur die Wälle in Heinrichs Hand fielen, sondern auch die feste Stadt Haithabu umschlossen und berannt wurde. Da gab er den Kampf auf und legte sich aufs Verhandeln.

Es war ein denkwürdiger Tag, als die beiden Könige auf der Hochburg bei Haithabu zusammentrafen, um die Bedingungen eines Friedens festzulegen.

Herr Heinrich erklärte, er habe nicht die Absicht, das Land

der Dänen zu unterwerfen und das Volk sich botmäßig zu machen, aber er müsse fordern, daß die Züge der Nordmannen in sächsisches Gebiet und nach Friesland künftighin unterblieben, und er verlange zum Unterpfand dafür die Abtretung des jetzt genommenen Gebiets einschließlich der Wälle und der Stadt Haithabu.

Das waren bei aller Milde harte Forderungen für den Dänenkönig, vor allem, was Haithabu anging; denn von hier aus führten die Handelswege nach Friesland und dem Süden und die Seewege nach Schweden hinüber.

„Was willst du mit Haithabu, König der Deutschen?" fragte Gnupa. „Ihr habt keine Schiffe und deine Leute sind nicht der Seefahrt kundig. Was nützt dir die Stadt am Meer, wenn du es nicht befahren kannst!"

„Du hörst, daß ich sie als Friedenspfand haben will", antwortete Heinrich. „Deine Dänen können getrost wohnen bleiben und mit ihren Schiffen unbehelligt über das Ostmeer fahren. Aber ich werde auch Männer aus Sachsen hier ansiedeln, die dafür sorgen, daß ihr die Länder des Reiches mit unerbetenen Besuchen verschont."

Gnupa versuchte die Bedingungen dadurch zu verbessern, daß er auf frühere Zeiten hinwies, wo Sachsen und Nordmannen eines Sinnes gewesen seien, wo ein Herzog von Sachsen sogar eines Dänenkönigs Tochter zum Weibe genommen habe, ja, es müsse einmal auch ein Bündnis zwischen Sachsen und Nordmannen gegeben haben, denn einer der großen Denksteine auf dem Malplatz rede davon, sagte Gnupa.

„Dann wäre es lange an der Zeit gewesen, daß ihr euch dessen hättet erinnern können", antwortete Herr Heinrich. „Von Freundschaft haben wir bis jetzt von euch wenig erfahren. Daß die Nordmänner und wir eines Stammes sind, weiß ich; und

du siehst, wie ich sie darum schone. Es liegt nur an euch, ob wir künftighin Freunde sein können oder noch des öfteren die Waffen kreuzen müssen."

Er blieb hart und unerbittlich, und Gnupa mußte schließlich nachgeben und sich abfinden. Die Reiter des Königs besetzten die Hochburg von Haithabu; in der Stadt siedelten sich bald mancherlei Volk aus Sachsen an, und der Norden des Reiches blieb von den Einfällen der Nordmannen verschont, die damals, ähnlich wie die Ungarn, ein Schrecken für viele Völker geworden waren.

*

Des Königs Zug nach Italien aber kam nicht mehr zustande. Zuerst mußte Herr Heinrich noch einmal gegen die Ukraner ziehen und auch diesen Slawenstamm unterwerfen; bis zur Oder hinüber waren sie ihm nun botmäßig. Im Jahre danach gab es dann wieder eine Begegnung mit König Rudolf vom Frankenreich und dem König von Burgund, die zu einem Freundschaftsabkommen zwischen den drei Herrschern führte. So war, bis auf die Grenzstreitigkeiten Arnulfs mit Italien alles im Reiche wohl und weislich geordnet. Aber Herr Heinrich war nun auch müde. Er fühlte die Kraft seines Körpers sich mindern, hörte die Stimme seines Blutes deutlich sagen: Es ist genug, mein Herr Heinrich!

Schön waren die Herbsttage, die er danach im Harzgebirge auf seinem Jagdhof Bodfeld verbrachte. Die grenzenlose Einsamkeit der Wälder, die unvergleichliche Ruhe des lebenssatten Herbstes taten ihm wohl, wie selten zuvor.

Er schritt einher unter der Farbenpracht und Reife einer Welt, die schon den Winter nahen weiß und darum sich doppelt herrlich schmückt und das Letzte hergibt, ehe das große

Schweigen über sie kommt. Wie fühlte Herr Heinrich sich dieser Welt verbunden, sein Leben nur ein Stück von ihr, getragen von demselben großen und weisen und gütigen Willen. Er wußte, daß nun auch für ihn der Winter kam und das Schweigen, und darum hielt er die Abrechnung mit seinem Leben und Wirken. Und hätte damit wohl zufrieden sein können, wäre nicht die eine Sorge geblieben, die aus der Unterredung mit Thankmar aufgestiegen und geblieben war, die Sorge um die Einmütigkeit und den Bestand des Volkes. Gab es keinen Weg, die Spaltung zu verhindern? fragte sich der König, während er durch die weiten Hallen des herbstlichen Waldes schritt. Er hatte die Stämme zusammengeführt zum Volk; sollte es sich nun in Stände aufspalten? Das Reiterheer auflösen? — Das Reich brauchte die Waffe. Aber das Reich braucht ebenso den freien Bauern. War es ein unwiderrufliches Gesetz, das jetzt auseinanderzwang, was vormals eines Mannes Handwerk gewesen war, den Pflug zu führen und das Schwert? Zuletzt hatte das nicht mehr genügt, gestand sich Herr Heinrich; den Ungarn war man damit nicht gewachsen. Er hatte sie trennen müssen, die Pflughand und die Schwerthand, und die Trennung hatte sich als nützlich und gut erwiesen. Wie aber, wenn je die eine sich über die andere erhöbe? Mußte dann nicht, was Segen war, sich in Fluch verwandeln?

Langsam schritt der König auf schmalen Pfaden durch den Wald. Er achtete nicht auf das Wild, das vor ihm flüchtig wurde; nicht Hirsch oder Reh oder Wildsau reizten ihn mehr. Er jagte einem besseren Ziel nach: der Vollendung. Er suchte nach dem Letzten, nach der Reife seines Werkes. Es mußte einen Weg geben, einen Weg, der zur Vollendung des Reiches führte; und wenn es einen Weg gab, so mußte man ihn gehen

können. Vielleicht daß das Dickicht ihn versperrte; dann wollte er es niederhauen. Oder daß Steine im Weg lagen; die konnte man wegräumen. Aber frei mußte der Weg werden, auf daß das Reich vollendet würde. War niemand da, der jetzt ihm helfen konnte? Otto? Der träumte von der unumschränkten Macht seines künftigen Herrscheramtes. Der verstand seine Sorge nicht. Selbst Thankmar konnte diesmal mit dem König nicht mehr Schritt halten; er war ein Oberster der Reiter, schon fremd geworden dem Mutterboden, der auch ihn einst getragen hatte. Und Erminfried drüben in Miminleou? Ach, der war ein alter Mann, ein Weiser in seiner Art, aber dem Vergangenen zutiefst verflochten; den Sinn einer neuen Zeit begriff auch er nicht mehr. Ganz allein stand Herr Heinrich nun, ganz einsam und niemand konnte ihm mehr helfen jetzt; und hilflos blieb er dieser Sorge gegenüber. Man müßte noch einmal jung sein können, dachte er verzweifelt; es gehört eines Mannes ganze Kraft und ein ganzes Leben dazu, mit ihr fertig zu werden. Vielleicht sogar mehr als ein Leben, sann er weiter. Wie lange braucht der Eichbaum, bis er sich zum mächtigen Stamm geformt hat! Verlange ich nicht zuviel von meinem Leben? Was ist ein Menschendasein im Maße, wie die Welt sich wandelt?

In seinem Blute schwang die Stimme: Es ist genug, mein Herr Heinrich!

Der König blieb stehen. Er preßte die Hand auf das heftig pochende Herz und holte tief Atem. Er spürte eine große Müdigkeit, aber er ging dagegen an.

Genug? sagte er zu sich selbst. Nein, es ist nicht genug. Der kleine Keimling verdorrt, wenn er überwuchert wird vom fremden Gestrüpp und sich verstrickt in spitzige Dornen. Nie wird er zum mächtigen Baum, wenn ich das Gewucher nicht

zerreiße und die Dornen nicht ausrode. Keiner sieht die Gefahr außer mir. Ich allein kann noch helfen.

Wie ein verzehrendes Feuer fiel es über ihn.

„Ich will — —“ sagte er noch.

Da sprach gebieterisch zum letztenmal die Stimme in ihm: „Es ist genug, mein Herr Heinrich!“ —

Am Eichbaum, neben dem er gestanden hatte, fällte ihn dieses Wort.

Und dort fanden ihn seine Gefährten, die durch sein Ausbleiben besorgt, nach ihm Ausschau hielten.

*

„Warum muß, was wir tun, Stückwerk bleiben?“ fragte Herr Heinrich mit müder Stimme, gequält von der Unbeweglichkeit, in die der Schlaganfall ihn versetzt hatte.

„Du mußt jetzt ganz ruhig sein, lieber Herr“, antwortete Erminfried, der an des Königs Lager saß und alle Kunst darauf verwandte, Herrn Heinrichs Leben und Gesundheit noch einmal zu retten. „Willst du denn ewig unzufrieden sein mit dem, was du schufest?“ fragte er. „Ist es nicht weit mehr, als einem Sterblichen sonst gelingt? Stückwerk, sagst du. Alles ist Stückwerk, was wir im Leben vermögen. Daß das Stück Werk gut ist, das wir schaffen, das ist not. Befriedigt dich das deine nicht?“

„Wer wird es vollenden?“ fragte Herr Heinrich mühsam.

„Das Leben“, antwortete Erminfried. „Es ist größer als wir und stärker und mächtiger, und der Menschen in seinem Dienst sind viele. Du kannst nicht Frucht ernten vom blühenden Baum, Herr Heinrich. Auch die Reife hat ihre Zeit, braucht viel, viel mehr Zeit als die vergängliche Blüte. Kein Ungestüm und keine Gewalt mindern diese Frist, auch deine Ungeduld nicht, mein lieber Herr.“

Herr Heinrich schüttelte den Kopf.

„Es ist noch nicht Blüte", sagte er. „Der junge Keim ist noch schwach und sehr klein. Wird er wachsen, Erminfried, wachsen — wachsen?" stöhnte der König.

„Er wird groß werden, Herr Heinrich", antwortete der Alte, und seine Stimme klang ruhig und überzeugend. „Er wird sich durchringen zum Licht und sich behaupten gegen alle Schädlinge, die ihn vernichten wollen. Es ist ja ein gesunder Baum; seine Wurzel treibt tief in die Mutter Erde, und seine Zweige streben der Sonne des Himmels zu. Es wird einmal ein schöner Baum sein, Herr Heinrich, und alle, die ihn sehen und seiner sich freuen, werden daran denken, daß du ihn gepflanzt hast."

Der Kranke in seinen Kissen lächelte matt.

„Der Baum ist wichtig, nicht ich", flüsterte er, „der Baum, und daß er wächst, daß — er — wächst ..."

Die Augen fielen ihm zu. Die harte Spannung über seinen Zügen löste sich. Herr Heinrich schlief.

Erminfried hatte wieder Hoffnung für ihn.

*

In Erfurt strömte das Volk der Deutschen zusammen. Das Reichsthing war von Herrn Heinrich aufgeboten, und sie kamen, die Herzöge, Grafen und Thingmannen und viele, viele andere, um Herrn Heinrich zu sehen und zu hören.

Schwer hatte die Kunde von seiner schlimmen Erkrankung im letzten Herbst auf ihnen gelastet. Besorgt hatten sie der Nachrichten geharrt, die von seinem Krankenlager ihren Weg hinausfanden in alle Teile des Reiches. Sie hatten um des Königs Leben gebangt, wie man nur um einen lieben Menschen bangen kann, und unerschöpflich war ihre Freude, als sie

vernahmen, daß es wieder aufwärts ging mit ihm und er die Folgen jenes Schlaganfalls zu überwinden begann.

Jawohl, Herr Heinrich bezwang den Tod, gewann sich noch einmal das Leben zurück; aber er wußte auch, daß diese Tage nur mehr ein gütiges Geschenk waren. Die Stimme hatte ihr „Genug!" endgültig über ihm gesprochen. Der Feierabend war da; es blieb ihm nur noch Frist, das Werkzeug aus der Hand zu legen.

Und seit er das wußte, war auch die Sorge um das Reich von ihm gewichen. Der Glaube ist das höchste Wagnis, das erste und auch das letzte. Den Glauben an sein Werk hatte Heinrich nun wiedergefunden. Er würde es nun weggeben müssen, auch wenn es unvollendet war; aber er konnte es hingeben voll Vertrauen und Zuversicht; denn es war ein gutes Werk, und das Leben war stärker als alle Menschenmacht und Gewalt. —

Der Tag von Erfurt war kein Festtag, wie es die in Worms oder Quitlingaburg gewesen waren. Nicht Pracht und Glanz regierten diesmal die Stunde. Schlicht wie sein Leben gewesen war, wollte Herr Heinrich Abschied nehmen von seinem Werk und seinem Volk. Ja, nichts anderes als eine Abschiedsstunde sollte dieser Tag von Erfurt sein.

Die Menschen, die da auf den Straßen zusammengeströmt waren, begriffen das zuerst nicht. Vielleicht war ihre Freude über die Wiederherstellung ihres Königs so groß, daß sie ihrem Herzen Luft machen wollten und ihren Herrn mit jauchzenden Heilrufen, Kränzen von Frühlingsblumen, glücklichem Winken und lachenden Gesichtern zu begrüßen gedachten. Darum wunderten sie sich, daß alles so anders kam, wie sie es sich ausgemalt hatten. Sie sahen einen Mann in seinem Wagen vorüberfahren, der ihnen zunickte. Er war feiertäglich geklei-

det, trug aber keine Waffen und keine Zeichen der königlichen Würde. Sein Haar war schneeweiß, und über seinem Antlitz lag ein Leuchten, vor dem ihr Rufen verstummte und die erhobenen Hände herabsanken. Es war kein Erschrecken, das sie verstummen ließ, sondern die Erkenntnis, daß dies Haar um ihretwillen gebleicht war und daß, der da vorüberfuhr, sein Leben für sie gelebt hatte. Es war die Ehrfurcht, die ihnen Schweigen gebot und in manches harte Auge eine Träne trieb.

Dasselbe feierliche Schweigen empfing Herrn Heinrich, als er die Halle betrat, in welcher die Reichsversammlung stattfand. Alle Häupter entblößten sich, während er langsam durch den Mittelgang zu der erhöhten Bühne schritt, die ihm, den Herzögen und Würdenträgern des Reiches vorbehalten war. Ein wenig gebeugt ging er da durch die Reihen der Männer hindurch, sich stützend auf den Stock, der nun sein ständiger Begleiter geworden war. Sie hielten den Atem an, gebannt von der einzigartigen Gewalt, die von diesem Manne ausging und stärker war als je zuvor.

An den Stufen, die zur Bühne führten, kam ihm Hildibert, der Erzkanzler, entgegen; er wollte dem König seinen Arm reichen und ihm hinaufhelfen. Aber Heinrich wehrte ab.

„Laß!" sagte er freundlich lächelnd. „Auch diesen Weg werde ich noch allein gehen", und stieg langsam die Stufen hinan.

Droben begrüßte er die Herzöge.

„Es ist schön, daß wir uns noch einmal sehen, Herren", sagte er, ihnen die Hand reichend. „Ja, wir sind alt geworden, nicht wahr, Eberhard, Arnulf? Aber das Reich ist jung, und das Leben geht weiter. — Was macht Gerberga?" fragte er den Herzog von Lothringen. „Hat sie keine Sehnsucht nach ihrem Vater?" Und als er befriedigende Antwort erhalten

hatte, scherzte er mit dem Schwabenherzog: „Heriman bleibt immer jung. Es muß doch etwas Besonderes um die Luft in Schwaben sein. Ob ich sie nicht doch noch einmal versuchen soll?“

Dann nahm Herr Heinrich auf dem Sessel Platz, den man für ihn bereitgestellt hatte. Der Reichstag begann.

Nachdem den üblichen Förmlichkeiten Genüge getan war, und der Erzkanzler die Gültigkeit und Rechtskräftigkeit des Things festgestellt hatte, erhob sich Herr Heinrich und sprach zu der Versammlung.

Sie merkten, daß das Sprechen ihm schwerfiel. Seine Stimme hatte an Kraft eingebüßt; er redete langsamer als früher; aber was er sprach, das schlug sie alle in seinen Bann, diesmal mehr denn je, denn Herr Heinrich ließ keinen Zweifel darüber, daß dies das letzte Mal sei, daß er zu ihnen rede.

„Der Herrgott hat mir ein unmißverständliches Zeichen gegeben, daß es an der Zeit ist, mein Haus zu bestellen und Abschied zu nehmen von euch und von allem, was meinem Leben wert gewesen ist“, sagte er. „Wir haben Großes miteinander schaffen können. Der Ruhm unseres Wirkens wird ebensowenig vergehen, wie die Frucht unseres Lebens. Nehmt meinen Dank, Herzöge, Edle, Mannen und Freie des deutschen Volkes. Habt Dank für eure Treue, für eure Opfer, für die Geduld und das Ausharren bei mir. Und wahrt dem Reich dieselbe Treue und Kraft, bringt seiner Zukunft dieselben Opfer, wenn es sein muß. Ich erbitte nun nichts mehr für mich. Ich lege das Reich in eure Hände. Ein Leben lang habe ich ihm gedient, dafür gewirkt, gesorgt und gekämpft. Ich kann nun nichts mehr tun, als euch meinen Willen wissen lassen und euch anempfehlen, was mir am Herzen liegt.“

Er setzte sich wieder. Danach verlas der Erzbischof von

Mainz als Erzkanzler den letzten Willen König Heinrichs.

Herr Heinrich benannte darin seinen Sohn Otto als seinen Nachfolger, so wie er selbst vormals von König Konrad benannt worden war, und empfahl dem Reichsthing seine Wahl. Er bestimmte das Wittum für Frau Mathildis, wie er es schon in früheren Verfügungen festgelegt hatte, noch einmal und forderte von seinem Nachfolger — wer es auch sein möge — die genaueste Innehaltung dieser Bestimmung. Er ermahnte die Stämme zur Einmütigkeit, die allein stark mache, und warnte vor Überheblichkeit des einen über den andern, weil dies zu Zwist und Unfrieden führen müsse, neue Not schaffe und gefährde, was glücklich gewonnen worden sei. Er sprach schließlich den Wunsch aus, daß seine Gebeine dermaleinst auf der Quitlingaburg zur letzten Ruhe beigesetzt werden sollten, auf daß er — wie im Leben — noch im Tode Wache halten könne über dem Reich und seinen Grenzen, um es zu schützen vor allen Gefahren und Nöten, die in Zukunft ihm drohen möchten.

Lautlos, stehend und schweigend, lauschten die Männer den Worten des Königs, die der Mund des Erzkanzlers ihnen vermittelte. Es war ihnen, als sei Herr Heinrich schon nicht mehr zugegen. Kein Ruf der Zustimmung wurde laut, als Ottos Namen fiel, nicht ein einziges beistimmendes Nicken bekundete ihr Einverständnis mit des Königs letztem Wort und Willen. Dennoch sah Herr Heinrich an dem tiefen Ernst ihrer Gesichter und an der Hingebung, mit der sie lauschten, daß es ein heiliges Vermächtnis für sie war, was sie fest in ihre Hände nahmen und tief in ihre Herzen senkten. Und er zweifelte nicht, daß sie dafür einstehen würden.

Der Erzkanzler hatte geendet. Feierlich rollte er das Blatt zusammen, von dem er gelesen hatte. Vorsichtig und leise

trat er zurück. Noch lag das Schweigen über dem Raum, als Herr Heinrich sich nun erhob, auf seinen Stock gestützt bis zum Rand der Bühne trat und seine Augen langsam, abschiednehmend über die Männer hingehen ließ.

„Lebt wohl, Männer!" sagte er ruhig. „Einmal ist jedem die Scheidestunde bestimmt. Ich gehe getrost von euch hinaus. Was ich schuf, lasse ich euch. Und ihr werdet es nicht lassen. Ich glaube an euch, Männer. Ich glaube an mein Volk und an sein Leben im Reich der Deutschen. Lebt wohl, Männer!"

Als Herr Heinrich die Halle verließ und ins Freie trat, wo die Menschen dicht gedrängt um den Eingang standen, um den König zu sehen und, wenn möglich, einen Blick von ihm zu erhaschen, sah er sich von ungefähr einer Schar Kinder gegenüber. Eins von den Kleinen reichte ihm einen Blumenstrauß hinauf und sagte mit seiner hellen, bittenden Stimme:

„Geh nicht fort, Herr Heinrich. Bleibe bei uns."

Da beugte sich der König hinunter. Seine Hand glitt liebkosend über den blonden Scheitel, und sanft und gütig sagte er:

„Ich werde immer bei euch sein, Kinder; auch — wenn ich jetzt gehen muß."

16. Kapitel: Ums ewige Reich

„Anderes hat Euer Ehrwürden mir nicht zu sagen?" fragte Odo, der Erzabt des Klosters Cluny im Frankenreich, noch einmal den Bischof von Mainz. „Ich hatte mir mehr erhofft."

Das asketisch strenge, durchgeistigte Gesicht des Abtes spiegelte deutlich die Enttäuschung wieder, aber die schmalen Lippen verrieten auch seine Entschlossenheit, sich damit nicht zufrieden zu geben.

Erzbischof Hildiberts Hand fuhr leicht über die Platte des Tisches, als fege sie etwas beiseite, was nicht hierher gehörte.

„Ich kann nur wiederholen, was ich dir sagte", erwiderte er. „Die deutschen Kirchen werden nichts tun, was nicht des Königs Billigung erfahren hat."

„Es gibt nur eine Kirche, die christliche", sagte der Abt mit Ernst und Nachdruck.

„Ich glaube, wir sind nicht weniger christlich hier im deutschen Reich, als ihr drüben im Frankenreich, ganz gewiß aber bessere Christen als die, von denen man uns aus dem heiligen Rom berichtet", entgegnete Hildibert ruhig und bestimmt.

Der Erzabt lenkte ein.

„Ich weiß", sagte er. „Ich stünde nicht hier, wenn ich etwas anderes glaubte. Euer Volk hat wie kaum ein anderes die Lehren unseres Herrn Christus und der Väter unserer Kirche bei sich aufgenommen. Der große Ernst und die Innigkeit eures Lebens können vielen ein Vorbild sein. Aber ihr seht nicht die Gefahr, wie die allgemeinsame, große Kirche verloren gehen muß, wenn ihr daran festhaltet, daß euer weltlicher Herrscher zugleich das Oberhaupt eurer Kirche sein soll. Die allgemeinsame Kirche kann in der Welt nur einen Oberhirten haben, den Heiligen Vater in Rom. Ich weiß, was Euer Ehrwürden mir sagen will", fuhr er fort, als er bemerkte, daß Hildibert Einwendungen zu machen versuchte; „es ist in Rom nicht so, wie es sein sollte. Das Beispiel, das von dorther gegeben wird, ist wenig christlich und vorbildlich."

„Sagen wir ruhig, es ist verabscheuungswürdig", fiel Hildibert ein; „und die Zahl der Wissenden, die sich davon abwenden, wächst von Tag zu Tag."

„Trotzdem müßt ihr daran festhalten", entgegnete der Abt. „Schließlich geht es allein darum, daß das Reich Gottes auf

Erden verwirklicht wird. Die Zeit ist reif. Werden nicht, die jetzt als Kinder geboren werden, es noch erleben, das Jahr des Herrn, an welchem er herniederfahren wird vom Himmel, um an Stelle seines Statthalters selbst die Regentschaft über das ewige Reich in die Hände zu nehmen. Die tausend Jahre, die er der Welt gesetzt hat, gehen zu Ende. Er mag dann vielleicht einen schwachen und unwürdigen Statthalter antreffen, aber er muß ein starkes und bereites Gottesreich vorfinden. Schlechte Statthalter entbinden uns nicht von unserer Pflicht, des Herrn Willen und Gebot zu erfüllen", sagte der Abt. „Dazu aber ward das Kloster Cluny im Frankenreich gegründet, daß von ihm aus ein lebendiger Strom sich über das unfruchtbare Land ergieße und es wieder Segen trage. Die Wiederkunft des Herrn Christus ist das Gericht über die Welt; die gute Frucht wird er in seine Scheuern sammeln, die faule und schlechte wird das Feuer seines göttlichen Zornes verzehren."

„Und darum, meint ihr, sollen unsere Klöster und Abteien, unsere Bischöfe und Geistlichen sich dieser Bewegung von Cluny anschließen?" fragte Hildibert.

„Nur strenge Zucht und ernste Arbeit, wie sie der Heilige Benedikt uns verordnet hat, kann den Grund legen zu dem ewigen Reich Gottes in der Welt, das keine Grenzen kennt, und in dem sie alle, Könige und Völker, Reiche und Arme, Herren und Knechte versammelt werden unter der Fahne des Kreuzes und dem Stab des göttlichen Hirten. Euer Ehrwürden wolle bedenken, es ist die letzte, allerletzte Zeit der Buße, die den Kindern dieser Welt gegeben ist. Ungetan bleibt, was wir jetzt nicht tun; Segen und Fluch sind in unsere Hand gelegt. Wehe, wenn wir säumig sind! Es wäre uns besser, nie geboren zu sein. Ich bin nur ein unwürdiger Diener meines ewigen Herrn, aber ich bitte ihn, daß Euer Hochwürden seine

Stimme in meinen schwachen Worten vernimmt und Euer Herz sich nicht verschließt vor dem Gebot, das er aus meinem Munde an euch richtet."

Diese eindringliche Rede des Erzabtes ging an Hildibert nicht wirkungslos vorüber. Die Wiederkehr Jesu im Jahre 1000, die Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden, das letzte Gericht und der ewige Friede in der Welt, das alles waren Hoffnungen, die seinem christlichen Denken nicht fremd waren. Der große Ernst des Erzabtes und das Feuer seiner heiligen Begeisterung waren ganz dazu angetan, im Herzen des Bischofs Widerhall zu finden. War dies das Mittel, nicht nur jene unwürdigen Zustände in Rom zu beseitigen, sondern auch der christlichen Lehre den Weg zu bahnen in die Herzen seines eigenen Volkes? Aber er war nicht nur Erzbischof und Diener seines Gottes, er war auch Erzkanzler, Diener seines königlichen Herrn und eines irdischen Reiches. Sollte wirklich, worum Herr Heinrich sich bemüht und gequält hatte, wertlos und vergeblich gewesen sein? Herrn Heinrichs Gedanken gingen so ganz andere Wege als die des Erzabtes von Cluny.

Darum fragte er nun den Abt, welche Aufgabe dem deutschen König bei diesem Werk zugedacht sei, und Odo antwortete:

„Der König des Ostreiches ist der stärkste und mächtigste Herrscher auf Erden. Er allein vermag darum auch das Schwerste zu tun: im Namen der Christenheit nach Rom zu ziehen, dem unwürdigen Treiben zu wehren und bessere Zustände dort zu schaffen. Der größte König muß der erste Kämpfer für Gottes ewiges Reich werden."

„Ob Herr Heinrich das tun wird, weiß ich nicht", antwortete Hildibert. „Danach mußt du ihn selbst fragen. Aber ich habe wenig Hoffnung. Den König gelüstet nicht nach einer

Romfahrt. Zudem verbietet sie ihm sein Gesundheitszustand. Er war sehr krank im letzten Jahre und hat seinen Nachfolger bereits benannt."

„Und wer ist das?" fragte Abt Odo.

„Sein Sohn Otto", sagte Hildibert.

„Was ist dieser Otto für ein Mann?" wollte der Abt weiter wissen. „Gleicht er seinem Vater?"

„Er verspricht ein wackerer König zu werden", sagte Hildibert. „Er wird gewiß seinem Vater nicht nachstehen und vielleicht — vielleicht auch deinen Gedanken zugänglicher sein als Herr Heinrich. Sieh selber zu", schloß der Erzbischof. „Wir werden tun, was wir vermögen, damit christliche Gesinnung und Gesittung, fromme Zucht und echter Glaube in unsern Bistümern und Abteien gedeiht. Das kann ich versprechen. Aber — gegen den Willen des Königs und ohne sein Einverständnis werden wir nie etwas unternehmen." —

„Sie sind entsetzlich schwerblütig, diese Deutschen", sagte der Erzabt von Cluny zu seinem Reisebegleiter, dem Bruder Romanus, als sie eine Weile danach in ihrem Wagen saßen, der sie von Mainz nach Quitlingaburg führen sollte. „Ich glaube, sie fürchten ihren König mehr als unsern Herrgott. Und das ist nicht gut."

„Des Königs Gemahlin soll eine sehr fromme Frau sein", antwortete Romanus. „Man sagte mir, daß sie sehr viel für die Heilige Kirche getan habe. Vielleicht — —?"

„Ich verspreche mir mehr von dem jungen Herrn", entgegnete der Abt. „Er wird uns den besseren Dienst leisten können. Er wird über seines Vaters Größe hinauswachsen wollen. Wir werden ihm den Weg dahin zeigen. Und er wird ihn gehen und so dem ewigen Reich die Bahn bereiten."

*

Die Nachmittagssonne eines späten Junitages lag mit ihren warmen Strahlen über den Gärten der Königspfalz von Miminleou. Nahe bei Sigberts Totenstein saß Herr Heinrich auf einer bequemen Bank, die Hände über dem Stock zwischen seinen Knien gefaltet, und sah über die Sommerherrlichkeit, die sich seinen Augen bot. Neben ihm, den Kopf auf den Vorderpfoten und schläfrig in die Sonne blinzelnd, lag einer der großen Jagdhunde des Königs. Zuweilen schnappte das Tier nach einer vorüberſummenden Fliege und knurrte mißmutig, wenn sie ihm entwischte. Dann lachte Herr Heinrich.

Hier draußen sitzen zu können, das war nun seine letzte Freude auf der Welt. Zu wandern, ja nur ein Stück Weg zu gehen, war ihm schon nicht mehr möglich. Aber er genoß auch diese letzte Freude des Lebens dankbar und froh.

Vom Hause her kam jetzt Erminfried mit seinen schweren, ruhigen Schritten.

„Wie geht es dir heute, Herr Heinrich?“ fragte er den König, und seine Augen gingen prüfend über die Gestalt des geliebten Herrn.

„Du siehst“, antwortete Heinrich heiter, „immer näher dem Ende zu. Ich denke, bald werde ich euch nicht mehr zur Last fallen.“

Erminfried wehrte ab: Wie Herr Heinrich das sagen könne, vom Ende und zur Last fallen könne gar keine Rede sein, und er hoffe doch, seinen lieben Herrn auch diesmal wieder völlig auszuheilen.

Heinrich lächelte und schüttelte den Kopf. Er hieß den Alten neben sich setzen und sagte dann zu ihm:

„Wozu sollen wir uns etwas Törichtes einreden, wenn wir längst Besseres wissen? Du wirst mich nicht mehr gesund

machen, Lieber. Dazu bin ich auch nicht nach Miminleou gekommen, sondern damit ich das Ende erleben kann und niemand mich dabei stört. Es ist nicht schön, zusehen zu müssen, wenn einer stirbt. Das wollte ich den andern ersparen. Für dich wird es der letzte Freundesdienst sein, den du mir leistest; und dann, du weißt ja auch, was es um das Sterben ist."

Erminfried nickte. Er sah ein, daß es keinen Zweck hatte, Herrn Heinrich etwas einzureden; der König wußte genau, wie es um ihn stand.

„Man kann gewiß besser sterben als König und Oberherr eines Volkes", fuhr Herr Heinrich zu reden fort, „auf dem Schlachtfeld, an der Spitze des Heeres, wenn der Kampf dem Siege zuneigt. Dann ist das Sterben leichter, als untätig hier zu sitzen und warten zu müssen, bis ‚es' kommt und einen abruft."

„Keiner kann sich seinen Tod aussuchen", entgegnete Erminfried, „so wenig einer die Stunde seiner Geburt bestimmen kann oder die Sippe, die ihm seinen Namen gibt. Der Mut zum Sterben ist nicht größer als der Mut zum Leben. Nur die Bleibenden schmerzt der Tod."

Sein Blick hing an dem Totenstein Sigberts; die längst vernarbte Wunde tat wieder weh; mehr noch die Vorahnung des Scheidenmüssens von Herrn Heinrich.

„Wozu blieb ich am Leben?" fragte der Alte. „Einmal hast du mir gesagt, daß ich wachen müsse über Miminleou, damals, als Sigbert fiel und du dein Reich bauen mußtest. Wozu soll ich jetzt noch leben, wenn du nun weggehst — für immer gehst? Kannst du mir das sagen, mein Herr Heinrich?"

„Es wird auch das einen Sinn haben", antwortete der König. „Und einmal wirst du es auch verstehen. Vielleicht sollst du die Vollendung schauen, die ich nicht mehr sehen kann.

Vielleicht wirst du zeugen müssen für mich und für mein Werk, was weiß ich! Vielleicht wirst du hundert Jahre alt und mehr wie Frau Oda, die auch nicht sterben konnte, bevor das Sehnen ihres Lebens Genüge fand. Einmal wirst du es wissen. — Willst du dann kommen, an meinen Totenstein treten und es mir sagen, Erminfried?" bat Herr Heinrich.

Mit einem Handschlag gelobte es ihm der Alte. Und dann schwiegen sie wieder. Oh, sie konnten jetzt so gut miteinander schweigen, und es war so schön, stille zu werden vor sich selbst.

Die Sonne schien warm. Der Hund war nun wirklich eingeschlafen. Über dem Garten zog ein lichtblaues Falterpaar liebeselig seine tändelnden Kreise, kam näher, huschte über sie hinweg und floh davon. Von den Ställen her klang das Blöken der Rinder satt und zufrieden. Ein Fischreiher strich sanft schwebend über das Unstruttal und verlor sich in der Ferne. Die beiden Männer im Garten ließen sich von der Stille tragen, die sie wie Arme der Liebe umfing.

Nach einer Weile sagte Herr Heinrich dann wieder:

„Noch etwas mußt du mir versprechen, Alter. Die beiden Schreine drinnen in meiner Stube — wenn ich einmal nicht mehr bin — die sollst du wieder zu dir nehmen. Sie sind Sigberts Werk und dein Eigentum. Was sie mir bedeutet haben, können sie keinem mehr wert sein. Was soll Otto damit anfangen? Du wirst auf Miminleou bleiben, das habe ich mir bei Otto ausbedungen. Dann nimm sie zu dir zurück und bewahre sie zum Gedenken an unsere Gemeinsamkeit."

Erminfried bedachte sich einen Augenblick, ehe er antwortete:

„Unsere Gemeinsamkeit bedarf keines Malsteines, Herr Heinrich. Was die Zukunft mir noch bringt, besorgt mich nicht. Aber Sigberts Bilder sollen bei mir nicht verfaulen. Dazu hat er sie nicht geschaffen. Dir waren sie Trost und

Hoffnung, sie waren die Marksteine auf deinem Wege, das Wahrzeichen deiner Liebe und deiner Pflicht. Wollen wir sie dann nicht lieber denen geben, die dich geleitet haben auf diesem Wege zur Liebe und zur Pflicht?"

„Du meinst — —?" fragte Herr Heinrich.

„Frau Hathburg und Frau Mathildis", antwortete Erminfried. „Sie werden dein Vermächtnis besser bewahren, als ich es vermag."

Herr Heinrich nickte.

„Hathburg und Mathildis", sagte er vor sich hin. „Die Pflicht schuf der Liebe Leid. Und nun vergingen sie beide, die schöne Liebe und die strenge Pflicht; die Freude wird stumm, und es endet das Leid. Auch die Mahnmale werden einmal vergessen sein oder, wer daran vorübergeht, nicht mehr wissen, wovon sie kündeten. Und was bleibt?" fragte er.

„Was mehr ist als Pflicht und Liebe", antwortete Erminfried, „und was unvergänglich ist: die Treue. Aber sie braucht kein Mahnmal, sie lebt — unvergessen — in deinem Reich."

Herr Heinrich blickte in die Ferne. —

Langsam neigt die Sonne dem Abend zu.

*

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als mit heftigen Schlägen an Frau Hathburgs Hoftor gepocht wurde und ein Bote von Frau Mathildis dringend Einlaß begehrte. Herr Heinrich liege im Sterben, sei vielleicht schon tot, sagte er, und des Königs Gemahlin bäte um Frau Hathburgs Begleitung; sie wolle sofort nach Miminleou aufbrechen, von woher die schmerzliche Nachricht sie eben erreicht habe.

Hathburg riß sich aus der Müdigkeit und Schlaftrunkenheit der Nacht hoch. Herr Heinrich im Sterben? Vielleicht

schon nicht mehr unter den Lebenden? Ihr Herr Heinrich?

Sie hatte wie alle gebangt, als damals der erste Schlaganfall ihn niederwarf, seiner Genesung sich gefreut und doch gewußt, daß Herrn Heinrichs Erdenfrist abgelaufen war und das Ende nahe sei. Ihre Gedanken waren in dieser Zeit oft genug bei dem Manne gewesen, der sie einst liebte und zum Weibe nahm; und es waren gute und fürsorgliche Gedanken gewesen, die sie ihm zusandte. Mit ihrem trostreichen Wesen war sie auch Frau Mathildis zur Seite gestanden, als diese in den Wochen der großen Gefahr für des Königs Leben mit ihren Sorgen und der Unruhe ihres Herzens sich zu der einsamen Frau flüchtete; nur eines hatte sie immer wieder ausgeschlagen, so oft auch Frau Mathildis sie darum bat: eine Begegnung mit Herrn Heinrich. Wozu auch noch? Warum die Vergangenheit noch einmal heraufbeschwören, die so hart und bitter für sie beide gewesen war. Sie hatten ohne einander leben müssen, weil sie nicht miteinander leben konnten; aber ein jedes hatte schließlich sein Leben gefunden. Nein, Frau Hathburg trug kein Verlangen danach, Herrn Heinrich wiederzusehen. Bis zu dieser Stunde. Als sie nun die Kunde von des Königs Abscheiden traf, da spürte sie, daß es nicht nur der Ruf von Frau Mathildis war, der an sie erging, sondern auch die Stimme ihres Herzens, die ihr gebot, noch einmal nach Miminleou zu fahren.

Hastig traf sie ihre Vorbereitungen. —

Fackeltragende Reiter sprengten von der Quitlingaburg heran, das Geleite für den Wagen der Frau Mathildis. Im huschenden Licht der Fackeln sah Frau Hathburg das bleiche Antlitz Thankmars sich zu ihr niederbeugen.

„Der Vater — —" stammelte er mit erschütterter Stimme.

„Ich weiß", antwortete die Frau. „Sei ruhig! Ich komme mit euch."

An Frau Mathildis Seite trat sie die Fahrt durch die Nacht an. Schwarzes Gewölk hing am Himmel. Je und dann zuckte ein ferner Blitz auf, und sein Leuchten überblendete für Augenblicke das Licht der Fackelreiter. Eilige Rossehufe schlugen den Boden, die Wagenräder knirschten in schneller Fahrt. Im Schatten der Nacht verlor sich das Land zu beiden Seiten des Weges.

In ihrer Ecke zurückgelehnt weinte Frau Mathildis still vor sich hin.

Hathburg saß aufrecht. Ihre Augen umspannten die Dunkelheit und suchten hindurchzudringen zu Trost und Klarheit.

Nacht war es, als ich von dir ging, mein Herr Heinrich, sann ihre Seele. Nun wo ich aufbreche, dich zu suchen, zum letzten Male dich zu sehen, ist es wieder Nacht. Damals floh ich von Miminleou und vor dir, heute kehre ich zu euch zurück. Dazwischen lag unser Leben, Herr Heinrich, deins und meins. Fremd sind wir uns geworden; gehaßt habe ich dich; den Sohn habe ich dir vorenthalten wollen. Aber du bist doch Sieger geblieben. Mit leeren Händen kann ich jetzt nur zu dir kommen. Ich habe keine Tränen mehr und keinen Trost; nur die Ruhe und den Frieden meines Herzens noch; das ist alles, was ich dir geben kann als letzten, allerletzten Scheidegruß.

Sie sah im Fackelschein Thankmars geisterblasses Gesicht; seine Augen stießen in die Nacht vor, als wollten sie den Weg verschlingen und die Entfernung kürzen, die ihn von seinem Vater trennte.

Wie er ihn lieb hat! mußte die Frau denken. Es hat nichts genützt, daß ich den Sohn gegen den Vater großziehen wollte. Oh, sie wußte nur zu gut, wie Thankmar darunter litt, immer

gelitten hatte, daß es keine Brücke zwischen Vater und Mutter mehr gab. Sie kannte die Unruhe, die ihn hin und her warf zwischen ihnen, so daß sein Leben kein Genüge finden konnte. War es darum, daß er es verschmäht hatte, sich ein Weib zu wählen und das unstäte Reiterleben dem sicheren Besitz von Hof und Sippe vorzog? Auch dir habe ich abzubitten, dachte Frau Hathburg, indes ihre Blicke den Sohn suchten; auch du sollst zum Frieden kommen, bald, dachte sie, wenn diese Nacht zu Ende geht.

Das Schluchzen der Frau neben ihr wurde heftiger. Hathburgs Hand tastete nach Frau Mathildens Arm.

„Nicht weinen, Frau", sagte sie. „Sein Leben war groß und schön. Laß uns nicht mit Tränen von ihm Abschied nehmen, sondern, wie er's verdient hat, mit Lob und Dank."

Die Frau in der Ecke richtete sich auf.

„Ob wir ihn noch am Leben finden?" fragte sie bang. „Oh, warum mußte er nach Miminleou gehen? Warum blieb er nicht bei uns auf dem Königshof? Nun wird er sterben ohne uns."

„Beruhige dich, Frau", antwortete Hathburg und legte ihren Arm um Mathildis' zuckende Schultern. „Du weißt, er hat immer die Einsamkeit Miminleous geliebt; sie gab ihm die Kraft zum Leben; von ihr gewinnt er sich auch die Kraft zum Sterben. Aber einsam ist er darum doch nicht. Da, sieh hin!" sagte Frau Hathburg.

Gerade fuhr der Wagen an einem Gehöft vorüber. Hinter den Fenstern flackerte Lichtschein. Man wachte dort anstatt zu schlafen. Die Kunde von des Königs Abscheiden mußte sich schon herumgesprochen haben. Vom Zaun bei der Straße her wechselte der Bauer mit den Vorreitern kurze Worte. Als

der Wagen näher kam, hörten die Frauen ihn gerade noch rufen:

„Grüßt unsern Herrn Heinrich!"

„Er ist nicht einsam, im Leben nicht und nicht im Sterben", sagte Frau Hathburg. „Die Liebe derer, die er liebte, wacht über ihm. Sei getrost, Frau, auch wir werden ihn noch sehen!"

*

Der Königshof in Miminleou stand im Zeichen des Todes. Behutsam und beklommen ging das Leben seinen Gang, gedämpft waren alle Geräusche des Tages, vorsichtig jede Bewegung; kein Ruf, kein lautes Wort war zu vernehmen. Herr Heinrich lag im Sterben.

Er war noch nicht tot, als Thankmar und die Frauen von der Quitlingaburg ankamen; aber Erminfried sagte ihnen, daß er nun keine Hoffnung mehr habe.

Ruhig und friedlich lag Herr Heinrich auf seinem Bett, das man aus der Kammer in die Stube mit den Bildschreinen getragen hatte. Er kämpfte nicht mehr und schien auch keine Schmerzen zu leiden. Er hielt die Augen geschlossen; es war, als wenn er schliefe. Das scharfgeschnittene Gesicht glich gemeißeltem Stein. Nur das leise Beben der Hände verriet, daß noch Leben in ihm war.

Stumm standen die Männer und Frauen um das Bett. Erminfrieds Hand legte sich sanft auf des Königs Arm. Herr Heinrich öffnete die Augen, aber er erkannte wohl niemanden.

„Ist es — so — weit?" fragte er leise mit scheuer Stimme und dann: „Otto?"

Otto sei noch nicht gekommen, antwortete Erminfried, er könne von Magathaburg auch noch nicht hier sein.

„Nein", sagte Herr Heinrich; er hatte verstanden.

„Aber Frau Mathildis ist hier", redete der Alte weiter, „dein Sohn Thankmar und seine Mutter."

Da glomm ein Licht in Herrn Heinrichs Augen auf; sein Blick wurde klarer und erfaßte die Menschen um sein Lager.

„Ihr seid gekommen — alle?" sagte er. „Ich habe es euch — ersparen wollen, das hier. Aber ihr — seid doch gekommen. Das ist schön."

Sein Blick blieb auf Frau Mathildis haften, langsam bewegte er die Hand nach der Richtung, wo sie stand.

„Mathildis — Gute!" sagte er dankbar.

Sie sank bei seinem Lager nieder, ergriff die matte Hand und schmiegte ihre Wange daran.

„Mein Herr Heinrich!" sagte sie mit weher Stimme.

Die andern zogen sich still zurück. Sie wollten die Feier des Abschieds zwischen diesen beiden Menschen nicht stören.

Herr Heinrich war nun klar bei Sinnen; auch seine Stimme klang jetzt sicherer und fester:

„Ja, Frau, nun müssen wir wohl scheiden. Du wirst wieder allein bleiben müssen, wie so oft, diesmal für immer."

Er hielt einen Augenblick inne, ehe er weitersprechen konnte.

„Es mußte sein, Frau. Es hat mir sehr wehgetan, aber es mußte sein. Deine Güte hat mir verziehen. Hab Dank dafür. Wie oft hast du meinen Zorn gedämpft, die Härte gemindert und mich zur Gerechtigkeit geführt. Dein Herz war Erbarmen und Milde, und dein Rat war weise und gut. Hab Dank dafür. Ich habe dir nicht immer gegeben, worum du batest; du hast mir darum nicht gezürnt. Ich habe selbst zuviel geben müssen, Kraft, Gesundheit, Glück und Trost, alles für das Reich. Dann bin ich arm gewesen. Aber du hast den Bettler nicht von deiner Tür gejagt. Hab Dank dafür, Frau."

Für eine kleine Weile fiel Erschöpfung ihn an. Er schwieg. Auch Frau Mathildis war keines Wortes fähig. Nur ihre Blicke hafteten ineinander und die Tränen kamen der Frau hoch.

„Nun wirst du allein bleiben", sagte dann Herr Heinrich, „sehr allein." Er dachte daran, daß das Verhältnis der Mutter zu Otto immer noch trüb war.

Sie beruhigte seine Sorge.

„Ich hab Heinrich und Wilhelm und die andern Kinder", sagte sie.

„Wenn du Rat brauchst oder Hilfe — —" sagte er weiter.

„Quäl dich nicht um mich", bat sie. „Mein Helfer ist der Christ am Kreuz. Bei ihm bin ich geborgen."

Heinrich nickte. Ja, das war immer ihr großer Trost gewesen, und dabei würde sie wohl verharren bis ans Ende.

Die Frau sprach weiter:

„Ich habe aber auch einen Menschen, dem ich mich anvertrauen kann: Frau Hathburg."

Ihre Kunde schien den König zu freuen.

„Daß ihr euch gefunden habt — —!" sagte er, und ein glückliches Lächeln lag auf seinen Zügen.

„Willst du mit ihr reden, Herr?" fragte sie ihn dann. „Frau Hathburg ist hier."

„Später — vielleicht", antwortete er und wandte das Gesicht zur Seite. Litt er Schmerzen? War es das Bewußtsein seiner Schuld? Der Gedanke an die Härte und den Haß dieser Frau? Die Lider sanken ihm herab; er rang mit sich selbst.

Als Frau Mathildis es gewahrte, erhob sie sich still, schritt auf Hathburg zu, die mit den Männern abseits gegangen war.

„Schwester!" bat sie und führte die Frau zu Herrn Heinrichs Lager. Und hier legte sie schweigend und ernst ihrer beider Hände ineinander.

„Ist's gut so?" fragte sie feuchten Auges, als Herr Heinrich den Blick wandte.

Zwei Menschen riefen sich bei ihren Namen.

„Kommt", sagte Frau Mathildis und winkte den andern mit hinauszugehen, „was sie sich zu sagen haben, braucht nur Gott als Zeugen — niemand sonst."

Es waren nicht einmal viel Worte, die Heinrich und Hathburg noch mit einander redeten. Längst hatten sie einander begriffen und verziehen. Die Schuld war gesühnt. In dieser Stunde wußten sie es, und ihre Seelen taten sich voreinander auf ohne Scheu und falsche Scham.

„Du bist immer bei mir gewesen, Liebe; nie hab ich dich verloren", sagte der Mann. „Das Schicksal hat uns scheiden können, aber segnen mußte es uns doch."

Und die Frau antwortete:

„Du warst mein Leben, Herr Heinrich. Es war hart und schwer, das Leben. Oft bin ich trotzig gewesen und verzagt. Aber dann waren deine Augen über mir, und ich mußte es weitertragen um ihretwillen."

„Thankmar?" fragte er.

„Ja", nickte sie, „dein Sohn. Für ihn ist mir auch das Schwere leicht geworden."

Des Mannes Augen leuchteten auf. Sie sah es und wußte um seine Freude und seinen Dank. Und ihr war es genug.

*

Die Stunde geht auf Mittag. Herr Heinrich schläft. Frau Mathildis hat in der Kapelle, die sie vormals für Sigberts Bild stiftete, eine Messe lesen lassen. Sie warten, ob Otto nicht doch noch kommt. Sie warten alle darauf und wissen genau, daß es unmöglich ist, von Magathaburg aus so rasch

hier zu sein; er kann kaum jetzt die Nachricht empfangen haben.

Im Sterbezimmer geht Erminfried ab und zu. Die andern sind jetzt draußen. Er wird sie rufen, wenn es so weit ist.

Thankmar spricht mit der Mutter. Er ist glücklich, daß es nun Frieden ist zwischen Herrn Heinrich und ihr.

„Es ist immer gut gewesen zwischen uns", sagt Frau Hathburg, „nur — wir haben es nicht gewußt."

Das Glöckchen im Turm der Kapelle bimmelt. Eintönig dringt die betende Stimme des Stiftsherrn von Hildesheim zu ihnen herüber.

Drinnen regt sich Herr Heinrich. Rasch ist Erminfried bei ihm.

„Es — ist — Zeit", sagt der König. Sein Blick ist klar und fest. Er versucht sich aufzurichten. Erminfried muß ihn stützen, daß es gelingt. Tief und befreit atmet Herr Heinrich.

Noch einmal versammeln sich alle um ihn, und er schaut einen jeden an.

„Das — Schwert!" sagt er dann, und Erminfried muß die Waffe Wekings herbeiholen und ihm hinreichen. Liebevoll gleitet des Königs Hand darüber hin.

„Zürne nicht, daß ich es weggebe", sagte er zu Frau Mathildis. „Für Otto — ist es — zu schwer. Otto — wird König. Das Schwert — Thankmar."

Seine Hand greift nach dem Herzen. Die Augen werden groß und starr.

„Sagt Otto: — — Das Reich — —!" ruft er und sinkt zusammen.

*

Dumpf und schwer hallen die Glocken von Sankt Servatius über das Land bei der Quitlingaburg.

„Du kannst Herrn Heinrich nicht mehr sprechen", sagt Otto zu dem Erzabt von Cluny, den er bei seiner Ankunft im Königshof trifft; „der König ist tot."

„Requiescat in pace", betet Abt Odo.

„Amen, amen!" antwortet Bruder Romanus und schlägt das Kreuzeszeichen über Stirn und Brust.

Dann schweigen die Männer und lauschen den ehernen Stimmen von Sankt Servatius. Bis der Abt wieder das Wort nimmt und zu Otto sagt:

„Herr Heinrich war ein großer König, und Gott hat das Werk seines Lebens gesegnet. Zu Größerem noch wird berufen, wer des Königs Nachfolge antritt."

Otto schaut auf. Seine Augen treffen kühl wägend die Blicke des Erzabtes, in denen das verzehrende Feuer heiligen Eifers loht.

Nach kurzem Besinnen spricht Otto:

„Was hast du mir zu sagen, Erzabt von Cluny? Rede! Ich höre zu."

Da verstummen die Glocken von Sankt Servatius, und verwehend trägt der Wind den letzten Schall davon.

Ausklang

Letztes Kapitel: Der Spruch des Schicksals (940)

In Quitlingaburg blühen die Rosen. Warme Sommerluft liegt über dem Saaletal. Lustiges Vogelgezwitscher klingt aus den Gärten der frommen Brüder von Sankt Jakobus, die sich auf dem Königshof niedergelassen haben und in der Stiftskirche, die Herr Heinrich noch selbst erbaute, ihren Dienst versehen. In der Krypta dieser Kirche hat man Herrn Heinrich auch beigesetzt. Täglich stattet Frau Mathildis der Gruft des Gatten ihren Besuch ab und verweilt dort eine Zeitlang in frommer Betrachtung und innigem Gebet. In ihrem Leben ist es nun still geworden; ruhig und gleichförmig fließen ihre Tage dahin, und wenn sie auch noch ihre Sorgen hat, recht, recht schwere Sorgen oftmals, so hat sie doch keine anderen Wünsche mehr als Gutes zu tun mit dem Wittum, das Herr Heinrich ihr hinterließ.

Längst hat sich das im Lande herumgesprochen, und täglich kann man an der Pforte der Stiftskirche um die Stunde, wann Frau Mathildis hier zu weilen pflegt, zahlreiche Bettler sehen, die auf die Frau warten, um sich von ihrer Mildtätigkeit beschenken zu lassen. Keiner braucht ohne Gabe davonzugehen. Dennoch schauen sie mißmutig und böse auf jeden, der ihrem Kreis sich etwa neu zugesellen möchte.

So auch auf den alten Mann mit dem schlohweißen Haar und dem braunen Umhang, der heute zum ersten Mal mit ihnen vor der Stiftskirche wartet. Er macht einen müden Eindruck, dieser Mann, der sich jetzt auf eine der Treppenstufen gesetzt hat. Ob es die Last der Jahre ist, die ihn müde gemacht hat, oder ein langer Wanderweg, ist schwer zu sagen. Seine Schuhe sind staubbedeckt, und der Mantel zeigt Spuren der im Freien verbrachten Nacht.

Allerlei hämische Bemerkungen fallen unter den Bettelleuten über den Neuankömmling; aber der Alte tut, als ob ihn das alles nichts angehe. Er hat die Augen geschlossen und läßt sich von der frühen Sonne den Körper wärmen. Erst als einige von den verwahrlosten Gesellen ihn anzurempeln versuchen, schießt es wie ein Blitz unter seinen buschigen Augenbrauen hervor, ein harter, verweisender Blick aus stahlgrauen Augen, der den andern merkwürdig in die Knie fährt, so daß sie sich mit einer halblaut gemurmelten Entschuldigung zurückziehen und den Alten in Frieden lassen.

Es dauert dann noch eine ganze Weile, bis man an allerlei Bewegung in der Stiftskirche merkt, daß Frau Mathildis ihre Andacht beendet hat und nun wohl herauskommen wird.

Dicht umlagern jetzt die Bettelleute den Ausgang und die Treppe. Ihre Gesichter nehmen Leidensmienen an, und jeder hat sein Sprüchlein auf der Zunge, mit dem er das gute Herz der Frau bewegen möchte.

Nun öffnet sich die Tür der Stiftskirche. Von der Äbtissin Diethmot geleitet, tritt Frau Mathildis aus dem Dämmerdunkel des Raumes hervor in das helle Tageslicht. Einen Augenblick muß sie stehenbleiben und geblendet die Augen schließen, bis sie sich an die Helligkeit hier draußen gewöhnt haben.

Und schon umringt sie der Chor der Jammernden. Hände recken sich ihr entgegen, Stimmen suchen einander zu überbieten. Sie nickt und lächelt und teilt, während sie die Stufen langsam hinuntersteigt, nach rechts und links ihre Spenden aus. Einige von den Bettlern kennt sie auch mit Namen; da fragt sie dann wohl den einen oder andern etwas und erhält je nachdem eine demütige oder eine hochfahrende Antwort; denn niemand ist anspruchsvoller als diese Bettler, weil sie meinen, daß sie es sind, die ihrem Wohltäter den Weg in den Himmel bereiten, indem sie seine Gaben an Gottes Statt annehmen. Wie lange ist es denn noch hin bis zur Wiederkunft des Gottessohnes und zur Aufrichtung seines Reiches? Ein paar Jahre noch, nicht einmal eines Menschenlebens Länge mehr.

Unter den letzten Bettelleuten steht auch der Alte mit dem schneeweißen Haar und dem braunen Mantel. Auch ihm will Frau Mathildis eine Gabe reichen. Da stutzt sie, und zwei Augenpaare schauen sich an.

„Du hier, Erminfried, unter den Bettlern?" fragt Frau Mathildis überrascht.

„Einer, der nichts mehr sein eigen nennt als das Dasein und die Erinnerung, ist wohl bei den Bettlern nicht fehl am Platz, Frau Mathildis", antwortet der Alte. „Aber mich verlangt nicht nach Schätzen, wie du sie hier vergibst; ich kam nur, um Abschied zu nehmen, Frau Mathildis, für immer Abschied zu nehmen."

„Was ist mit Miminleou?" fragt die Frau hastig. „Du mußt mir erzählen. Aber nicht hier. Komm mit in mein Haus."

Mit zitternden Händen gibt sie der Äbtissin das Kästchen mit den Geldstücken für ihre Pfleglinge, damit Diethmot sie weiter versorgen kann. Dann geht sie raschen Schrittes mit

Erminfried dem Hause zu, das sie auf dem Königshof noch bewohnt.

Eine große Unruhe hat sie erfaßt, als sie dem Mann sich gegenüber sah, der einst Herrn Heinrichs Freund gewesen war. Wie bange Ahnung kommenden Unheils will es sie bedünken, daß er ihr unter — Bettlern begegnet ist.

„Warum hast du Miminleou verlassen?“ fragt sie, kaum daß man in ihrem Wohngemach angekommen ist.

„Ich bin ein alter Mann“, antwortet Erminfried, „und König Otto will junge Menschen um sich haben. Er war der Meinung, daß ich zum Hofwalter von Miminleou nicht mehr tauge. Wahrscheinlich hat er recht. Das ist nun einmal der Lauf der Welt, Frau Mathildis, das Alte wird abgedankt, damit Junges und Neues wachsen kann.“

„Wie konnte Otto dich so wegschicken!“ sagt Herrn Heinrichs Gattin; sie ist entrüstet. „Du hast ein Leben lang meinem gewesenen Herrn in Treue gedient, und Miminleou, wie es jetzt steht, ist dein Werk. Wie durfte Otto das tun?“

„Weggeschickt hat er mich nicht“, gesteht Erminfried. „Ich bin weggegangen. Er hat einen anderen an meinen Platz gestellt und wollte mir für den Rest meiner Tage sogar freie Wohnstatt und Pflege geben. Aber ich lasse mir nichts schenken, Frau Mathildis, auch vom Könige nichts, am wenigsten von König Otto.“

Die Frau seufzt.

„Du bist ihm gram, ich weiß“, sagt sie nach einer Weile nachdenklichen Sinnes. „Du bist ihm gram wegen Thankmars Tod. Aber glaube mir, es trifft Otto keine Schuld daran. Er hat das nicht gewollt, was auf der Eresburg geschehen ist, und hat Thiadbold und Maginzo dafür hart zur Verantwortung gezogen, weil sie einen Wehrlosen getötet haben, der

sich ergeben und seine Waffe am Altar niedergelegt hatte. Otto hat ehrlich um Thankmars Ende getrauert, glaube mir das."

Erminfried zuckt die Achseln.

„Es ist leicht um den zu trauern, der einem nicht mehr im Wege steht", entgegnet er. „Dieser Tod kam Otto nicht ungelegen. Der lebende, selbst der gefangene Thankmar blieb eine harte Anklage gegen Otto. Tote Männer aber, Frau Mathildis, sind stumm. Und es sind viele stumm geworden, seit den Tagen, da Herr Heinrich uns verließ. Erst ging Arnulf; er starb ein Jahr nach seinem König; dann Eberhard von Franken, der fiel im Kampf gegen Otto; Thankmar wurde ermordet; Giselbert ertrank auf der Flucht nach der Schlacht; alles wackere Männer, Frau, die schnell stumm geworden sind, zu schnell, Frau Mathildis. Und was wird mit Heinrich werden, Ottos Bruder?" fragt er.

Frau Mathildis senkt den Kopf. Es ist nicht zu leugnen: Von den alten Herzögen ist nur der Schwabe noch auf Ottos Seite; Eberhard, Giselbert und Arnulfs Söhne haben sich empört kaum ein Jahr nach Ottos Regierungsantritt; jetzt steht auch sein Bruder Heinrich im Kampf gegen ihn. Frau Mathildis begreift das alles nicht; sie leidet unter dem Zwist im eigenen Hause, ohne daran etwas ändern zu können.

„Warum mußten sich die Herzöge empören, Erminfried?" fragt sie. „Sie haben es doch bei Herrn Heinrichs Lebzeiten nicht gewagt. Meinten sie, jetzt sei ihre Zeit gekommen, weil Otto jung war?"

„Wofür hältst du die Herzöge des Reiches, Frau Mathildis?" entgegnet der Alte. „Hat sie die Furcht unter Herrn Heinrichs Herrschaft gebeugt, oder war es ihr freier Wille und die Erkenntnis des Größeren, der vor ihnen erstand? War-

um sie sich empört haben, fragst du? Aus Treue zu Herrn Heinrich, Frau, und aus Treue zu seinem Reich! Weil Otto nicht Herr Heinrich ist. Er will herrschen, wo Heinrich diente; er verlangt sturen Gehorsam, wo sein Vater Einsicht forderte und Überzeugtsein; er ist stolz und ehrgeizig und sieht auf das Äußerliche, wo vormals Schlichtheit und innere Größe regierten. Die freien Männer dieses Volkes lassen sich nicht niederdrücken zu Kniebeugen und leeren Lobsprüchen; sie schelten, was der Schelte wert ist, und loben nur da, wo es verdient ward. Das kann Otto nicht ertragen; er will gebeugte Knie sehen und fordert Achtung vor dem Purpurmantel, den er trägt, ohne sich daran zu erinnern, wem er diesen Purpur und seinen Stirnreif verdankt. Schielt nicht sein Auge schon begehrlich nach jener Kaiserkrone, die in Rom vergeben wird? Ist das noch Herrn Heinrichs Reich, Frau?" fragt Erminfried.

Frau Mathildis kann ihm nicht Unrecht geben. Sie selbst litt schon lange unter dem Ehrgeiz und Stolz des Sohnes. Hatte sie das nicht geahnt, als sie Herrn Heinrich bat, nicht Otto zu seinem Nachfolger zu benennen, sondern seinen andern Sohn Heinrich? Hatte sie doch sogar noch nach Herrn Heinrichs Tod für diesen jüngeren Sohn bei den Herzögen gebeten, weil sie Otto nicht für den Geeigneten hielt. Otto hat ihr das bis heute nicht verziehen.

„Ich bin nur eine Frau", sagt sie jetzt zu Erminfried, „und die Welt der Männer ist mir fern. Was du sagst von Herrn Heinrich und Otto, das mag richtig sein. Aber ist das alles noch so wichtig?" Ein schönes Lächeln spielt um ihren Mund. „Wenn das ewige Reich kommt, ist es dann nicht gleichgültig, ob einer Kaiser oder König, Herzog oder Bettler ist? Werden dann nicht alle Knie sich beugen vor dem himmlischen König, der herniederfährt, um zu vollenden, was wir nie schaffen kön-

nen? Und wenn Otto nach Rom schaut — ich weiß es, er hat davon gesprochen — so nur, um dort für Ordnung und würdige Zustände zu sorgen und die Lotterherrschaft zu beseitigen, die den Stuhl des Heiligen Petrus schändet und entweiht. Der allein ist selig, der sich durch seine Frömmigkeit die ewige Krone bereitet, die immer dauert."

Dahin bist du nun gekommen, Frau, mit deinem Frommsein und deinem Glauben, denkt Erminfried; der Wahn der tausend Jahre hat auch dich ergriffen; er greift furchtbar um sich, dieser Wahn. Es schaudert den Mann, wenn er an die Gewalt denkt, die von diesem Trugbild ausgeht.

Ohne ein Wort zu sagen, steht er auf und geht an den Bildschrein, der in Frau Mathildis Zimmer steht. Er öffnet die geschnitzten Türen weit, daß das Bild des „Aufbruchs" sich enthüllt. Lange schaut er es an. Stumm versenkt er sich in die Gestalten, den König zu Pferde, sein eigenes Gesicht, der jungen Diehtmot Züge, die Mienen all der Vorwärtsstrebenden, schließlich die Gleichnisgestalten, die dunkeln und die hellen.

„Frau", sagt er dann, „sieh dir das an, jeden Tag einmal, dies Bild von unseres Herrn Heinrichs Leben und Wirken. So hat er gerungen und gekämpft, daß Treulosigkeit, Falschheit, Lüge und Habgier überwunden wurden, bis das Reich an ihre Stelle trat. Er hat gelebt im Glauben an dieses Reich und ist gestorben in der Gewißheit, daß es über ihn hinausdauert. Wollt ihr es jetzt schon verraten? Was träumt ihr von einem ewigen Reich, das im Jahre 1000 kommen soll? Ich sage euch: es werden abermals tausend und noch einmal tausend Jahre vergehen, und euer ewiges Reich wird nicht in diese Welt kommen. Aber das Deutsche Reich wird noch da sein in tausend Jahren und auch in abermals tausend Jahren, solange es deutsche Menschen bei uns gibt. Das ist das letzte,

Frau Mathildis, was ich dir sagen möchte, ehe ich nun — gehe."

Noch einen Blick voll Liebe und Wehmut wirft der Alte auf seines Sohnes Kunstwerk. Langsam schließen seine Finger die beiden Schreintüren; fast zärtlich gleitet die Hand abschiednehmend über das Holz.

Frau Mathildis ist betroffen, von seinen Worten betroffen und von seinem Abschied. Nein, so durfte der nicht scheiden, der ihres Gatten Freund gewesen war.

„Bleib!" bittet sie. „Bleib bei mir in meinem Dienst; ich will für dich sorgen. Wohin willst du gehen?"

Erminfried schüttelt den Kopf.

„Hab Dank dafür, daß du es gut meinst mit mir. Aber ich kann nicht bleiben; ich muß gehen, daß ich heimkomme."

„Heim?" fragt sie. „Wo bist du daheim?"

„Da, wo auch du daheim bist, Mathildis", antwortet er. „Ich bin unter euch umgegangen, und keiner hat mich gekannt. Ein Namenloser, kam ich zu euch, niemand wußte woher. Nicht einmal der Sohn ist seines Vaters inne geworden. Ein einziger nur hat in mich hineingeschaut: unser Herr Heinrich. Und er hat mir Heimstatt gegeben bei sich, mir, dem Friedlosen; er hat mich wirken lassen mit meiner Kraft, und ich habe meine Welt gebaut in seinem großen Reich. Das ist nun dahin. Ich habe keinen Frieden mehr und keine Ruhe", sagt Erminfried. „Leb wohl, Mathildis!"

Die Frau stutzt. Zum zweiten Male nennt er sie nur Mathildis?

„Warum sagst du plötzlich Mathildis zu mir?" fragt sie ihn beklommen.

„Weil das der Name ist, bei dem Thiadrich zuerst dich gerufen hat", antwortet Erminfried.

„Du hast meinen Vater gekannt?“ sagt sie erstaunt.

Er nickt.

„Willst du mir nicht sagen, wer du bist?“ bittet sie.

„Was nützt dir ein Name!“ sagt er. „Es ist der Name eines Verfemten. Fremd geworden bin ich einst den Meinen; fremd werden muß ich jetzt wieder hier, und fremd bleiben werde ich euch, bis ich wieder Heimstatt finde wie bei Herrn Heinrich. Dann aber werdet ihr wissen, wer ich bin. Leb wohl, Mathildis!“ sagt er noch einmal und ist verschwunden, ehe die Frau ihm noch ein Abschiedswort mit auf den Weg geben kann.

*

„Du hast schöne Rosen, Frau“, meint Erminfried eine Weile danach zu Frau Hathburg, die er im Garten bei ihrem Hause findet. „Möchtest du mir wohl ein paar davon geben?“

Frau Hathburg schaut auf und erkennt den Alten von Miminleou.

„Willst du nicht hereinkommen?“ lädt sie ihn ein. „Rosen? Gewiß kannst du Rosen haben. Aber sie werden welk sein, ehe du nach Miminleou kommst.“

„Nicht für Miminleou will ich deine Rosen“, antwortet Erminfried. „Drüben auf den Steinsarg will ich sie legen als Scheidegruß für unsern Herrn, wie ich es ihm gelobt habe. Du weißt, wie er sie liebte, diese Sommerblumen.“

Frau Hathburg nickt. Schon sind ihre flinken Finger dabei, die schönsten Blüten und Knospen aus den Büschen herauszubrechen.

Sie wird nicht älter, muß Erminfried denken, wie er sie hantieren sieht. Ihr Haar ist noch von derselben Bräune wie damals in ihrer Zeit in Miminleou; ihre Gestalt noch ebenso

frisch und kräftig und gesund. Nur über ihrem Antlitz liegt jetzt eine stille Trauer, die damals nicht gewesen ist und auch später nicht, als das große Leid und die Bitternis über sie kamen. Eigentlich hat sich immer nur ihr Angesicht geändert, denkt Erminfried, aber sonst ist sie dieselbe Frau geblieben, wie in der Liebe so im Haß, so im Leid, so in der Trauer.

„Komm", sagt Frau Hathburg dann. „Ich will sie dir zusammenbinden, deine Blumen. Komm mit ins Haus zur Rast; du wirst müde sein. — Warst du bei Frau Mathildis?" fragt sie, als sie in die Stube treten.

„Ja", antwortet er, „ich habe Abschied von ihr genommen. Und Abschied nehmen will ich auch von dir, Frau Hathburg."

Sie fragt ihn nicht nach Warum und Wohin. Sie trägt Brot herbei und Rauchfleisch und setzt einen Krug mit Wein auf den Tisch.

„Iß und trink!" sagt sie freundlich. „Wer einen Weg machen will, tut gut daran vorzusorgen, weil er nie wissen kann, wann er wieder eine Bleibe findet. Gesegne dir's Gott!"

Und Erminfried ißt und trinkt.

Derweil sitzt die Frau ihm gegenüber.

„Du willst hier bleiben und deinen Hof behalten?" fragt Erminfried unter der Mahlzeit.

„Was soll ich anders tun!" antwortet sie. „Es ist das letzte, was mir gehört. Über Thankmars Erbe hat Otto nach des Jungen Tod verfügt. Was einmal mit dem Hof werden soll, weiß ich freilich nicht; es ist ja nun niemand mehr da, für den ich ihn halten kann. Aber es wird sich schon einer finden, der ihn dann übernimmt — später einmal. Jetzt möchte ich ihn nicht missen."

Erminfried nickt. Er kann die Frau gut begreifen.

„Das Schicksal hat dir nichts erspart", sagt er. „Aber sprich: Wenn du noch einmal leben müßtest, Frau, und Gott ließe deinem Leben die Wahl, sag, möchtest du dein neues Leben dann anders haben?"

Frau Hathburg blickt ihn groß und starr an. Einen Augenblick besinnt sie sich, dann antwortet sie:

„Anders haben? — Nein! Auch wenn ich es noch einmal leben müßte; anders nicht."

Wieder nickt der Alte zu den Worten der Frau.

„Darum war dein Leben gut, Frau Hathburg", sagt er.

„Nur das Letzte hätte mir erspart bleiben mögen", sagt sie gequält, „das war schwer, war zu schwer."

„Thankmars Tod?" fragt Erminfried.

„Daß sie ihn einen Empörer nannten, einen Aufrührer gegen den König, das hat weh getan", sagt sie.

„Er fiel, weil er treu war, Frau Hathburg", antwortet Erminfried. „Weil er nicht untreu werden konnte, mußte er Aufrührer und Empörer werden; das laß dir gesagt sein!"

Die Augen der Frau blicken ihn dankbar an.

„Nicht wahr", sagt sie, „Herr Heinrich braucht ihm nicht zu zürnen? Und Thankmar sich vor seinem Vater nicht zu schämen?"

„Er ist seines Vaters bester und echtester Sohn gewesen und wird auch wiederkommen mit ihm", antwortet der Alte.

„Was redest du da von Wiederkommen?" fragt die Frau.

„Hast du nicht gehört, was sie sich erzählen, die Männer und Frauen in unserm Volke?" sagt er. „Herr Heinrich sei nicht tot, meinen sie. Nicht da drüben in der Gruft der Kirche liege er begraben, in den Sudemer Berg sei er eingegangen zu kurzer Rast und werde wieder erscheinen dermaleinst, wenn die Not groß geworden und sonst keine Hilfe mehr sei."

„Das erzählen sie?" fragt Frau Hathburg staunend.

„So sagen sie, Frau. Und sie haben wohl recht." Der Alte schaut sinnend vor sich hin. „Herr Heinrich ist nicht tot. Er kommt wieder. Er muß wiederkommen. Er kann sein deutsches Volk nicht im Stich lassen. Sieh", sagt er, „wie war die Not groß damals, als er zu uns kam, und er hat uns hindurchgeführt und uns das Reich gegeben. Nun hält er Wache um sein Reich, das wissen sie im deutschen Volk. Und wenn das Reich in Gefahr ist, wenn die Not wieder so groß geworden ist wie damals, dann wird er aufstehen, rufen und wieder zusammenführen, die sich getrennt haben, verjagen die Feinde, die uns vernichten wollen, und noch einmal bauen, besser und schöner noch, sein Reich, das Reich der Deutschen!"

„Wann?" fragt die Frau, mitgerissen von seinen seherischen Worten. „Wann soll das sein?"

Erminfrieds Augen schauen in die Ferne.

„In zehn Jahren, in fünfzig, oder in hundert, in tausend vielleicht. Ich weiß es nicht. Aber daß er wiederkommt, immer wiederkommt, dessen bin ich sicher. Und alle werden sie dann wieder bei ihm sein: Thankmar mit seiner Jugendkraft und Tapferkeit, und Eberhard, dessen Treue kein Opfer zu groß ist, und Arnulf mit seiner Wahrhaftigkeit vor sich und Gott; und wohl auch Sigbert mit der unstillbaren Sehnsucht und Frau Mathildis mit ihrer tiefen, tiefen Frömmigkeit, alle, Frau Hathburg, alle. Wird das schön sein!"

„Und wir", fragt die Frau, „du und ich?"

Erminfrieds Blick geht ins Gegenständliche zurück.

„Wir? — Wir müssen immer da sein", antwortet er fest. „Sonst stürbe das Volk der Deutschen. Was wäre es ohne die Mutter, die ihr Kind großzieht, ohne die Frau, die das Haus heiligt und die Scholle, ohne die Liebe, die sich selbst

geben kann um der Liebe willen! Ohne dich kann dieses Volk nicht leben, Frau. — Und ich? Ich will das Gewissen sein der Deutschen und unter ihnen umgehen, sie ermahnen, daß sie nie vergessen, woher sie kamen, bis ‚er' wiederkommt, auf den wir warten."

„Wir sind alt, Erminfried", wendet Frau Hathburg ein. „Wie schnell wird unser Leben zu Ende gehen."

Da lächelt er, steht auf und gibt ihr die Hand.

„Wer mich kennt, weiß was ich meine. Leb wohl, Frau", sagt er, „und hab Dank für deine Blumen."

Er nimmt die Rosen vom Tisch und geht langsam, sinnend zur Tür. Dort wendet er sich noch einmal um.

„Sieh!" sagt er, „es ist erst früh am Tage, und die Sonne geht noch lange nicht unter."

Helles Licht umfängt ihn, da er hinaustritt. In den Strahlen der Sommersonne glühen die Rosen in seiner Hand. Ruhig und ausgreifend ist der Schritt, mit dem er seine Wanderung beginnt.

Einmal noch bleibt er stehen. Aus einem der Höfe klingt ein Kinderlied an sein Ohr.

Was singen sie da?

„Herr Heinrich kömmt,
Herr Heinrich kömmt!
Was wollen wir ihm geben? —
Ein' Ring von Gold. —
Mein Herze hold. —
Und ich — mein junges Leben."

Da nickt Erminfried. Und im Weiterschreiten summt er zärtlich die Weise des Kinderliedes vor sich hin.

Ende

Anhang

Nachwort

Zwischen dem Römischen Reich fränkischer Art des Kaisers Karl und dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation Ottos des Großen steht kurz und schlicht das Deutsche Reich Heinrichs des Ersten.

Ihm hat die Geschichte den Beinamen „der Große" nicht verliehen. Er war eben „nur" ein deutscher König und selbst dazu nicht einmal gesalbt. Im Gedenken seines Volkes hat er als Retter aus großer Not fortgelebt. Es zählte ihn zu denen, die „wiederkommen müssen", nicht gestorben sind, sondern irgendwo im Verborgenen warten, bis ihre Zeit erfüllt ist.

Tausend Jahre waren nötig, ehe die Generation kam, die ihn als das erkannte, was er war: der Schöpfer des deutschen Reiches. „Er hieß Herzog und König und war ein Führer vor tausend Jahren", kündete von ihm der Reichsführer SS in der Krypta zu Quedlinburg am 2. Juli 1936. Erst die Generation, die das Reich seiner Vollendung entgegenführte, ihren Führer fand und mit ihm durch Not und Kampf zur Gemeinsamkeit aufstieg und zu Ehre und Freiheit, sie erst vermag den Mann ganz zu begreifen, dem damals gelang, was vordem unmöglich zu sein schien, aus den germanischen Stämmen ein Volk zu schaffen und ihm sein erstes Reich zu geben.

Wie das geschah, davon wollte diese Saga erzählen; nicht in gelehrter Abhandlung — das haben Berufene wie Thoß und Radig in unserer Zeit bestens getan — sondern so, wie

ein Mensch es schaut, der auch in Resten und Trümmern, halbverwehten Spuren und verklingenden Weisen immer wieder nach der Fülle des Lebens suchen muß und nicht Ruhe gibt, bis er sie findet.

Die Handschrift der Saga ist in den Jahren 1939/40 beendet worden, im Zeichen des großdeutschen Freiheitskampfes. Heldenmut und Tapferkeit, schlichte Erfüllung selbstverständlicher Pflicht, harte Opfer und unvermeidbares Leid erkämpfen dem Reich den Frieden, der ihm das Leben sichert und eine würdige Zukunft verheißt. Der Grund, auf dem es heute steht, ist derselbe, auf dem vor tausend Jahren Herr Heinrich baute, unbewußt vielleicht, aber aus der Sicherheit und Klarheit seiner deutschen Seele. Des Führers Werk jedoch ist die großartige Vollendung dessen, was damals begann.

In solcher Zeit den ewigen Gesetzen im Leben und Wirken unseres Volkes nachzuspüren, heißt nicht nur Geschichte und Gegenwart miteinander verbinden, sondern auch dem Ringen und Kämpfen unserer Generation Sinn und Ziel von der Geschichte her erhärten.

Dazu möchte auch diese Saga beitragen. Daß es ihr gelinge, ist der Wunsch, den ich ihr mit auf den Weg gebe.

Frankfurt am Main, im Herbst 1940.

Fritz Vater.

Anmerkungen und Erläuterungen

Meine Saga stützt sich in der Hauptsache auf folgende Quellen:

Widukind von Corvey, „Sächsische Geschichten", Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 33 Leipzig 1931

„Chronik des Thietmar von Merseburg", Gesch. d. deutsch. Vorzeit Bd. 39

Breitenbauch, „Lebensgeschichte der Kayserin Mathildis", Reval u. Leipzig 1780

„Salzburger Annalen" (Auszug in Gesch. d. deutsch. Vorzeit Bd. 33).

Von wissenschaftlichen Darstellungen aus neuerer Zeit haben mir

Alfred Thoß, „Heinrich I.", Goslar 1936, und

Werner Radig, „Heinrich der Burgenbauer und Reichsgründer", Leipzig 1937,

wertvolle Dienste geleistet. Beiden Autoren stattet der Verfasser der Saga auf diesem Wege seinen herzlichen Dank ab.

Die folgenden kurzen Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln der Saga sollen dem Leser Hinweise auf wissenschaftliche Erkenntnisse und Auffassungen geben und einige Namen und Daten erläutern.

Zum 1. Kapitel: Im Maien

Seite 7..... Ludwig (IV.) das Kind regierte von 899 bis 911. Er war ein Nachkomme (5. Generation) Kaiser Karls

und Sohn Arnulfs von Kärnten (877—899). Er litt an Gehirnerweichung und war daher zeitlebens regierungsunfähig.

Seite 7. .... Miminlevu = Memleben an der Unstrut, Heinrichs Lieblingspfalz.

Seite 7. .... Hathburg, Tochter des Grafen von Merseburg. Die Quellen berichten nur spärlich von Heinrichs erster Gemahlin und nennen sie zumeist nur im Zusammenhang mit ihrem Sohn Thankmar, der unter Otto dem Großen später eine gewisse Rolle spielt. Heinrichs Ehe mit Hathburg war nach germanischem Brauch geschlossen, aber kirchlich nicht eingesegnet und wurde später für rechtsunwirksam erklärt. Die Gründe für die Trennung Heinrichs von Hathburg sind aus den Quellen nicht ersichtlich, die Angaben darüber widerspruchsvoll. Einige Forscher nehmen auch an, daß Hathburg bereits Witwe war, als Heinrich sie aus dem Kloster entführte und zu seinem Weibe machte.

Seite 9. .... Daß Entführungen aus dem Kloster nicht selten waren, berichtet G. Freytag in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", Mittelalter Kap. 7.

Seite 10. .... Otto der Erlauchte, Oda, Brun siehe Geschlechtertafel.

Seite 12. .... Wodan = nordisch Odin genannt, in der Edda der Göttervater der nordischen Welt, eine Spätform — nach B. Kummer schon Zerfallserscheinung — des alten germanischen Glaubens.
s. B. Kummer, „Mitgards Untergang", Leipzig 1935.

Seite 26. .... Sasse = ein kurzes Schwert, eine den Sachsen eigentümliche Waffe.

Zum 2. Kapitel: Wetterwolken

Seite 36. .... Karl III. der Einfältige von 898—922 König des Westfrankenreiches, Nachkomme Karls des Großen.

Seite 52. .... Neiding = ein von seiner Sippe oder vom Thing aus der Volksgemeinschaft Ausgestoßener.

Seite 57 .... Weking = Sachsenherzog Widukind; er wehrte sich mit den Sachsen 13 Jahre lang gegen die fränkische Unterjochung und erlag schließlich der Übermacht des Gegners. Diesen Stoff behandelte ich im „Weking", Die Saga vom Heldenkampf der Niedersachsen, München 1938.

Zum 3. Kapitel: Haß und Liebe

Seite 61. .... Princeps Alemanorum = Bezeichnung für den Markgrafen und späteren Herzog von Schwaben.

Seite 61. .... Die hier angeführten Briefstellen und Zitate des Felix, Gelasius und Augustinus entnehme ich einem Aufsatz von A. Deindl, „Bismarckreich und Romkirche", in Schulungsbriefe der NSDAP. 1937.

Seite 62. .... Ungarn, damals ein wildes Reiter- und Steppenvolk, das durch seine jahrzehntelang sich wiederholenden Einfälle nach Deutschland, Italien, Burgund und Frankreich zu einer europäischen Gefahr wurde. Erst Heinrich I. gelang es nach einer umfassenden Heeresreform und Änderung der Kriegsführung der Gefahr Herr zu werden.

Seite 72. .... Sigfried Drachentöter = Arminius, der Führer der Cherusker im Kampf gegen die Römer (9—16). Seinen germanischen Namen kennen wir nicht — Hermann ist falsche Germanisierung des lateinischen Arminius — doch spricht vieles dafür, daß er Sigfried geheißen hat.

Seite 74. .... Eggesternstein = Externsteine bei Horn/Lippe, das von Wilhelm Teudt wiederentdeckte große germanische Zentralheiligtum. Das Steinbild dortselbst, die Kreuzabnahme darstellend, ist eine der ältesten Skulpturen auf deutschem Boden und entstammt mit ihrem Hauptteil der frühen christlich-germanischen Zeit. Näheres darüber bei W. Teudt, „Germanische Heiligtümer", Jena 1937, und J. Andree, „Die Externsteine", Münster 1936.
Da die germanische Kultur vorwiegend Holz als Baustoff verwandte, ist ihr die Holzschnitzerei als künstlerische Verar-

beitung dieses Werkstoffes schon frühzeitig Ausdrucksform gewesen. Zahlreiche Funde bestätigen das künstlerische Schaffen des Germanentums gerade auch ornamentaler Art, wie in Holz so auch in Bronze, Gold, Silber und Eisen. Die Art, wie Goten und Langobarden in Italien und Spanien den Baustoff Stein künstlerisch zu meistern vermögen, wäre ohne eine ursprüngliche künstlerische Befähigung des Germanentums undenkbar.
Dazu: Hofmeister, „Germanenkunde und nationale Bildung", Braunschweig 1935.

Zum 4. Kapitel: Begegnungen

Seite 88. .... Frigg = Frigga, Freya, Ostara, bei den Alten die Gottheit der fruchtbaren Erde, im Märchen fortlebend als Frau Holle.

Seite 93. .... Baldur und Loki: Der Frühlingsgott Baldur wird auf Anstiften des bösen Loki von seinem blinden Bruder Hödur mit einem Mistelpfeil getötet, erzählt die Göttersage der Edda.

Seite 95. .... Über die Zusammenhänge zwischen Landschaft und Kircheninnerem hat J. Strzygowski in „Morgenrot und Heidnischwerk", Berlin 1937, wertvolle und beachtliche Hinweise gegeben.

Seite 96. .... Dalaminzier = slawischer Volksstamm an der Ostgrenze Sachsens, zeitweise mit den Ungarn verbündet.

Seite 96. .... Quitlingen = später Quedlinburg.

Zum 5. Kapitel: Der neue Herr

Seite 109. .... Forchheim an der Regnitz im östl. Franken gelegen; s. Karte.

Seite 132. .... Wala = Wölwa, Seherin in der Edda; sie schildert in der Völu-Spa die Schicksale der Götter und ihrer Welt, den letzten Kampf, Untergang und Wiederaufstieg.

Zum 6. Kapitel: Wekings Waffe

Seite 145. .... Paderborner Gesetz: Capitulare de partibus saxoniae, mit dem Karl die endgültige Unterwerfung der Sachsen erzwang.

Seite 147. .... Werla und Großes Bruch, nördlich von Goslar gelegen. Seit 1934 unter Anwendung ganz neuer Methoden durchgeführte Grabungen haben die Fundamente von Türmen, Toren, Ringmauern und Häusern freigelegt und beweisen, daß es sich bei der Werla um einen alten germanischen Malplatz handelt (Burg), der zweifellos von Heinrich I. stark befestigt worden ist.
Quellen: Radig a.a.O. und Dr. Schoellers Bericht in Zeitschrift „Germanien".

Seite 152. .... Schwert Tyrs: ein von mir im „Weking" verwandtes Motiv. Tyr = germanischer Gott des Kampfes und Sieges, Ahnherr der Sachsen.
Dazu: Wägner, „Deutsche Heldensagen", Naunhof bei Leipzig 1934.

Seite 157. .... Goldene Kette: Widukind I/22 berichtet von dieser Kette und den Worten Hattos, daß sie „mit Heinrichs Blut benetzt werden müsse", Thietmar I/7 spricht von der geplanten Erdrosselung des Herzogs. An der Mordabsicht Hattos kann m. E. kein Zweifel bestehen; man muß jedoch keineswegs annehmen, daß der Mord vermittels der Kette, womöglich gar selbsttätig durch sie hätte erfolgen sollen.

Seite 162. .... Casalla = Kassel.

Seite 167. .... Eresburg = Obermarsberg a. d. Diemel im Kreise Brilon.
Grona = Bei Göttingen gelegen.
Badiliki = Belecke südlich von Lippstadt.

Zum 7. Kapitel: Not über Sachsen

Seite 174. .... Dalaminzier und Milziner = slawische Stämme östlich der Sachsen; s. Karte.

Seite 177. . . . . Fridislar = Fritzlar.

Seite 181. . . . . Schlacht am Süntel: zwischen Franken und Sachsen 782 geschlagen. Sie endete, was die fränkischen Quellen verbergen möchten, mit einem tüchtigen Sieg der Sachsen, die von zwei fränkischen Heeren das eine vernichteten, das andere zum eiligen Rückzug zwangen.

Seite 181. . . . . Schlacht bei Theotmal = Detmold. Auch diese Schlacht, 783 geschlagen, scheint mir trotz gegenteiliger Behauptung der fränkischen Quellen ein Sieg Wekings und der Sachsen gewesen zu sein.
Quellen: „Annales Einhardi" u. a. Annalen.

Seite 183. . . . . Klie = Nebenflüßchen zur Saale.

Seite 187. . . . . Luppe = Nebenfluß zur Saale.

Seite 205. . . . . Wölfling = Neiding (s. Anmerkung zu S. 52).

Zum 8. Kapitel: Schicksalswende

Seite 225. . . . . Reginesburg = Regensburg.
Wirziburg = Würzburg.

Zum 9. Kapitel: Schwert ohne Griff

Seite 240. . . . . Karl III.; s. Anmerkung zu S. 36.

Seite 241. . . . . Theodora und Marozia: Theodora, Gemahlin des Theophylikt, beherrschte mit ihrer Tochter Marozia und der jüngeren Theodora damals Rom und das Papsttum vollkommen, das sie mit ihren Kreaturen, Liebhabern und unehelichen Kindern besetzten (Sergius III., Johann X., XI. und XII.).

Seite 242. . . . . Thing von Fridislar: Thoß sowie die Sachbearbeiter des Widukind geben als Datum des Reichstages den Monat Mai an. Guba, „Der deutsche Reichstag in den Jahren 911—1125", Leipzig 1844, nennt den Monat April.

Seite 248. ....Wiking Rolf, norwegischer Edeling, ging vor der Gewalt König Harald Schönhaars, der das freie Bauerntum Norwegens unterdrückte, wie viele seiner Landsleute, außer Landes. Er eroberte für sich und seine Anhänger Teile Nordfrankreichs, die heutige Normandie. Hier gründete er einen starken und blühenden Staat nach germanischem Muster. Etwa zur gleichen Zeit besiedeln andere Wikinger Island, später Grönland. Das Wikingertum ist der letzte Versuch der Nordgermanen, ihre nordisch germanische Art gegen den von Süden her vordringenden Geist zu behaupten. In dem gewaltigen Ringen, das 200 Jahre andauert (800 bis 1000), zerfiel schließlich das Wikingertum, als es äußerlich und innerlich heimatlos geworden war. Jedenfalls geht es nicht mehr an, die Wikinger als „Seeräuber" und „wilde Heiden" in Bausch und Bogen abzutun.
Quelle: B. Kummer, „Wikinger", in Schulungsbriefen der NSDAP.

Seite 261. ....Pfeddersheim in der Nähe von Worms gelegen.
Saalheim in Hessen.

Seite 265. ....Ein Steinbild, wie das hier geschilderte, beschreibt W. Teudt als Bild von Elstertrebnitz.
Quelle: „Wilhelm Teudt im Kampf um Germanenehre", Leipzig 1940.
Kennzeichnend für die Duldsamkeit germanisch deutschen Wesens auch in damaliger Zeit ist der Ausspruch eines der Nachfahren Robert Guiskards: „Möge ein jeder den Gott anrufen, den er verehrt. Wer an seinen Gott glaubt, dessen Herz ist ruhig."
Quelle: B. Kummer in dem erwähnten Aufsatz.

Zum 10. Kapitel: Aufstieg

Seite 283. ....St. Vitus lebte unter Diokletian in Rom und starb vermutlich unter dessen Sohn den Märtyrertod. Seine Gebeine wurden von Abt Fulrad von St. Denis zur

Zeit Karls I. nach Frankreich überführt und unter Ludwig I. nach Sachsen übertragen.

Den Wortlaut des Eides berichtet Thoß a. a. O.

Seite 285. ... Burgund: Die Burgunder waren ein germanischer Volksstamm, der 410 über den Rhein ging und in der Gegend von Worms saß. Später siedeln sie nach Savoyen um, verlieren dann ihre Selbständigkeit und müssen sich dem Frankenreich Chodwichs anschließen. Beim Zerfall des Karolingischen Reiches gewinnen sie ihre Selbständigkeit zurück. 879 wird Graf Boso von Vienne König von Burgund.

Seite 288. ... Roer = ein Seitenflüßchen zur Maas.

Zum 11. Kapitel: Die Krisis

Seite 295. ... Liten = halbfreie von einem Grundherrn abhängige Bauern ohne eigenen Grundbesitz, den späteren Hörigen entsprechend; eheliche Verbindungen zwischen Freien und Liten waren nach germanischem Recht nicht gestattet.

Seite 297. ... Werla, siehe Anmerkung zu S. 147.

Seite 298. ... Bichni = Püchau an der Mulde zwischen Wurzen und Eilenburg.

Quelle: Radig a. a. O.

Seite 320. ... Donars Schafbock: Der germanische Bauerngott Donar (Thor) wird auf einem mit Widdern bespannten Wagen fahrend gedacht.

Zum 12. Kapitel: Heimkehr

Seite 339. ... Brief Karls an Heinrich nach Widukind I. 33. gestaltet. An Stelle der Reliquienhand des St. Dionysius, die dort erwähnt ist, habe ich die Hand des Vitus eingesetzt.

Seite 341. ... Novarra: in Oberitalien gelegen. Hier prallten damals die Gegensätze zwischen Italienern und Burgundern aufeinander, in die auch Burchard von Schwaben sich einzumischen versuchte, während König Heinrich sich klugerweise davon fernhielt.

Seite 350. ... Heinrich wird von der Legende als Schöpfer des Ritterturniers gefeiert.

Seite 361. .... Hagens Treue, wie sie das spätere Nibelungenlied berichtet; auch die Edda erzählt davon in Drap Niflunga.

Seite 362. .... Heinrich am Vogelherd: Das Gedicht von Vogl geht wohl auf eine der zahlreichen Sagen zurück, die sich im Volksmund über Heinrich I. erhalten haben. Den Tanz der Werbung beschreibt M. v. Boehn in „Der Tanz", Berlin 1925, nach einem lateinischen Gedicht Ruodlieb.

Zum 13. Kapitel: Waffe und Wehr

Meine Darstellung der Slawenzüge Heinrichs schließt sich eng an Radigs Forschungsergebnisse an.
Quelle: Radig a. a. O.

Seite 369. .... Ackerbau in Deutschland: Thoß a. a. O. zählt die verschiedenen Arten von Getreide, Obst, Gewürzen und Heilkräutern auf, die damals in Feld- und Gartenkulturen angebaut wurden. Sie beweisen Höhe und Sorgfalt des Bauerntums damaliger Zeit.

Seite 374 ff. .... Neue Quidlingaburg = der heutige Schloßberg in Quedlinburg. Mit Recht weisen Thoß und Radig darauf hin, daß Heinrich nicht Städtegründer gewesen ist sondern Burgenbauer. Die Bildung der Städte aus diesen Wehranlagen ergab sich folgerichtig von selbst.

Seite 377. .... Brennaburg = Brandenburg.

Seite 395. .... Gana = Burgberg Zschaitz im Jahnatal südlich vom Dorfe Jahna gelegen.

Seite 397. .... Budusin = Bautzen.
Misniburg = Meißen an der Elbe.

Seite 400. .... Praga = Prag.

Seite 403. .... Walislevu = wahrscheinlich Walsleben westlich der Elbe; genau noch nicht bestimmt.

Seite 404. .... Lunkini = Lenzen an der Löcknitz nahe der Elbe.

Zum 14. Kapitel: Die Entscheidung

Seite 414. .... Libusa (Liubusia) = in oder bei Lebusa am Fläming nordwestlich von Schlieben gelegen.

Seite 428ff. .... Schlacht bei Riade: Über den Ort dieser Schlacht gehen die Meinungen noch immer auseinander. Man sucht Riade teils an der Unstrut, teils in der Gegend von Merseburg. Riade bedeutet nichts anderes als Ried (Sumpfgebiet, Niederung). Radig a. a. O. verlegt, wie mir scheint mit guten Gründen, das „Lager" von Riade in die Landschaft zwischen dem Keuschberg (bei Dürrenberg) und der Rippachmündung (Wüste Mark Treben). Sehr wesentlich scheint mir, daß nach Widukind I. 39 der Sieg über die Ungarn in einer Doppelschlacht errungen wurde, am 1. Tag durch die „vereinigten Sachsen und Thüringer", am 2. durch das „Heer des Königs" nahe beim Lager Riade. Von diesen Gesichtspunkten ging meine Darstellung in der Saga aus.

Zum 15. Kapitel: Das Reich der Deutschen

Seite 453. .... Die Verhältnisse in Rom beleuchtet Luidprand (Hist. Ottonis Monum. Germ. hist.), der unter Otto dem Großen an der Synode in Rom teilnahm, auf welcher der deutsche Kaiser den sittenlosen, aller Religion hohnsprechenden Zuständen ein Ende bereitete.

Seite 457. .... Haithabu an der Schlei gegenüber dem heutigen Schleswig. Die Gründung dieser Stadt durch die Dänen beweist den kühnen unternehmenden Geist des Wikingertums. Bei den dort vorgenommenen Ausgrabungen sind auch Häuser sächsischer Bauart gefunden worden.
Quelle: Radig a. a. O.

Seite 459. .... Ukraner: slawischer Stamm, wohnte westlich der Odermündung am Haff.

Zum 16. Kapitel: Ums ewige Reich

Seite 468. .... Cluny = Kloster im Westfrankenreich, zwischen Saone und Loire, 910 von Wilhelm von Aquitanien gestiftet,

wurde der Ausgangspunkt der Cluniacenſer-Bewegung, die eine Kirchenreform erſtrebte und mit Papſt Gregor VII. auch durchſetzte. Die Cluniacenſer waren ſpäter die ſtarke Stütze des Papſttums in ſeinem Kampf gegen das deutſche Kaiſertum.

Zum letzten Kapitel: Spruch des Schickſals

Mit Ottos I. Regierungsantritt ändert ſich der Charakter des Deutſchen Reiches; es hört auf Volksreich zu ſein. Es wird zum Heiligen Römiſchen Reich deutſcher Nation und wendet ſeinen Blick ſtatt wie bisher nach Norden und Oſten mehr und mehr nach Süden. Otto bekämpft die Selbſtändigkeit der Herzöge, die er zugunſten einer ſtarken Zentralgewalt brechen will. Er beleiht die Geiſtlichen mit großem Länderbeſitz und ſucht ſie dadurch an ſich zu feſſeln; doch mußte dieſe Stärkung ihrer Macht letztlich wieder Rom zugute kommen. Er trieb eine Weltreichspolitik, ohne der natürlichen Vorausſetzung dafür, der Einheit des eigenen Volkes, gewiß zu ſein. An dieſer Ablöſung vom Volk mußte ſchließlich — trotz aller vorläufigen Größe und Leiſtung ſeiner Kaiſer — das Heilige Römiſche Reich deutſcher Nation zerbrechen.

Seite 489. . . . . Thankmars und der Herzöge Ende: Es iſt auffallend, wie gerade die treueſten Helfer Heinrichs (Eberhard, Giſelbert u. a.) ſich bald nach ſeinem Tode gegen Otto „empören". Ich ſehe darin eine Folge der veränderten Grundhaltung Ottos zur Innen- und Außenpolitik des Reiches, wobei die Mitarbeiter Heinrichs mit ihm nicht einig gehen konnten. Thoß a. a. O. urteilt darüber: „Hätte Otto das nicht getan, dann, ſo erlauben wir uns zu behaupten, wäre Deutſchland nicht nur für die folgenden drei Jahrhunderte Kraftmittelpunkt in Europa geweſen, ſondern für immer."

Seite 496. . . . . Sudemer Berg = Sudmer Berg bei Goslar, wahrſcheinlich die Südburg im Gegenſatz zur Werlaburg, die nördlich von ihr gelegen war. Beide Burgen waren die Eckpfeiler der Befeſtigungslinie Heinrichs gegen den Ungarneinfall des Jahres 924.

Vergleichende Zeittafel

Saga	Geschichte
	Jahr
	843 Vertrag von Verdun scheidet ostfränkisches, westfränkisches und lothringisches Reich.
	870 Vertrag von Mersen hebt den lothringischen Staat auf und legt die Grenzen zwischen ost- und westfränkischem Reich fest. Im ostfränkischen Reich bilden sich allmählich sechs Herzogtümer heraus.
	nach 874 stirbt Sachsenherzog Liudolf. Otto der Erlauchte wird Herzog, nachdem sein Bruder Brun gegen die Dänen gefallen ist.
	876 Heinrich I. geboren.
	892 beginnen die Einfälle der Ungarn im ostfränkischen Reich.
	899 stirbt der ostfr. König Arnulf. Sein unmündiger Sohn Ludwig das Kind wird König. Die Regentschaft führen die Erzbischöfe Hatto von Mainz und Salomon von Konstanz.

902—906 Die Babenberger Fehde um die Herrschaft in Franken; sie wird zugunsten der Konradiner entschieden. Konrad wird Herzog in Franken.

904 wird in Rom auf Betreiben der Gräfin Marozia Sergius III. zum Papst gewählt (bis 911).

906 Heinrich im Grenzkampf gegen die slawischen Dalaminzier. Er hat Hathburg, die Tochter des Grafen von Merseburg, geheiratet; doch wird diese Ehe nicht anerkannt.

Erster Teil: Um des Reiches König

1. Kap.: Im Maien

2. Kap.: Wetterwolken

3. Kap.: Haß und Liebe

907 Die Ungarn schlagen die Bayern. Markgraf Luitpold fällt. An seiner Statt wird sein Sohn Arnulf Herzog von Bayern.

4. Kap.: Begegnungen

908 Erneuter Ungarneinfall in Thüringen und Sachsen. Herzog Burchard fällt im Kampf gegen sie.

909 Vermählung Heinrichs mit Mathildis von Enger, Tochter des Grafen Thiadrich.

910 Die Ungarn in Schwaben und Oberitalien. In der Schlacht bei Augsburg wird ein südd. Aufgebot vernichtet.
Im Westfrankenreich wird von Wilhelm von Aquitanien das Kloster Cluny gestiftet.

Zweiter Teil: Um des Reiches Krone

5. Kap.: Der neue Herr

911 stirbt Ludwig das Kind.

Auf dem Reichstag von Forchheim wird Konrad von Franken zum König gewählt, nachdem Otto von Sachsen die Wahl abgelehnt hat.

Lothringen trennt sich vom Reich und geht zu Karl III. von Westfranken über.

Thüringen wird mit Sachsen vereinigt.

6. Kap.: Wekings Waffe

912 Otto I., Heinrichs Sohn geboren. Wenige Tage später stirbt Otto der Erlauchte. Heinrich wird Herzog von Sachsen.

913 Heinrichs Kampf mit Hatto von Mainz. Hattos Tod. Sein Nachfolger wird Heriger.

Neuer Ungarneinfall in Bayern. Frau Oda, Liudolfs Gemahlin, 106 Jahre alt, gestorben.

914 Auf Betreiben Theodoras, der Mutter der Marozia, wird Johannes X. zum Papst erhoben.

7. Kap.: Not über Sachsen . . . . . 915 König Konrad I. und sein Bruder Eberhard von Franken im Kampf mit Heinrich von Sachsen. Schlacht an der Eresburg, Belagerung von Grona.

Ungarneinfall in Sachsen führt bis nach Bremen.

8. Kap.: Schicksalswende . . . . . 916 Berengar I. von Italien wird Römischer Kaiser.

Synode von Hohen-Altheim. Die schwäbischen Grafen Berthold und Erchanger von Konrad hingerichtet. Burchard wird Herzog von Schwaben.

917—919 wiederholte Einfälle der Ungarn in Bayern, Schwaben und Lothringen.

918 Konrads I. Kämpfe gegen Arnulf von Bayern. An einer hierbei erlittenen Verwundung stirbt er gegen Ende des Jahres, nachdem er vorher noch Heinrich zu seinem Nachfolger bestimmt hat.

Dritter Teil: Um des Reiches Einheit

9. Kap.: Schwert ohne Griff? . . . . . 919 Der Reichstag zu Fritzlar. Heinrich wird von Franken und Sachsen zum König gewählt; er lehnt kirchliche Salbung ab.
Er zwingt Buchard von Schwaben zur Anerkennung seiner Oberherrschaft.

920 Heinrich unternimmt erste Schritte zur Rückgewinnung Lothringens.

Reichsversammlung in Saalheim.

Ungarneinfälle in Oberitalien und Burgund bis 924.

10. Kap.: Aufstieg . . . . 921 Heinrichs Zug gegen Arnulf von Bayern, der als Gegenkönig aufgestellt ist, führt zur Unterwerfung Arnulfs.

Freundschaftsvertrag mit König Karl III. von Westfranken zu Bonn.

922 Giselbert von Lothringen und Heribert von Vermandois erheben Robert von Franzien zum König des Westreiches.
Heinrich tritt den umstrittenen Aargau an König Rudolf von Burgund ab und erwirbt dafür die heilige Lanze des Reiches.

923 In Westfranken fällt Robert im Kampf gegen Karl III., der dabei gefangen genommen wird. Herzog Rudolf von Burgund wird König.

Heinrich löst das Bonner Bündnis und gewinnt einen Teil Lothringens zurück. Eine schwere Erkrankung verhindert die endgültige Lösung der lothringischen Frage.

11. Kap.: Die Krisis . . . 924 Ungarneinfall in Sachsen. Heinrich auf der Werla. Abschluß eines neunjährigen Waffenstillstandes mit den Ungarn.

In Italien wird Berengar I. von König Rudolf von Burgund besiegt und stirbt.

12. Kap.: Heimkehr . . . 925 Zweiter Zug Heinrichs nach Lothringen. Unterwerfung Giselberts. Eberhard von Franken zum Statthalter eingesetzt. Lothringen kehrt zum Reich zurück.

926 Herzog Burchard von Schwaben fällt im Kampf in Oberitalien.

Reichstag von Worms in Anwesenheit des Königs von Burgund. Hermann von Franken wird Herzog von Schwaben.

927 Heriger von Mainz stirbt.

Hoftag von Mainz. Hildibert wird Erzbischof von Mainz und Erzkanzler.

Giselbert von Lothringen heiratet Heinrichs Tochter Gerberga; er wird wieder als Herzog in Lothringen eingesetzt.

Vierter Teil: Um des Reiches Freiheit

13. Kap.: Wehr und Waffe . . . . . 928 Heinrichs Zug gegen die Heveller. Eroberung von Brennabor.

In Rom beseitigt Marozia nach dem Tod Theodoras Johannes X.

929 Fortsetzung der Züge gegen die Slawen. Gana erobert, Meißen gegründet.

Zug nach Böhmen. Heinrich und Arnulf in Prag. Unterwerfung König Wenzels.

Aufstand der Redarier, Schlacht bei Lenzen.

Hoftag in Quedlinburg. Heinrichs Sohn Otto heiratet Editha von England.

930 Heinrich weiht die Kirche in Merseburg.

931 Neutralitätsvertrag mit König Rudolf von Frankreich am Chiers.

In Rom wird Johannes XI. Papst (Sohn der Marozia und Sergius III.)

932 Graf Thietmar vom Osten stirbt.

14. Kap.: Die Entscheidung . . . . . Synode von Erfurt.

Volksthing in Sachsen.

932/933 Kämpfe Heinrichs gegen die Ungarn. Die Schlacht bei Riade.

15. Kap.: Das Reich der Deutschen . . . . . 934 Zug gegen die Dänen. Eroberung von Haithabu.

935 Heinrichs Begegnung mit den Königen von Frankreich und Burgund; Freundschaftsabkommen.

König Wenzel von Böhmen wird von seinem Bruder Bozislav ermordet.

16. Kap.: Ums ewige Reich . . . . . 936 Reichstag zu Erfurt. Heinrich bestimmt Otto zu seinem Nachfolger.

Heinrichs Tod in Memleben.

937 Arnulf von Bayern stirbt.
Beginn langwieriger Kämpfe Ottos gegen die Großen des Reiches und seine Brüder.

938 Ottos Halbbruder Thankmar wird im Kampf gegen Otto auf der Eresburg ermordet.

Ausklang:
Der Spruch des Schicksals . . . . . .

939 Im Kampf gegen Otto fallen Eberhard von Franken und Giselbert von Lothringen.

948 Aussöhnung Ottos mit seinem Bruder Heinrich; dieser wird Herzog von Bayern.

955 Kämpfe gegen die Ungarn; Schlacht auf dem Lechfelde.

961 beginnen Ottos Kämpfe um Italien.

962 Otto wird Römischer Kaiser deutscher Nation.

968 Heinrichs Gemahlin Mathildis stirbt.

Inhalt

Seite

Leitwort 5

Erster Teil: Um des Reiches König

1. Kapitel: Im Maien 7
2. Kapitel: Wetterwolken 28
3. Kapitel: Von Liebe und Haß 60
4. Kapitel: Begegnungen 82

Zweiter Teil: Um des Reiches Krone

5. Kapitel: Der neue Herr 109
6. Kapitel: Wekings Waffe 144
7. Kapitel: Not über Sachsen 168
8. Kapitel: Schicksalswende 206

Dritter Teil: Um des Reiches Einheit

9. Kapitel: Schwert ohne Griff? 238
10. Kapitel: Aufstieg 271
11. Kapitel: Die Krisis 291
12. Kapitel: Heimkehr 328

Vierter Teil: Um des Reiches Freiheit

13. Kapitel: Waffe und Wehr 366
14. Kapitel: Die Entscheidung 408

Seite

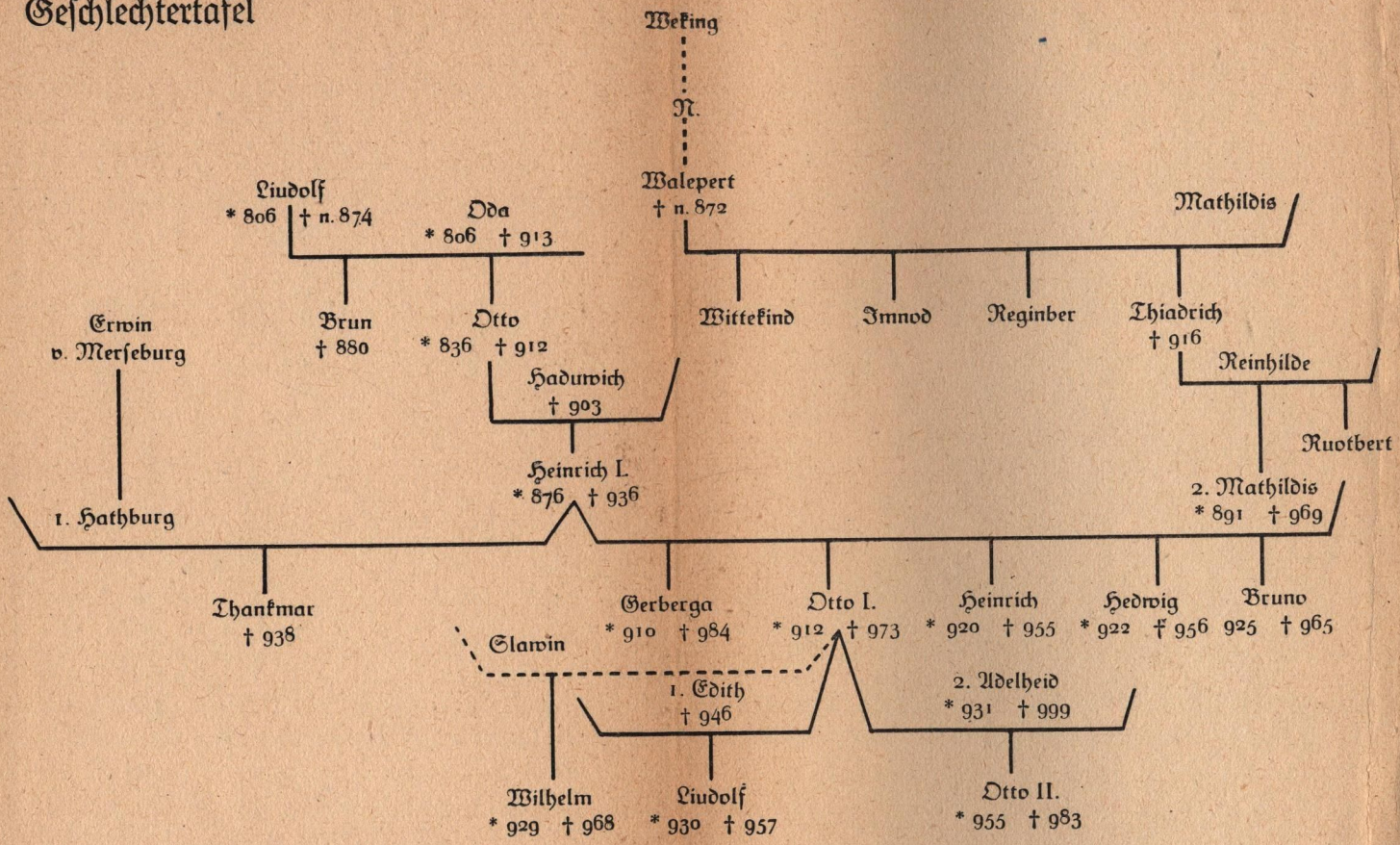
15. Kapitel: Das Reich der Deutschen 446
16. Kapitel: Ums ewige Reich 468

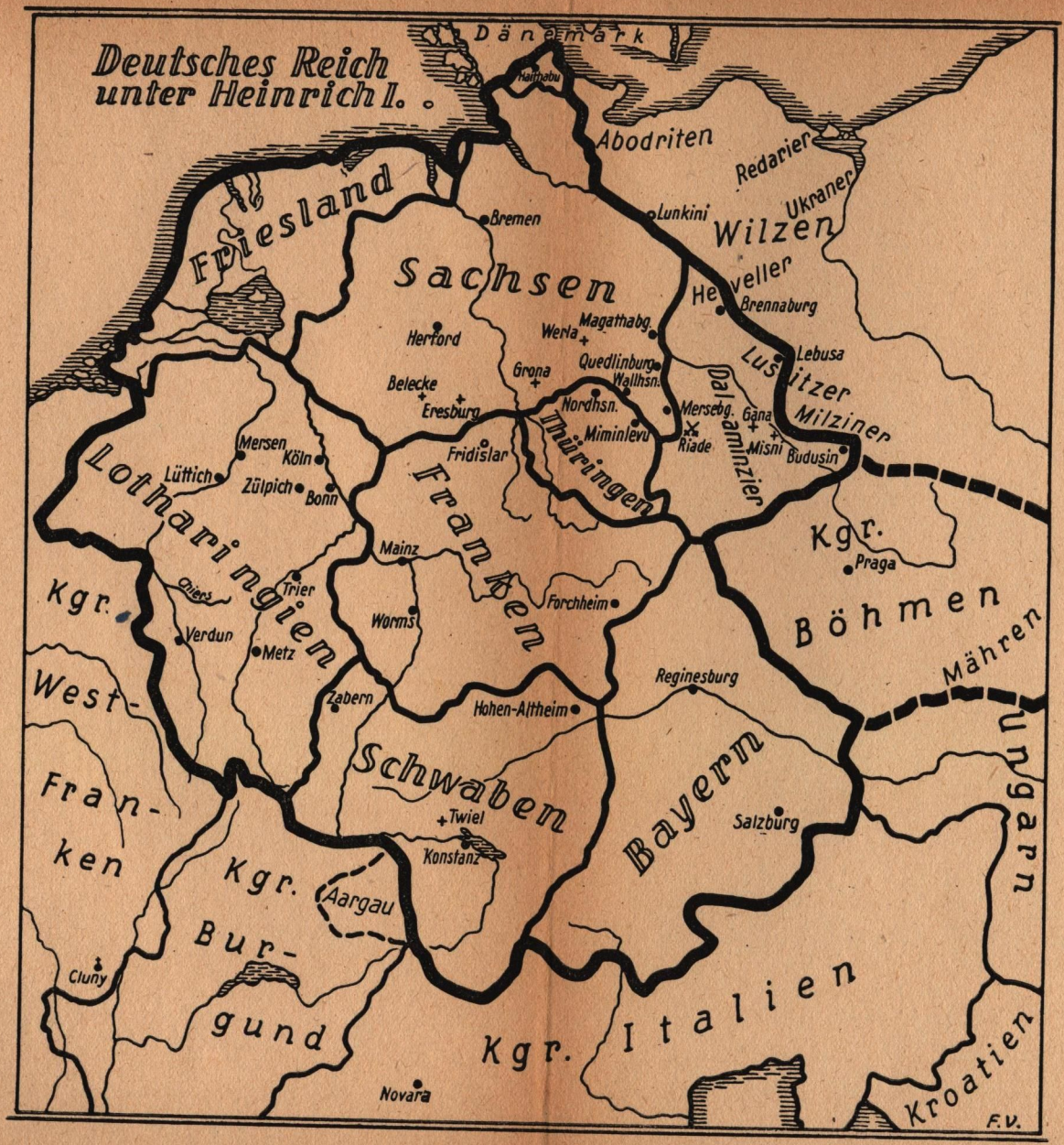
Ausklang: Der Spruch des Schicksals 486

Anhang

Nachwort 501
Anmerkungen und Erläuterungen 503
Vergleichende Zeittafel 514
Geschlechtertafel
Karte

Geschlechtertafel




Deutsches Reich unter Heinrich I.
Dänemark
Haithabu
Abodriten
Redarier
Ukraner
Wilzen
Lunkini
Friesland
Bremen
Sachsen
Heveller
Brennaburg
Magathabg.
Werla
Herford
Lebusa
Quedlinburg
Grona
Wallhsn.
Lusitzer
Belecke
Eresburg
Nordhsn.
Mersebg.
Gana
Milziner
Miminlevu
Riade
Misni
Budusin
Thüringen
Fridislar
Mersen
Köln
Lüttich
Zülpich
Bonn
Lotharingien
Franken
Mainz
Kgr.
Praga
Chiers
Trier
Forchheim
Böhmen
Kgr.
Worms
Verdun
Metz
Mähren
Reginesburg
West-
Zabern
Hohen-Altheim
Ungarn
Schwaben
Bayern
Fran-
Twiel
Salzburg
ken
Konstanz
Kgr.
Aargau
Bur-
Cluny
gund
Kgr.
Italien
Kroatien
Novara
F.V.

FRITZ VATER

Herr Heinrich